Staatl. Bibliothek
Regensburg

Phil. No 174
7 F

Moralische
Briefe
zur
Bildung des Herzens.

The Libertine, who, lost in guilty joys,
Scorns heavn's just love, and shuns the preacher's voice,
Won by the artfull tales of gen'rous deeds,
Shall feel the wish to copy what he reads.

Rowe.

Fünfte Auflage.

Erster Theil.

Wien,

gedruckt bey Joh. Thomas Edl. von Trattnern, kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1778.

Bibliothek
egensbu

Vorrede.

Ich habe mich, vielleicht nicht ohne Ursache, oft gewundert, daß nicht einer von unsern moralischen Dichtern auf die Gedanken gerathen ist, Briefe nach dem Muster der ovidischen Heroiden zu schreiben. Ausser einem einzigen, ist mir keiner bekannt: und dieser einzige ist ein Schriftsteller, den das feinere Publikum lan-

ge vergessen hat. Hofmannswaldau verdienet gleichwohl das Lob, daß er die Dichter seiner Nation wieder daran erinnerte, daß Ovidius lange vor ihm vortreffliche Heldenbriefe geschrieben hatte, welche nachgeahmet zu werden verdienen.

Diese Art von Gedichten ist von uns zu wenig gebraucht; und sie könnten sehr fruchtbar seyn. Wenn ein zur dogmatischen Poesie gebohrner Dichter den Weg betreten wollte, den der Römer gebahnet hat: wenn er sich vornähme, nur überhaupt in Ansehung der Form, und der Schreibart, dem Ovidius nachzuahmen; wenn er mannigfaltigere, und lehrreichere Materien bearbeiten wollte; so würde er die schönste Gelegenheit haben, die berühmtesten Personen als Lehrer der Tugend auftreten zu lassen. Er könnte beynahe alle Pflichten auf eine reizende und andringende Art vortragen; und seinen Lehren Neuheit, Mannigfaltigkeit, und insbesondere ein sehr wichti-

tiges Ansehen geben. Eine schöngesagte Wahrheit, eine wohlangelegte Situation, eine unerwartete Betrachtung, eine natürlich ausgedrückte Leidenschaft rühret immer, es mag sie sagen oder ausdrücken, wer da will; allein sie rühret noch mehr, wenn wir den Lehrer vergessen, und diejenige Person, welche sich in dieser Situation oder Leidenschaft befindet, selbst zu hören glauben. Ist vollends diese Person an sich selbst wichtig, und hat ihr Ruhm, oder ihr Ruf uns schon mit ihrem Charakter bekannt gemacht, so kommen hier dem dogmatischen Dichter fast alle Vortheile zu Hülfe, die der tragische hat. Schon die Namen der Weisen, eines Sokrates, eines Epiktet, eines Antonin, und die Namen der Weltbezwinger, eines Sesostris, Alexander, Cäsar: ja auch die Namen, welche die Geschichte zur Verewigung der Schande derer, die sie führten, aufbehalten hat, eines Nero, Borgia, Cromwel, haben ein Recht, auf unsere Bewunderung oder Auf-

merksamkeit, oder auf unsere Neubegierde.

Ein solcher Dichter hat eine Welt vor sich: jede merkwürdige Begebenheit, jeder Charakter, jede Situation, jede mehr als gemeine Handlung giebt ihm Stoff: denn alle Begebenheiten, Charaktere, Situationen, Handlungen sind fruchtbar an Moralen. Sollte es wohl schwer seyn, in einer Weltgeschichte für jede einzelne Pflicht der Sittenlehre ein Exempel zu finden?

Man sieht, in wie fern ich rathen wollte, dem Ovidius nachzuahmen, vornehmlich in der Schreibart: wenn wir seine zugespitzten Gedanken, und gekünstelten Antithesen ausnehmen, nicht blos dem Inhalt nach. Die Heroiden des Ovidius enthalten nichts, als Liebesgeschichten. Es ist immer eine Phyllis, die an einen Demophoon, immer eine Cydippe, die an einen Acontius, oder ein Acontius, der an eine Cydippe schreibt.

schreibt. Diese Leidenschaft, weil sie die allgemeinste ist, hat sich freylich einer allgemeinen Aufmerksamkeit zu versichern, und belustiget; allein ich wollte sie nur, insofern sie moralisch ist, und Einfluß auf die Schicksale der Menschen hat, geschildert, und mehr als geschildert, in ihr gehöriges Gleiß gewiesen wissen, damit sie nicht blos belustige, sondern auch nutze. Ich wollte, daß diese Leidenschaft nicht anders erschiene, als sie auf der tragischen Bühne erscheinen darf; ich wollte ferner, daß sie nicht die einzige wäre, welche erschiene. Meiner Meynung nach hieße das den Ovidius in einem wesentlichen Stücke übertreffen.

Von solchen Briefen haben wir, eigentlich zu reden, keine im Deutschen: so viel ich weiß. Die Briefe der Verstorbenen an hinterlassene Freunde von dem Herrn Wieland sind die einzigen, die man hieher rechnen könnte. Ihre Vorzüge sind entschieden; aber es treten

ganz andere Personen darinn auf, und lehren eine andere, weit erhabnere Moral, als jene, wovon die Rede ist, lehren könnten; denn diese sollten sich hauptsächlich auf die gemeinsten Pflichten und Lebensregeln einschränken.

Ich hatte mich einst entschlossen, solche Briefe in Versen auszuarbeiten: vielleicht ist es dem Publiko lieb, und mir nicht nachtheilig, daß es, aus Mangel an Zeit, unterblieb. Ich fand, als ich der Sache weiter nachdachte, in der That, daß diese Arbeit mehr Zeit erfodern würde, als meine Umstände mir erlauben, wenn ich auch Kräfte genug hätte, sie ausführen zu können. Es ist eine geringe Mühe, eine Person aus der Geschichte aufzusuchen, welche diese oder jene Lehren geben kann: aber es ist eine große Mühe, wenn man jede Person so genau studiren soll, daß sie nichts schreibt, was nicht ihrem Charakter, und ihrer Situation entspricht. Ein Verfasser, der es wagt, wahre

Per=

Personen aus der Geschichte reden zu lassen, verbindet sich, sie nach ihrem bestimmten Charakter reden zu lassen, wenn sie dieselben Personen bleiben sollen. Der Leser hält sich an die Ueberschrift, und tadelt mit Recht den Verfasser, der ihm in der Aufschrift den Brief eines Sokrates verspricht, und in dem Brief selbst einen Cato reden läßt. Alles muß den Sitten, Gesinnungen, herrschenden Leidenschaften, den Meynungen, und selbst der Art des Vortrages der benannten Person entsprechen. Vor so viele Personen, als ich hätte müßen reden lassen, alle Charaktere so genau zu studiren, war mehr als meine Zeit erlaubte, und mehr, als ich vors erste wagen wollte.

Vielleicht habe ich ein Mittel gefunden, mir diese Mühe auf eine gedoppelte Art zu erleichtern. Ich wählte statt wahrer Geschichte, und Personen, erdichtete, und statt der poetischen Einkleidung die Prose. Die Wahrschein-

lichkeit kann auch in diesem Stücke die Dienste der Wahrheit ganz gut verrichten. Ich könnte unter diesen Umständen meine Geschichten nach den Sittenlehren zubereiten, und die Charaktere und Situationen so annehmen, wie sie mir am schicklichsten zu seyn schienen.

Obgleich die Moral die Hauptabsicht ist, worinn ich diese Briefe schrieb; so ist doch nicht ein jeder Brief einer Hauptmoral zu Gefallen geschrieben, wie etwa eine äsopische Fabel verfaßet wird. Verschiedene Briefe enthalten nur eine Situation. Ich meyne aber, daß Situationen eine sehr vorzügliche Stelle in solchen Briefen einnehmen können. Wenn sie dem Verfasser gerathen, so lehren sie eine Kenntniß des menschlichen Herzens; sie rühren, sie geben hundert Gelegenheiten statt einer, eine Sittenlehre, einen güldenen Spruch einzustreuen, setzen das Herz des Lesers in eine sanfte Bewegung, und erregen ein Gefühl, welches der Menschenliebe und der Tugend

nicht gleichgültig seyn kann. Dieses vorausgesetzt erwarte ich wegen einiger Briefe nicht den Vorwurf, daß sie nichts mehr, als einen Liebeshandel enthalten. Die Liebe ist eine von denen Leidenschaften, welche den allgemeinsten Einfluß haben, und also vor andern von einem Sittenlehrer von vielen Seiten betrachtet zu werden verdienet. Andere Briefe sind bloß dogmatisch, und zeigen entweder eine schöne Seite der Tugend, oder geben Lebensregeln, oder bestreiten Vorurtheile, welche einen unmittelbaren Einfluß auf die Sitten, und die Glückseligkeit haben.

Wenn ich meine Arbeit von dieser Seite betrachte, so achte ich mich vor der strengsten Kritik sicher, und erwarte den Beyfall meiner Leser. Ich weiß aber auch, daß das Schicksal der Werke des Geistes und Witzes nicht allein von ihrem Inhalt abhängt. Der Vortrag kann die schönsten Sachen verderben, und nichts bedeutende Kleinigkeiten wich-

tig machen. Von dieser Seite bin ich bey weitem nicht so sicher, und wünsche nur das, was ich von der andern erwarte.

Es wird vornehmlich darauf ankommen, ob ich lehrreiche, und rührende Situationen gewählt, ob ich dringende Bewegungsgründe, und einleuchtende Beweise, wo sie nöthig waren, angeführet; Betrachtungen und Gedanken, die man täglich lieset, eingestreuet, ob ich meine Personen so habe reden lassen, wie sie nach der Natur ihrer Leidenschaft, oder ihrer Situation reden sollten, und ob ihre Schreibart gut ist. Hierüber müßen die Kunstverständige urtheilen. — Ich verlange nicht ihrem Urtheil vorzugreifen; aber es wird doch erlaubt seyn, noch ein paar Worte zu meiner Entschuldigung zu sagen.

Ich weiß, daß diese Briefe sich nicht alle gleich sind. Charaktere und Leidenschaften, die mit den unsrigen näher ver-

verwandt sind, gerathen uns besser, als andere. In diese müßen wir uns eigentlich versetzen, in jenen ist gleichsam unsere Heymat. Die lebhafteste Einbildungskraft kann dem besten Genie nicht so gut forthelfen, als oft die Natur einem mittelmäßigen Geiste. Diesem Unterschied folgt unmittelbar ein anderer; der Unterschied in Ansehung der Güte des Ausdruckes. Man kann in den Werken der Dichter sehr deutlich die Stellen merken, wo sie in ihrer Materie sind, wo ihnen ihre eigene Natur zu Hülfe kömmt, denn auch von dieser ist es gewiß;

Verba — non in vita sequuntur.

Wenn man in einem und demselben Werke eine Verschiedenheit bemerket und vorgiebt; so kann ein Verfasser, der sich genöthiget sieht, mannigfaltige Materien abzuhandeln, und sich in mannigfaltige Gemüthszustände, Leidenschaften und Charaktere zu versetzen, ohne

Un-

Unbilligkeit eine Nachsicht erwarten, wenn er seinen Richter nicht in allen gleich befriediget. Ich will gern bekennen, daß meine Briefe selbst nach meiner eigenen Einsicht, ungleich sind; und ich sehe vielleicht manche Fehler selbst, welche der Kunstrichter finden wird: obgleich noch viele übrig bleiben mögen, welche meiner Aufmerksamkeit entwischet sind.

Bey dieser andern Ausgabe hätte ich wenigstens keiner Stelle schonen sollen, die mich selbst nicht befriedigte. Das ist eine Dankbarkeit, welche ein Verfasser dem Publiko schuldig ist, das ihm einmal schon seine Nachsicht bewiesen hat. Ich bitte meine Leser zu glauben, daß niemand von dieser Dankbarkeit mehr überzeugt ist, als ich, und daß ich fest entschlossen war, mit der größten Strenge alles zu verwerfen und zu verändern, was mich nicht befriedigte. Die Menge der Veränderungen würde meiner Arbeit gewiß eine ganz andere Gestalt gegeben

ben haben. Verschiedene Briefe würden ganz von neuem umgearbeitet worden seyn, verschiedene würden ganz andern Platz gemacht haben. Wie groß diese Veränderung gewesen seyn würde, kann der Leser ungefähr aus dem ersten, siebenten und achten Briefe abnehmen; obgleich die übrigen gleichfalls in vielen Stellen zu Beyspielen dienen könnten. Allein es waren mir gewissermaßen die Hände gebunden, und ich durfte mich meiner Neigung nicht ganz überlassen. Da ich diese Arbeit fortsetzen wollte; so würde eine so allgemeine und beträchtliche Veränderung aus dem ersten Bande ein ganz neues Werk gemacht haben. Dieser Theil in der ersten Ausgabe würde denen, die ihn bereits besaßen, unbrauchbar geworden seyn, und sie würden gewissermassen sich genöthiget gesehen haben, ihn mit den übrigen Theilen noch einmahl zu kaufen. — Ich hatte daran nicht gedacht, als ich schon einen großen Theil umgearbeitet hatte. Mein Verleger erinnerte mich daran, und ich

fand

fand seine uneigennützige Vorstellung so billig, daß ich anfieng mit größerer Nachsicht zu ändern, als gewiß geschehen seyn würde, wenn ich eine völlige Freyheit gehabt hätte.

Vielleicht sind viele Leser besser damit zufrieden, als die Kunstrichter. Ich weiß, was diese gegen die beste Rechtfertigung sagen können:

Nonum prematur in annum.

und ich weiß ihnen nichts zu antworten: denn was ich antworten könnte, das läßt sich nur Freunden sagen.

Ist es mir geglückt, wichtige und fruchtbare Sittenlehren ausgesucht zu haben; so verdiene ich in einem wesentlichen Stücke einiges Lob: habe ich in manchen Briefen gerühret, so ist das ein Beweis, daß ich meine Personen in gute Situationen gesetzt habe; und haben sie sich in diesen so ausgedrückt, wie es die Natur der Leidenschaften erfodert;

so habe ich das meiste von dem gethan, was man von mir erwarten konnte. Bey so vielen Stücken, worinn der Leser befriediget seyn will, kann ein Schriftsteller leicht in einem fehlen. Aber wäre ich auch in keinem glücklich gewesen; so wird man mir doch das Lob nicht streitig machen können, daß ich mich bemühet habe, zu nützen. Ich werde also noch immer einen Vorzug behalten vor Verfassern, welche blos belustigen wollen, und ihren Endzweck nicht erreichen. Diese behalten nichts, und verdienen nicht, gelesen zu werden.

Dieser erste Theil unterscheidet sich von der ersten Ausgabe bloß in den Aenderungen. Nur der dritte Brief ist in einer Folge von Briefen, welche zusammen hangen, in den zweyten übergegangen: aber in einer so großen Veränderung, daß der Leser ihn kaum kennen wird. Ich habe davon einen andern in dem ersten eingerücket. Sonst ist die Anzahl, und der Inhalt der Briefe

den vorigen gleich: und der Leser darf der Aenderung wegen diesen ersten Theil nicht noch einmal kaufen. Ich habe bereits gesagt, worinn diese bestehen; und vielleicht verliert er nicht viel, wenn er sie auch nicht lieset.

Moralische Briefe

zur

Bildung des Herzens.

I. Brief.

Cleone an den Cyneas.

Soll ich noch länger vergebens eine Zeile erwarten? Soll ich ewig leiden, fürchten, und schweigen? Ach **Cyneas**! ich kann meiner Sorge nicht mehr gebieten: ich muß endlich mein Herz mit meinen Thänen vor dir ausgießen. Wir haben keine andere Zuflucht, wir Unglücklichen, als Klagen und Thränen. Weinen ist das letzte ganze Vergnügen der Leidenden. Wenn du selbst mich nicht trösten willst; so darfst du mir wenigstens diese Erleichterung meines Herzens nicht verbieten.

Noch liebe ich, noch segne ich dich, und meine unglückliche Liebe, die ich nicht vergessen, die

alle meine Thränen nicht haben verlöschen können. Vergieb mir, daß ich dir einen Augenblick verderbe, den du vielleicht an den Lippen einer andern Geliebten in Entzückungen zubringen konntest. Einen Augenblick, einen Seufzer kannst du mir wohl schenken. Ich habe ein Recht, ihn zu fodern; ich habe dieses Recht mit dem Verluste der Ruhe meines ganzen Lebens erkauft. Jede Stunde, die ich dir nicht verschönern konnte, war vor mich sonst eine Stunde, die ich nicht zu leben wünschte. In deinen Augen suchte ich mein Schicksal; Freude oder Schmerz, Leben oder Tod hiengen von deinen Blicken ab. Ich fodere nur eine leichte Vergeltung, nur einen Seufzer.

Fürchte dich nicht vor dem Inhalt dieses Briefes. Was wolltest du von der fürchten, die dich liebet? Ich will mich nicht über Untreue beschweren, will nicht Vorwürfe einer beleidigten Liebe, nicht Verwünschungen zusammen häufen. Wie könnte ich dem fluchen, in dem ich alle meine Glückseligkeit zu finden wünsche? —

Zwar diese Hoffnung ist verloren: aber meine Liebe nicht. Diese schlägt noch in jedem Pulsschlage, fließt noch in jeder Thräne aus, athmet noch in jedem Seufzer. — Laß mich denn klagen; laß mich in meine Thränen meine Feder tauchen, und niederschreiben, was mein Herz mir vorsagt. Es ist voll; es kann seine Fülle nicht mehr fassen. Es hat die Schmerzen eines ganzen Jahres gesammelt, und auf einen Tag zusammen gesparet.

Schon

Schon ein Jahr lebe ich in dieser traurigen Einsamkeit. Ich wünsche, ich weine, ich hoffe, ich verzweifle, wünsche von neuem, und ein Tag geht, wie der andere, hin. Ich weiß nicht, ob du noch lebest! Wenn du noch lebest; so hast du deine Unglückliche vergessen. Du schreibst nicht, du tröstest sie nicht. — Was haben auch die Todten mit den Lebendigen, oder die Elenden mit den Glücklichen für Gemeinschaft! Vielleicht hast du dem Willen deiner unversöhnlichen Mutter endlich nachgegeben, und genießest itzt in den Armen einer glücklichern Geliebten alle die Freuden, die ich dir nicht geben konnte. Ich segne deine neue Verbindung, und fodere dich nicht in meine Arme zurück, wenn nicht Liebe das einzige ist, was dich glücklich machen kann. Denn was kann ich dir sonst versprechen, als Liebe, als ein zärtliches Herz? —

Ach, was sage ich — Ich fodere dich nicht zurück? Nein, meine Thränen strafen mich Lügen! Sie fließen blos aus Verlangen nach dir! Alles hab ich verloren; Ehre, Ruhe, Freunde und Aeltern: alle diese würde ich in dir wieder finden. Aber soll ich auch dir entsagen, so entsage ich aller Glückseligkeit, verliere alles, was ich noch hoffen konnte. —

Und warum nicht zugleich mein Leben? Dieses so unglückliche beschwerliche Leben? Seinen Freuden bin ich schon abgestorben! Die Welt ist

für mich so öde, wie das Grab; alles ist traurige leblose Einsamkeit. Der Tod allein ist meine einzige beste Hoffnung, mein einziger gewisser Trost. Täglich seufze ich ihm entgegen. Was soll ich in einer Welt, worin ein **Cyneas** vor mich nicht mehr seyn will? In einer Welt, die mich mit Mitleiden, oder Verachtung ansieht?— Mitleiden oder Verachtung? Welches von beyden ist dem am härtesten zu ertragen, der so glücklich war?— Warum und wozu sollte ich leben? Um zu seufzen, um Thränen zu vergießen, um jeden Tag den Tod zu wünschen? O, wäre ich nie glücklich gewesen, hättest du mich nie geliebet!— Aber du liebtest mich; unsere Väter billigten unsere Liebe, der Himmel selbst billigte sie. Ein heiliger Hymen zündete für uns die hochzeitliche Fackel an; der Altar stund bereit. Bald, bald sollten wir vor denselben verbunden werden. Wir durften lieben, wünschen und hoffen, und keine Zärtlichkeit, kein Wunsch, keine Hoffnung war uns verboten! noch ein Schritt, welche Freuden, o welche Glückseligkeiten! — Aber wie kurz war die Hoffnung; wie gefährlich für meine Unschuld, wie verderblich für meine Ehre? Der Tag kömmt —Erinnerung voll Qual! Strömet hin, meine Thränen! Der schönste Tag meines Lebens ward der unglücklichste. — der Tod des Vaters entreißt mir den Sohn, löscht die Kerzen aus, und reißt den Brautkranz von meinen Schläfen, die hochzeitlichen Freuden, der Altar, die Fackeln,

die uns leuchten sollten, das ganze Gefolge der Huldgötter — diese entzückenden Phantasien alle verschwinden! —

Wie so schnell seyd ihr entflohen ihr süßen, ihr angenehmen Träume! Mit welcher Dunkelheit habt ihr euch geendiget, ihr Frühlingstage meines Lebens? Wo sind die geliebten Phantasien einer Zukunft, wo jede Minute gülden, jede Sorge unbekannt, jeder Wunsch erhört seyn sollte? — Alle, alle dahin! Wenige Augenblicke haben mir diese Welt der Freuden aufs grausamste zerstöret! haben meine Elisien in eine Einöde, in eine traurige Wüste verwandelt. Die Liebe — Ach, ich hoffte ich Thörichte, hoffte alle meine Glückseligkeit in ihr; hoffte, wenn es möglich wäre, einen Himmel auf der Welt zu finden; diesen Himmel in ihren Entzückungen! Unglückliche Verblendung! Diese selig gepriesene Liebe hat Schmerzen für Freuden, Verachtung für Ehre, Gram für Entzückung, Verzweiflung für Hoffnung geboren. Meine Augen sehn sehnsüchtig nach einem Troste umher; sie finden ihn nirgends, und fließen von Thränen über!

Wo sollte ich ihn finden? Sage, wo sollte ich einen einzigen finden? In der Zeit, die vergangen ist? — Darf ich dahin zurück sehen, ohne vor Scham zu brennen, ohne vor mir selbst zu erröthen? Da sahe ich mich für die Deinige an, ließ mich durch die Liebe verrathen, that den ersten Fehltritt, der mich so weit, so weit, von

der Ruhe des Lebens entfernte, als ich nun bin! Oder soll ich Trost in meinem gegenwärtigen Zustande suchen? Wo ist die einzige Freude, auf welche mein Herz ein Recht hat? Was darf ich hoffen, und was muß ich nicht befürchten? Reue, Verfolgung, Sorge, Elend ist alles, was ich empfinde, erfahre, denke und erwarte:

Selbst die Erinnerung der glückseligsten Stunden meines Lebens dienet mir nur zum Maß meines gegenwärtigen Unglücks. Ich blicke mit Thränen nach der Höhe zurück, wovon ich herabfiel, und sehe so erst die Tiefe, worinn ich liege.

Wenn ich an jenen Tag denke, wo mein gar zu sicheres Herz von sanften Entzückungen überwallte, wo ich von deinen Armen umschlungen an deinen Lippen hieng, wo mein Herz an dem deinigen schlug, wo Freudenthränen von meinen Wangen schlichen; wenn ich an die Stunden denke, wo wir bald, bald an den Altare tretten sollten; wo die keusche Liebe, mit allen ihren Freuden uns erwartete: wie ganz fühle ich alsdann mein itziges Unglück! Wie wünsche ich, nie glücklich gewesen, und im Unglücke gehärtet zu seyn! Wie das Licht den benachbarten Schatten in tieferer Schwärze zeiget, so erhebt die Erinnerung empfundener Glückseligkeit die Farbe des gegenwärtigen Elendes. Ich liebte dich, ich durfte dich lieben, ich wurde geliebt, ich besaß dich, ich durfte alles wünschen, alles hoffen, alles empfinden: itzt — ach! wo ist von tausenden eine

Freu-

Freude, eine sichere Hoffnung! Was weiß ich gewiß, was darf ich wünschen? — wünschen zwar alles, aber hoffen? — wie wenig!

Eilet, ihr Tage, die ihr der traurigen Cleone so langsam verschleicht, eilet! der letzte ihres Lebens ist der erste ihrer Ruhe! — aber wie weit sind Ruhe und ich vielleicht noch entfernet! Möchte silbernes Haar mein Haupt, Blässe und Verfall meine Wangen bedecken! Dann könnte ich mich, dann wollte ich mich trösten. Was weinest du, Thörichte! könnte ich zu mir selbst sagen. Du siehst das Ende deines Grams; was weinest du? Die untergehende Sonne meldet dir die ruhige Nacht; du stehest an der Schwelle der Glückseligkeit. Noch ein Schritt: dann bist du da, wo du zu seyn wünschest!

Aber der Gram wird thun, was mein Alter versaget. Erschöpft von Thränen, und verzehrt von Seufzern, werde ich vor dem Herbste meiner Jahre schmachten, verblühen, hinsinken. — Der Himmel wird sich deren erbarmen, welche die Menschen verstossen haben.

O! Cyneas, vereinige dein Gebet mit dem meinen: erbitte der wenigstens den Tod, der du das Leben nicht geben willst. Sterbend will ich dich segnen; und du hast meinen Segen nöthig. Wenn eine Gerechtigkeit die Handlungen der Menschen richtet, so hast du ihn nöthig. Unauflößliche Ketten hatten uns verbunden. Der Tod allein kann sie auflösen. Dann mag, dann darf eine zweite

Liebe diese Fessel von meiner Hand um eine geliebtere legen. Du darfst dann die vergessen, die du lang nicht mehr liebtest. Hältst du es für lieblos, der den Tod zu erbitten, die nur wünschte, daß dein ganzes Leben glückselig seyn möchte? Es ist weit liebloser, wenn du mich verlassen hast, mir das Leben zu wünschen: ein kummervolles, beschimpftes, verachtetes Leben — ein Leben, wie das meinige ohne Hoffnung, ohne Trost, ohne Stütze, ohne — dich.

O! konntest du deine Braut sobald vergessen? — Wir Unglücklichen! Man vergißt uns, wenn wir glauben, das heiligste Recht erkauft zu haben, am zärtlichsten geliebt zu seyn! Unsere Thränen, anstatt unsere unbeständigen Verehrer zu rühren, schrecken sie dann von uns weg! Sie fliehen von der Gemeinschaft des Grams in den Schoß neuer Vergnügen, und wollen mit ihrem Geliebtem von der Liebe nichts theilen, als ihre Freuden. — Sie fragen nicht, ob wir so leichtsinnig sind, als sie, und wollen, daß wir dann aufhören sie zu lieben, wann es ihnen gefällt, ungetreu zu werden. Unsere Thränen werden ihnen verdrüßlich, und unsere gerechtesten Klagen halten sie für Verfolgungen.

Aber ich muß, ich muß mein Herz vor dir ausschütten, und durch ein Gemälde meines Elendes dich wenigstens erinnern, daß ich noch lebe. Ja! noch lebe ich — Wenn von aller Gemeinschaft der Freuden, und der Lebendigen ausgeschlossen

schlossen, leben heißt; so lebe ich. — Aber wie? Ein Spott meines Geschlechts, und selbst derer, die sich bewust sind, wie sehr sie eine gefallene Unschuldige mit ihrer Verachtung beleidigen, ein Schimpf meiner Verwandten, die mich verstossen; ein Fluch meiner Aeltern, die mich nicht kennen wollen; von wenigen bedauret, die mir nicht helfen können; von allen verlassen, bey denen ich Trost finden sollte und von dir vergessen. Ich verberge meine unglücklichen Tage, meinen Schimpf und meine Thränen, aus Scham vor den Augen der Welt, und meiner frolockenden Feinde; verbanne mich aus dem Angesichte meiner Freundinnen, um in einer armseligen Hütte einsam zu weinen, und fürchte täglich, von denen entdeckt zu werden, bey welchen die Natur und Herz mich heißen Trost und Schutz zu suchen. — Welch ein Schicksal ist unglücklicher, als wenn wir selbst vor der Hülfe fliehen müssen! Eine arme Unglückliche, die das Leben empfieng, um von ihrer Mutter dereinst ihr Elend zu erben, lernt in meinen Armen, an meiner Brust, an meinem Herzen von mir weinen, und das Geschäfft beginnen, wozu sie geboren wurde. —

Ach von mir empfieng sie dieses Leben, diese traurige Erbschaft — und von dir. Hat sie einen Vater? — Ein Vater würde ihre Mutter nicht vergessen. Wenn er sie auch vergessen könnte, so würde ihn die Tochter an die Mutter erinnern. Aber die Bande des Bluts sind

dem nicht mehr heilig, der die Verbindung der Liebe vergessen hat.

Wärest du nur getreu, wie gern wollte ich mehr, als dieses dulden, wenn noch mehr zu dulden seyn kann! Die Hoffnung, diese göttliche Stärkung, die den schmachtenden Elenden erquicket, aufrichtet, ins Leben zurück versetzet, wie der Thau der Morgenröthe das von der Hitze des Mittags hingewelkte Kraut, würde mir alles, alles erleichtern. Ich könnte der Vergebung der Menschen entbehren: denn ich weiß, der Himmel hat mir vergeben. Ich könnte den Schimpf der Welt ertragen; unsre Verbindung würde ihn auslöschen. Ich könnte mich mit dem Bewußtseyn meiner Tugend gegen die Verachtung meiner Feinde trösten. Aber du hast mich verlassen, letzte letzte Hoffnung meines Lebens, ach du! —

Doch ich will deine Untreue deinem Herzen nicht zuschreiben. Du bist nicht grausam genug, unglücklich zu machen. Du bist zu edel, ein Vergnügen in den Thränen einer Betrogenen zu finden. Du bist nicht so undankbar, eine unaussprechliche Liebe mit Gram und Schande zu belohnen. Du selbst hast oft den Fluch über die Verführer meines armen Geschlechts gesprochen, welche mit der Hölle die Freuden über den Fall einer Unschuldigen theilen. In deinen Augen brannte ein schöner Eifer, und jede deiner Geberden entsprach der Heftigkeit deiner Worte,

womit

womit du deinen Abscheu ausdrücktest. Ich sah edle Thränen über deine Wangen gleiten. Ich hieng starr an deinen Blicken, mein Herz klopfte, ich weinte mit dir — denn wann habe ich nicht mit dir geweinet? — Ich sahe — und seufzte in einer frohen Wehmuth — deine Bewegung, wenn du von solchen Geschichten redetest, — als nun die unsrige ist.

Wie liebte ich dich um dieses edlen, dieses fühlenden Herzens willen! Mein thränendes Auge — ich weis nicht, ob es mehr aus Mitleid für die Unglücklichen, oder aus Zärtlichkeit für dich weinte — war auf dich geheftet. Ich sah den Himmel in deinen Blicken. Dann sank ich an dein Herz, dann drückte ich dir die Hand, konnte nicht reden, weinte meine Empfindungen, drückte dich voll Innbrunst an meine Brust. — Wie sollte ich einem solchen Herzen mißtrauen! Wie könnte ich glauben, daß deine Thränen ohne Empfindung und erkünstelt flossen! Thränen hat die Natur dem Elende und der Tugend gegeben, die sich des Elendes erbarmet. Der spottet der Natur, und verlacht ihren Schöpfer, der diese heilige Thränen nachahmet, um zu verführen, und unglücklich zu machen. Die Bosheit hat keinen höhern Grad, als die Heucheley, die der Larve der Tugend mißbrauchet, um die Unschuld unter ihre Füße zu tretten.

Cyanens Fall, was für Thränen zwang er aus meinen Augen! Ach! hast du es vergessen?

sen? Du fluchtest ihrem Verführer. — Sie fiel, wie ich nun gefallen bin. Wie blutete mein Herz bey dem Unglück meiner Freundinn! Es weissagte sich vielleicht sein eigenes Schicksal. Du empfandest ein gleiches Mitleiden und suchtest mich umsonst zu trösten. Arme **Cyane**! seufzte ich, noch glückliches Mädchen, in deinen Armen, an deiner Brust. Ich wußte nicht, daß dieser Seufzer mir selbst gelten würde. **Cyane** bedurfte ihn nicht; der Tod entriß sie der Schande, und dem Gram. Aber über die, welche lebt um beyde zu empfinden, wer wird über die seufzen! Wer bezahlt ihr mit einer mitleidigen Thräne den Tribut, den sie keiner Unglücklichen versagte? Unglücklicher Zustand, wenn wir Mitleiden verdienen! Solche Thränen sind Zeugniße, wie sehr elend wir sind. Ach ich hoffte ein ganz anders Schicksal. Nicht Zähren, die die Barmherzigkeit fallen läßt: Glückwünsche hoffte ich, ich hoffte, beneidet zu werden.

Wäre dein Herz schuldig; wäre es solcher Verstellung und dieser Untreue schuldig, elender **Cyneas**! Dein Fluch, dein Fluch! — Du wärest noch unglücklicher, als ich! — Nein, ich will dich, auch wenn du mich verlässest, nicht schuldig glauben. Ich will mich bereden, daß ein unvermeidliches Schicksal dich mir entreißt. Wie könnte ich dich boshaft denken, ohne mein Unglück durch eine neue Qual zu vergrößern!

Oft

Oft gehe ich am Abend, wenn Dunkelheit und Stille die Gegenden so öde macht, als mein Herz ist, ins Einsame, wo keine Neugier die Seufzer des Unglücklichen behorcht, und überlasse mich unter finstern Gebüschen meinem Gram. Ein traurig rauschender Bach murmelt in meine Klagen; der thauende Himmel scheint mit mir zu weinen, die Gebüsche beantworten meine Seufzer, und die Landschaft rings um mich her scheinet in melancholischer Stille meine Schwermuth zu empfinden. Dem Unglücklichen traurt und weint alles. Wo findet er eine Freude? Die Freuden flüchten vor ihm; er bringt allenthalben seinen Kummer mit, er stecket die ganze schöne Natur mit seiner Traurigkeit an.

Oft ruft mich der Morgenstern erst unter der feuchten Laube, welche die einfältige Hand des Landmanns aus Linden geflochten, aus meinem Tiefsinn. Da denke ich, wer ich war, und wer ich seyn könnte; alle güldene Stunden meiner glücklichen Liebe, alle Freuden, die ich genoß, alle Entzückungen, die ich hoffen konnte, gehen da durch meine Gedanken. Mein Herz klopft, meine Wange glühet, ich vergesse mich. Aber nur einen Augenblick! Dann erwache ich wieder, fühle, wer ich bin, falle aus der Freude in meine Verzweiflung zurück, und meine Thränen tränken mit dem Thaue die Blumen, die zu meinen Füßen verwelken.

Oft wenn ich so sitze, wenn ich meine Hände falte, wenn mein Herz seine Seufzer, und mein Auge seine Thränen mit dem ersten Morgenweihrauch, der von dem Opferheerde der Natur aufwallet, gen Himmel gesendet; wenn dann mein erwachtes Haupt, gleich der entschlummernden Blume hinsinkt, auf meine Hand; wenn die Müdigkeit den Schlaft ruft, und die Gedanken sich tief in meine Seele zurückziehen; so spielen Träume um mich, und geben mir meinen Geliebten zurück, den du mir versagest. Ich sehe seinen werthen Schatten, rufe ihn, strecke meine Hände nach ihm aus, umfasse ihn, drücke ihn an mein Herz. Ach! kurze Freude! Er entflieht; die Angst weckt mich aus einem schönen Traume zu einem unglücklichen Leben, und meine Augen fangen ihr trauriges Geschäffte wieder an.

Auch wachend betriegt mich oft die Einbildung. Oft glaubte ich, wenn in der Stille der Mitternacht die Gebüsche um mich rauschten, wenn der Mond seine Silberstralen durch die zerstreuten Bäume wirft, und seltsame Gestalten aus Licht und Schatten bildet, welche die Phantasey auszeichnet, dich von ferne zu sehen, oder deine Fußtritte zu hören. Ich sehe begierig dahin, ich lausche; jedes Gelispel der Blätter, die der sterbende Athem des Westes bewegt, gießt Schauer auf mich herab. Mein Herz klopft stärker, und mein schmachtendes Auge sucht den,

den

den meine Sehnsucht sich wünschet. Aber umsonst! Die Gestalt verschwindet, so bald der Mond seine Stellung verändert; die Winde ruhen, alles wird melancholisch, öde Stille und Einsamkeit.

Wann wird kein Traum mich mehr betriegen? Wann werde ich dich wieder finden! Jenseits des Grabes! — Ach, werde ich stark genug seyn, diesen öden, diesen vielleicht langen Zwischenraum des Lebens mit standhafter Geduld zu ertragen? Werde ich nie über dich seufzen?

Wenn du mich verlassen willst, so solltest du mich doch nicht ganz vergessen. Bin ich dir so gleichgültig, daß auch kein Gedanke dich an deine **Cleone**, oder an die trostlose Mutter deiner Tochter erinnert? Wenn der Name **Cleone** das Herz des Liebhabers kalt läßt: so sollte doch der Name Mutter den Vater rühren. Bin ich keiner Zeile würdig, oder bedarf ich vielleicht deinen Trost nicht? Wie sehr würde eine Zeile mich aufrichten! diesen Trost solltest du mir nicht versagen, wenn du nicht mehr liebest. Ach! wie wenig ist nicht ein Trost für diejenige, welche Liebe hoffen und fodern durfte!

Wenn du noch — Aber was hoffe ich? Ich bin vergessen, wie ein Todter, vergessen! Ich sehe keine Zeile, ich höre keine Nachricht von dir. Meine Liebe forschet umsonst: und was entgeht der Nachforschung der Liebe? Das Gerücht scheint deinen Namen, oder doch den Winkel

der Erde nicht zu kennen, wohin mein Schicksal mich verbannet hat. Wir sind so getrennt, wie die, welche Erdstriche und Meere trennen; getrennt wie die Lebendigen und Todten.

Aber du weißt, wo ich bin, du weißt, wie verlassen, wie elend! Wenn mein Zustand dich rührte, so würde nichts dich zurückhalten können, deine weinende **Cleone** zu sehen. Keine Gewalt ist stark genug, die Liebe zu überwinden. Berge und Ströme sind geringe Hinderniße vor sie. Wenn Ketten ihre Hände fesseln, so weiß sie sich der Ketten zu entledigen, oder wenigstens ihren Seufzern den Kerker zu öffnen. Und nur ein Seufzer, wie viel redet er nicht!

Warum höre ich nichts von dir? Wenn ein eifersüchtiges Auge über deine Handlungen wachet; wenn du nicht wagen darfst, zu schreiben: hast du denn keinen Freund, dem du einen Gruß an deine **Cleone** anvertrauen kannst? Warum kömmt nicht einer von dir, der mir in deinem Namen saget, daß du mich liebest? Ich verlange keine weitläuftige Erzählung deines Schicksals, keine lange Entschuldigung deines Schweigens. Ach! ich verlange nur eine kurze Versicherung von deiner Liebe, nur einen Seufzer verlange ich, nur die wenigen Worte: **Cyneas** liebet seine **Cleone**.

Aber wenn du auch keinen Freund um dich hast, wenn jedes Auge dich bewacht; so ist doch die Liebe reich genug an unschuldigen Erfindungen,

gen, alle Wächter zu hintergehen. Ein ganzes Jahr hat leicht einen freyen Augenblick: und mehr als einen Augenblick bedarfst du nicht, um diese wenige Worte auf ein Blatt zu werfen: ich liebe. Die Menschen sind nicht alle fühllos, sind nicht alle ohne Mitleiden. Und wenn gleich alle, die um dich sind, fühllos wären, so könntest du aus ihrem Eigennutz den Vortheil ziehen, den du von ihrer Freundschaft nicht zu fodern wagst. Ist deine Liebe so arm an Empfindungen, wie kaltsinnig muß sie seyn!

Ach! schweige nicht länger: eine einzige Zeile wird alles entschuldigen. Für einen Seufzer will ich dir alles vergeben: alle meine Sorgen, alle meine Thränen, alles, was ich gelitten habe, und noch leide, will ich dir für die zwey Worte vergeben: ich liebe. Sieh, wie sehr ich noch liebe! Reiß mich aus meinen tödtlichen Zweifeln, richte mich endlich durch eine Hoffnung wieder auf. — Oder wenn du mich nicht mehr liebest, so hintergehe mich wenigstens, und gewöhne mich nach und nach an mein Unglück. Alles, auch das will ich dir verzeihen, daß du mich verlässest; nur vergiß deine Tochter nicht.

II. Brief.

Cyneas an Cleone.

Ungeduldig riß ich den oft geküßten Brief auf, dessen Siegel mir sagte, daß er von meiner Cleone kam. Meine Begierde verschlung den traurigen Inhalt: mein Herz beanwortete Seufzer mit Seufzer; und mein Auge vergalt Thräne mit Thräne. — Welch ein Gemälde! Welch ein Abriß des Jammers! Ach, unschuldige Unglückliche! du leidest, und ich war der Sträfliche.

Nein, verschweige mir nichts; schreibe mir alles, laß mich die geringsten deiner Sorgen empfinden, laß mich eine traurige Gemeinschaft an deinem ganzen Kummer haben; gieß alle deine Klagen, alle deine Thränen aus: mein Herz ist geöffnet: es fodert mehr, als seinen Theil; es wollte lieber alles für dich leiden. —

Aber wie konntest du glauben, daß ich so boshaft sey, dich zu verlassen, oder so leichtsinnig, dich nicht mehr zu lieben? O! du Einzige, in der alle meine besten Wünsche ihr Ende finden, in der alle meine Hoffnung einer Glückseligkeit ihr Ziel hat; in der mein unruhiges Verlangen seine Ruhe findet, jeder meiner Seufzer, den an deiner Brust nicht die Liebe, jede

Thrä=

Thräne, die nicht die Zärtlichkeit erzwang, sey von den Unsterblichen, die unsichtbar uns bewachten, mir zum Fluch angeschrieben!

Wie unglücklich ist dein Zustand, arme, bedaurte, theure Cleone! Aber wie viel unglücklicher machst du ihn durch den widrigen Gedanken, daß ich ein Treuloser seyn könnte! Ich fühle die ganze Verzweiflung, mit der du in diesem unglücklichen Augenblicke kämpfest. Ich sehe dich leiden, weinen, deine Hände ringen; höre deine Klagen, höre deine Seufzer alle, und lasse nicht einen unbeantwortet. Vielleicht seufzest du über mich, den Urheber deines Unglücks — ein schrecklicher Seufzer, wenn ich ihn verdiente! Vielleicht klagest du mich bey der göttlichen Gerechtigkeit an, die das Flehen der Unschuldigen immer erhöret: ja vielleicht — o! kann ich daran denken, ohne zu zittern? — Vielleicht entwischt deiner Ungeduld ein Fluch! Weh mir, wenn ich nicht unschuldig wäre! Aber der, der die Welt richtet, erhöre ihn, wenn ich dich jemals verlasse!

Dich verlassen? — Wie kannst du so denken? Seitdem ich von dir schied, bin ich der Freude unbekannt geworden. Mein Herz hebt sich mühsam unter einer drückenden Last. Gram und Sorge verbannen die Heiterkeit aus meinem Gesichte, wie die Ruhe aus meiner Seele. Ich quäle mich unaufhörlich mit den nagenden Vorwürfen, dich unglücklich gemacht zu haben; und

nichts kann mich beruhigen, als der feste Endschluß, dein Unglück zu endigen, oder es mit dir zu theilen.

Ach! erinnerst du dich nicht mehr an die Proben, die ich dir vormals von meiner Liebe gab? Hast du vergessen, wie demüthig ich mich deinem stolzen Vetter zu Füßen warf, wie ich die Zwistigkeiten und die Eifersucht unsrer beyden Familien vergaß, und meiner Liebe und dir alle die Achtung aufopferte, die die Ehre meines Hauses von mir fodern konnte? Mein eigner Stolz lehnte sich wider diese Demuth auf, meine Scham bestritt meine Erniedrigung; aber meine Liebe überwand alle. Ich umfaßte dem die Knie, den ich verachtete, und bat mit Thränen einen Hochmüthigen um seine Einwilligung, den ich haßte. — Weißt du noch, wie schwer sein stolzes, sein hartes Herz mir diesen Sieg machte? Weißt du noch, mit welcher Geduld ich mich zu allen Erniedrigungen herabließ, wodurch er mich führte, um seinen Hochmuth ganz an mir zu sättigen? Ich duldete seine Verachtung, und überwältigte alle meine widerspenstigen Leidenschaften: denn du warest der Preis für diese Demuth. Erinnere dich doch an die Stunde, wo ich endlich seine Einwilligung theuer genug erkaufet hatte! Wie dankte ich deinem Vetter, wie inbrünstig schloß ich dich an meine Brust, wie strömten mein Herz und meine Augen vor Freuden und Zärtlichkeit über! Erin-

nere dich daran, meine Cleone, und glaube, daß diese Hinderniße, die uns itzt trennen, mein Verlangen dich zu besitzen, nur gestärket haben.

Nein meine Geliebte, die Tochter darf mich nicht an die Mutter erinnern; ich liebe die Tochter nur in der Mutter. Ihr Bild ist immer vor meinen Augen, sie lebet in meinem Herzen, sie lebet in jedem meiner Gedanken. Die Bande des Bluts sind mir nicht heiliger, als die Bande der Liebe. Du bist die meinige, und keine Macht, keine Zeit, keine Leiden sollen mich dir entreißen.

Warum wollest du denn die Liebe bereuen, die du mir bezeiget hast? Warum erröthest du, wenn du an den Tag zurück denkest, der mein glücklichster war? Wenn eine Liebe, die sich auf Zärtlichkeit des Herzens, auf hormonische Empfindungen gleichgestimmter Seelen gründet; eine Liebe ohne alle Nebenabsichten, die nichts von Eigennutz, nichts von elender Weltklugheit, nichts vom Stolz wußte; eine Liebe unter Herzen, die sich für einander geschaffen fühlen; so rein und unschuldig, wie sie der Schöpfer eingepflanzet hat, so gesetzlich, daß unsere Vorgesetzten sie billigten; wenn eine solche Liebe die unsrige war, so haben wir nichts zu bereuen. Unglücklich kann sie seyn: aber wer sie sträflich nennet, der beleidiget die Unschuld.

Wenn auch die Welt erst unsere Empfindungen billigen, wenn der Beyfall der Verwandten erst die Liebe heiligen, und das Ceremoniel ih-

re Bande erst schließen muß, ehe wir uns frey derselben überlassen können; das Ceremoniel, was oft verkaufte Hände in eiserne Ketten zusammenfesselt, und Herzen trennet, die sich lieben, Herzen verbindet, die sich hassen: wer ist auch alsdann ungerecht genug, unsere Liebe zu verwerfen? Du bist längst die Meinige durch den Beyfall derer, die über unsern Willen gebieten wollen. Längst haben unsere Väter den Segen über unsere Liebe gesprochen. Schon in der Kindheit waren wir für einander bestimmt. Mit inniger Freude sahen sie uns zusammen erwachsen, und vereinigten zwo unmündige Seelen, die dereinst eine der andern Glück machen sollten. Unser Bund war in der Welt und im Himmel schon unterschrieben. Du warest meine Braut, und der Augenblick, der uns unzertrennlich verbinden sollte, rückte heran. Einige Tage — wie hatten wir nach dieser Zeit geseufzet! — sollten nur noch unsere vollkommene Glückseligkeit verschieben. Sie schienen uns Jahrhunderte: und ich eilte, mich in den Besitz meiner irdischen Glückseligkeiten zu setzen. — Verzeihe mir, daß ich dich an den Tag erinnere, der der Ursprung alles deines Leidens, und meiner Qual ist. — Habe ich da dich und den Himmel beleidiget, so geschah es aus einer Unwissenheit dessen, was der Vorhang der Zukunft vor uns verdeckte.

Gütiger Himmel! Wie viel verbirgt eine Stunde vor den Augen der Menschen! Wie viel hängt von einem Augenblicke ab! Morgen sollte ich am Altare deine Hand empfangen; dein Herz hatte ich längst; und zu deinem Unglücke war schon der Grund gelegt, unvermeidlich gelegt. Du warst schon die Mutter eines künftigen Zeugen unsrer Liebe: als das Schicksal die volle Schale seiner härtesten Prüfung über uns ausgoß. Welch ein Tag war der, der vor dem Tage hergieng, woran wir so glücklich zu werden hofften, o **Cleone**! welch ein Tag! In deinen Armen in Entzückungen berauscht, sah ich die Sonne über mir aufgehen, und Thränen des Kummers flossen, als sie untergieng. Mein zärtlicher Vater! wie hart war der Streich, der dich von meiner Seite riß! so lange mein mühsames Leben dauert, werde ich auf deinem Grabe weinen! Er starb! — Ströme von Thränen sind zu wenig für diesen Verlust. In ihm fiel unsere Hoffnung, unser Schutz, unsere Glückseligkeit! — Umsonst gieng die folgende Sonne für uns auf, umsonst hattest du den Brautkranz gewunden, umsonst hatten wir endlich diesen Tag hergeseufzet; er foderte andere Thränen, als die wir gehoffet hatten, er sollte uns trennen, und nicht verbinden. Der Tod stürzte den Altar um, an dem wir vereiniget werden sollten. Ach! **Cleone**, welch eine Veränderung! Unsere Liebe sah nun wieder ein Jahrhundert zwi-

schen unsere Glückseligkeit gelegt! Erst trennte uns der Wohlstand auf Monate, hernach der Zwist unserer Familien auf ewig! Auf ewig? Nein, bey der heiligen Asche unserer Väter, ewig soll er uns nicht trennen!

Glaube nicht, **Cleone**, daß menschliche Hände diese heiligen Bande wieder zerreissen sollen, die schon vor dem Auge Gottes fest geschlossen sind. Keine Gewalt soll sie zerreißen, keine, als — Gottes! — Ach wie oft habe ich zu dir hingeseufzet; wie oft war ich entschlossen, alle andere Vortheile zu verachten, und bey dir mein ganzes Glück zu suchen! Aber — soll ich dir noch dein hartes Schicksal unerträglicher machen? Soll ich sagen, wie unglücklich du mit mir seyn wirst? Mein Herz blutet, wenn ich mich der schrecklichen Betrachtung überlasse, daß ich sogar unglücklich bin, mich bey dir nicht entschuldigen zu dürfen! Nein, **Cleone**, mit der Entschuldigung müsste ich dein Herz durchbohren, dein Herz, das schon so viel gequälet wird. Wüßtest du, wie grausam mein Schicksal ist! — Aber laß mich diese Erzählung für eine bessere Stunde aufbehalten, wo meine Standhaftigkeit alle diese Hinderniße überwunden hat, und wo ich meine **Cleone** in meinen Armen an mein Herz schließe!

Der Zorn meiner Mutter ist unversöhnlich, und unerbittlich; die Thränen ihres Sohnes fließen alle umsonst. Vergebens bemühe ich mich,

die

die Feindschaft beyzulegen; alle Vorstellungen sind umsonst: sie schätzet die Eide, die ihr in der Hitze des Zorns entfuhren, viel zu heilig, unsere Verbindung zu erlauben: und umsonst stelle ich ihr die Eide vor, die mich mit dir verbinden. — Welche Eide sind heiliger, o Himmel! Eide der Feindschaften, oder der Liebe? Sie droht mir den Fluch! Der Fluch einer Mutter ist schrecklich; aber kann er den treffen, der tugendhaft handelt?

Sieh, **Cleone**, das ist das Schicksal deines unglücklichen **Cyneas**! Von solchem Kampfe wird mein Herz gefoltert! Soll ich mich von allem Gehorsam gegen eine Mutter losreißen? Wirst du leiden; daß sie über mich seufze? — Zwar ungerechte Seufzer; aber doch Seufzer einer Mutter! Ach! flehe mit mir den Himmel, liebste **Cleone**, der uns nur prüfet, daß er die Prüfung endige! und laß mich arbeiten, daß ich die Feindschaft endlich beylege. Dann kann ich dich mit ruhigerm Gewissen besitzen; dann kann auch kein Engel unsere Verbindung sträflich finden.

Doch ich weiß, sie ist unsträflich; sie ist mehr als unsträflich, sie ist gerecht; und sträflich würde es seyn, sie zu trennen. Ich weiß auch, selbst der Fluch einer Mutter, dieser im Zorne entwischte Fluch, den sie vielleicht bereuet, und doch für unverletzlich hält, müßte kraftlos seyn, und der Himmel würde ihn nicht achten; aber soll

ich

ich des Vergnügens beraubt seyn, dich durch meine Verbindung glücklich zu machen? Soll ich unsere Vereinigung mit Sorgen für die Zukunft anfangen, und dich vielleicht (denn wer sieht alle Zufälle voraus?) im kurzen an dem Nöthigen Mangel leiden sehen? Mangel und Armuth sind schreckliche Feinde der menschlichen Glückseligkeit! Je mehr wir uns lieben, je stärker würden sie uns drücken. Zwar auch nicht die Armuth selbst sollte mich abhalten, redlich zu handeln, und es wäre eine elende Entschuldigung, wenn ich diese anführen wollte, um unsere Vereinigung auf ewig aufzuheben. Ein redliches Herz hat keine andere Entschuldigung, sich von seinem Versprechen loszumachen, als eine unwidertreibliche Unmöglichkeit. Es verlangt keine Entschuldigung, und verwirft alle Vorschläge des Eigennutzes oder Ehrgeizes mit Verachtung: aber wenn es hoffen kann, durch einen kurzen Aufschub der Erfüllung seines Versprechens, sich in den Stand zu setzen, sein Wort vollkommen erfüllen zu können, und demjenigen, den dieser Aufschub Thränen gekostet hat, diese Thränen durch überwiegende Glückseligkeit zu vergüten; so sage, was darf es wählen? — Schreibe es keinem Mangel an Liebe zu, daß ich so weit sehe: ich weiß es, meine Geliebte, Liebe, heftige Liebe ist kurzsichtig; sie reißt sich von den Fesseln der Vernunft los, und wenn sie durch einen Abgrund müßte, so fliegt sie ihrem Gegenstande zu. Allein

kein glaube nicht, daß ich nicht zu kämpfen hätte: was ich thue, das thue ich mit Gewalt, dem Wunsche und Entschluße meines Herzens entgegen. Tadle es itzt, daß meine Liebe meiner Vernunft so viel Gewalt erlaubt; ich hoffe, sie soll ihr diese Strenge vergeben, wenn sie dieselbe mit Ruhe und desto größerer Glückseligkeit vergüten wird. Heftige Liebe, die sich blos ihren Wünschen überläßt, mag brünstiger seyn. Liebe, der Grundsätze und Vernunft zu Hülfe kommen, ist dauerhafter. Sie vermeidet die Sorgen, und beuget dem harten Schicksal vor, das Uebereilung und Unvorsichtigkeit gern zu bestrafen pflegt: sie legt einen festen Grund zu einer dauerhaften Zufriedenheit, und entfernt von den Tagen der Zukunft den Verdruß, und die Sorge, welche auch die glücklichste Vereinigung, und die zärtlichste Liebe stören und schwächen können. Sieh, meine **Cleone**, also ist diese Vernunft, der ich itzo eine Gewalt über mein Verlangen einräume, nicht weniger Liebe für dich: und Liebe und Vernunft müssen endlich alles überwinden.

Was könnte uns vor einem unglücklichen Leben schützen, wenn ich mich itzo blos dem Wunsche meiner Liebe überlassen wollte? Meine Mutter hat geschworen, mich zu enterben, wenn ich ihrem Willen zuwider lebe. Sie muß durch Güte gewonnen werden, wenn ihr Schwur unkräftig werden soll. Folge ich meiner Neigung, ach! **Cleone**, so ist nichts gewisser, als daß ich

sie erzürne, und ihr Zorn, nur ihr Zorn ist schrecklich. — Ich werde sie endlich durch Güte gewinnen, wenigstens wird mein Gehorsam sie rühren. Ich merke schon, daß ihr Eigensinn nachläßt. Vormals drang sie mit größerer Heftigkeit in mich, und foderte von mir — — darf ich es sagen? — einen Schwur, dich zu vergessen! Aber wenn ich jemals vergessen habe, daß sie meine Mutter war, wahrhaftig, so war es in diesem Augenblicke! da war ich meiner Liebe nicht mächtig, und goß frey mein ganzes Herz vor ihr aus. War sie beleidiget, so muß mich ihr Antrag entschuldigen. Man kann nicht ohne alle Beleidigung reden, wenn man uns ein Laster zumuthet.

Vielleicht wurde sie gerühret: denn seit der Zeit hat sie sich gescheuet, eine Untreue von mir zu begehren. Sie verlangt keinen Eid mehr, und meine Bitten werden endlich noch ihren Eigensinn überwinden. Aber wie lange werde ich noch nach dir seufzen? Wie lange, meine **Cleone**, wirst du mir entgegen hoffen! — Ach! daß ich diese Frage zu deiner und meiner Beruhigung nicht beantworten kann. — Vielleicht werde ich selbst diesen grausamen Zwang nicht lange mehr ertragen können. Jeder Tag vermehret meine Liebe, und meine Ungeduld! Ich bin, wie ein Gefangener: jeder merket auf meine Handlungen, jeder suchet meine Entschlüße auszuforschen, und verfolgt mich auf allen Tritten. Ich

habe

habe keinen Freund um mich; alles ist Verräther. Könnte ich noch frey mein Herz ausgießen, und alle meine Empfindungen und Gedanken schreiben, so würde mir dieses noch ein Trost, und dir eine Erleichterung seyn. Aber wem soll ich meine Geheimnisse anvertrauen? Durch wen soll ich meiner **Cleone** meine Seufzer übersenden? — Aber laß uns die Prüfung des Himmels erdulden; es wird gewiß eine desto größere Glückseligkeit darauf erfolgen. O! wie entzückt mich der Gedanke, wenn ich mir das Vergnügen vorstelle, das uns unsere Verbindung unerschöpflich geben wird! Wie werde ich meiner **Cleone** entgegen eilen, und ihr getreues Herz an mein Herz drücken! Wie wird sie mir mit Freudenthränen im Auge, und mit offenen Armen entgegen fliehen! Und wie wird eine der ersten Stunden, wenn wir uns wieder finden, Jahre von Kummer und Sorgen bezahlt machen!

Kann indeß dieses noch eine Beruhigung für dich seyn, meine Geliebte, daß unsere Trennung nicht lange mehr dauern soll; so höre noch meinen letzten Entschluß, und beurtheile daraus meine Liebe. Wenn ich sehe, daß meine Bitten das Herz meiner Mutter nicht rühren, und daß sie vielleicht sich zu lange meiner gerechten Foderung widersetzen würde, so will ich Gelegenheit suchen, mich auf einige Tage, unter einem unverdächtigen Vorwande, zu entfernen; und dieser Tage einer soll unsere Liebe durch heilige Bande un-

zertrennlich machen. Nur um dich zu beruhigen, und dir allen Zweifel zu nehmen, Cleone, habe ich diesen Entschluß fest gefaßt. Ich kehre indeß zu meiner Mutter zurück; und unsere Verbindung bleibt bis auf den glücklichen Augenblick verschwiegen, wo ich endlich ihren Eigensinn überwinden werde. Erwarte bald, entweder diese Stunde, oder die Nachricht, daß wir ganz glückselig sind.

III. Brief.

Sophron an den Charidemus.

Nur der ist unglücklich, Charidemus, der sich unter den Streichen der Zufälle beuget, und nicht tapfer genug ist, widrigen Schicksalen ein mit Geduld gerüstetes Herz entgegen zu stellen. Man kann der menschlichen Schwachheit ein Gefühl, eine Thräne erlauben: aber verzagen, oder gar verzweifeln, sollte nur der Zustand einer Seele seyn, welche in sich, in dem eignen Bewußtseyn ihrer Tugend, keine Quelle des Trostes mehr findet.

Gemeiniglich versinken wir in unserm Unglücke, weil wir zu sicher in unserm vorhergehenden Glücke waren, und uns nie einbildeten, daß wir Leiden zu befürchten hätten. Der Genuß eines anhaltenden Glückes verzärtelt uns, und giebt dem folgenden Unglücke eine Blöße, uns gewisser zu treffen. *) Derjenige, der mit Mäßigung die Liebkosungen des Schicksals genießt, wird Stärke genug besitzen, seine Härte zu ertragen.

Das Unglück hat sehr große Vortheile, und es giebt für wohlgeordnete Herzen große Stärkungen,

(*) Fleant diutius, & gemant, quorum delicatas mentes eneruauit longa felicitas -- Sen. de Conf. ad Helv. C. II.

gen, es mit standhafter Geduld zu ertragen. Derjenige den das liebkosende Glück beständig auf seinem Schooße getragen hat, ist gemeiniglich sehr unwissend. Es fehlet ihm eine nöthige Weltklugheit, eine vortheilhafte Wissenschaft, sein Leben so einzurichten, wie es seiner Glückseligkeit, seiner Ruhe, seiner Verbindung mit den Mitgliedern seiner Gesellschaft am zuträglichsten ist; es fehlt ihm eine Zärtlichkeit des Herzens, ein gewisses menschliches Gefühl gegen das Unglück andrer, welches eine reiche Quelle von tugendhaften Gesinnungen, und Empfindungen ist. Er ist kurzsichtig, er ist stolz, er ist hartherzig und übermüthig, und machet sich dadurch, wenn er fällt, seinen Fall doppelt unglücklich.

Für alle diese wichtigen Fehler bewahret uns ein wohlthätiges Unglück. Wir erlangen durch die Abwechslungen unsers Schicksals eine Erfahrung, die uns eine Weisheit lehret, welche wir durch nichts anders erlernen könnten. Wir fangen an, den Schmeichelenen unsers gütigen Glückes nicht blindlings zu trauen, und besorgen eine Veränderung, die uns dann nicht mehr plötzlich überraschen kann, wenn wir sie vorher gesehen, und weil wir sie vorher sahen, uns in einer Bereitschaft findet, sie zu empfangen. Dieses ist die Hälfte unsers Sieges. Wir sind gerüstet, unserm Feinde zu begegnen; wir haben

uns

uns an allen Seiten vorgesehen, und allenthalben Mittel zusammen gesucht, uns zu stärken, und ihm zu entkommen. Wir empfanden selbst, wie das Unglück schmerzet, und lernten die Rechte kennen, die der Unglückliche hat, bey andern Mitleid, wo nicht Stärkung, Trost, wo nicht Hülfe, zu suchen. Unser Herz wurde weicher, und wir fiengen an, durch ein zärtlicher Gefühl, das, was wir von andern zu fodern uns berechtiget glaubten, ihnen selbst wiederfahren zu lassen. Wir versagten andern Leidenden die Thräne nicht, die wir von ihnen zu erhalten wünschten, und eilten ihnen zu helfen, so oft wir konnten. Unsere Menschenliebe, welche die Natur in unser Herz geleget hatte, wurde durch unsere eigene Empfindung, durch unser eignes Gefühl thätiger, und verbreitete sich allgemeiner. Unsere Nebenbürger liebten uns, und wurden durch eine natürliche Bewunderung unserer Menschenliebe, und durch eine persönliche Dankbarkeit, unsere Freunde, auf deren Trost, auf deren Beystand wir uns im eignen Unglücke verlassen konnten.

Diese Vortheile erhalten wir von dem lehrreichen Unglück, und sie helfen uns, seine Härte leichter ertragen. Es ist ein herzlicher Trost, indem wir leiden, wenn wir sehen, daß andere mit uns leiden. Die Thränen des Mitleidens sind Linderungsmittel für die Schmerzen unserer

Wunden. Der Anblick gerührter Freunde, die uns mit Zähren von ihrer Liebe überzeugen, richtet uns sehr auf, selbst alsdann, wann sie uns nicht helfen können.

Glaube mir, **Charidemus**, Unglücksfälle sind Lehren vom Himmel, der uns würdiget, die Funken der Tugend, welche in unserer Brust schlafen, zu erwecken, und alle die großen Gesinnungen, wozu die Natur die Anlage in uns gemacht hatte, aus ihrer Verborgenheit hervorzulocken, und durch Ausübung zu einer Fertigkeit zu machen. Wer wünschet nicht stets glücklich zu seyn? Aber sie wird gemeiniglich zu theuer erkauft, diese immer dauernde Glückseligkeit! Für den Verlust einer erhabnen Weisheit, für den Mangel an solchen Tugenden, die uns Unglücklichen weit über den verzärtelten Glückseligen hinweg setzen würden. Unsere gar zu weltliche Eigenliebe trachtet mit allen brünstigen Wünschen nach einer ununterbrochnen Freude! Aber wenn der gütige Himmel sein bestes Werk, einen tugendhaften Mann, vollenden will, den selbst glückliche Thoren bewundern sollten, so leitet er ihn durch Stufen des Unglücks zu einer standhaften Weisheit, und bildet sein Herz durch eigene Empfindungen zu einer Tugend, welche sich von der gemeinen durch Gefühl und Grundsätze unterscheidet.

Es giebt große Tugenden, welche dem Zärtlinge des Glücks gänzlich verborgen bleiben, Tugen-

genden, welche werth sind, für den Verlust aller Vortheile der Welt, aller Freude, alles Glücks erkaufet zu werden. In dem Schooße des Glücks ist noch selten ein **Mann** erzogen worden. Diese zärtliche Mutter verdirbt ihre Kinder, indem sie alle ihre Milde über sie ausgießt, und ihren Wünschen nichts versagt. Du kennest die Natur dieser Begierden! Sie gehen ohne Aufhören fort, und können keinen Widerstand leiden, wenn sie einmal gewöhnt sind, in allem befriediget zu werden. Sie reißen dann, gleich einem Strome, den sein Reichthum ungestüm macht, alles was ihnen widersteht, mit sich fort. Göttliche und menschliche Gesetze sind keine Hindernisse, wodurch sie sich aufhalten lassen. Gewohnt alles zu erhalten, was er begehret, unmäßig in seinen Wünschen, ungeduldig und aufgebracht gegen alles, was seiner eingebildeten Glückseligkeit in ihrem Laufe entgegen steht, begeht der Zärtling des Glückes ohne Bedenken alle Laster, wenn sie Mittel zu seinen Zwecken werden. Sein eigenes Selbst ist der große Mittelpunkt der Schöpfung; für ihn ist alles; zu seinem Vergnügen müßen alle Geschöpfe da seyn; alle Räder der Natur spielen; und wenn er selbst Hand anleget, so geschieht es nur, um ihnen eine Bewegung zu geben, die zu seinem Vergnügen abzwecket. Eigennützig in seinem Dienste streuet er nur Wohlthaten aus um selbst

zu ärndten; und verkauft kleine Gefälligkeiten vor große Erwartungen. Er giebt ohne Empfindung; empfängt, ohne Dankbarkeit; ist verschwenderisch, ohne Großmuth; hat tausend Schmeichler, ohne einen Freund; steht in Ansehen, ohne Hochachtung; und dünkt sich, ohne Verdienste groß, weil er glücklich ist. Kaltsinnig gegen alles andere, außer gegen sich selbst, fehlen ihm alle die schönen Tugenden, die er besitzen müßte, um glückselig selbst in seinem Glücke, und ehrwürdig in seiner Hohheit zu seyn. Zur Trägheit in den Armen einer wollüstigen Muße gewöhnt, findet er die Tugend, und die Verdienste, wodurch er sich Ehrfurcht, Freundschaft, oder Liebe erwerben sollte, zu mühsam. Er hat keine andere Glückseligkeit kennen gelernet, als die im Genusse sinnlicher Vergnügen besteht. Diese ist seine einzige, und er versagt sich nichts, was zur Beförderung dieser Glückseligkeit dienet. Alle Mittel sind ihm dazu gleichgültig. Hier wird er mit eben dem kalten Herzen einen Dürftigen glücklich machen, der seinem Eigennuß dienen kann, womit er dort einen Glücklichen stürzt, der seiner Erhebung im Wege steht. Er wird mit der Linken geben, was er mit der Rechten raubet, und mit gleicher Gleichgültigkeit einem Schmeichler das Leben erhalten, und einen Freund tödten; er wird einen Durstigen seinen Becher trinken lassen, um ihn mit dem Blute der Wittwen wieder anzufüllen.

Ver-

Verrio ist dieser Mann, den ich dir geschildert habe. Von seiner Geburt an bis zu seinen männlichen Jahren, hat er noch kein andres Unglück gehabt, als dieses, daß er beständig glücklich war. Gesundheit, Schätze, Ansehen, Ehrenstellen, Wollüste, alles was der Thor anbetet, hat das lachende Schicksal über ihn ausgeschüttet: aber er hat sich nichts von dem erworben, was der Weise hochachtet. Bey allen seinen Wohlthaten hat er noch niemals eine gute That gethan; mit aller Freygebigkeit ist er noch stets ohne Menschlichkeit gewesen. Er verschwendet genau so viel an Nichtswürdige, die seine Wollüste mit ihm theilen, als er den weinenden Sklaven seiner Landgüter raubet, die für ihn arbeiten. Er weiß nicht, wie der Mangel drücket, den er nie empfunden hat; er giebt ohne Freude, und raubet ohne Reue. Seine Begierden sind die Vorschriften seines Lebens: kann er sie ohne Widerspruch der Gesetze sättigen, so wird er die Gesetze nicht beleidigen. Kann er den Vater durch Geld erkaufen, ihm die Unschuld seiner Tochter preiszugeben, so wird er nur eine Sünde begehen; nicht weil er sich einer Gewaltthat schämet: wie kann der sich einer Gewaltthat schämen, der gewohnt ist, alle seine Begierden zu befriedigen, und jede Gewohnheit für ein Recht hält? Sondern weil es nicht so mühsam ist, mit Geld zu bestechen, als aus dem Wege zu schaffen. Will der bekümmerte Vater

sich nicht beglücken lassen; (denn so nennet **Verrio** seinen schändlichen Handel) so hat er Ketten und Bande: so hat er Schmeichler, die leicht aus Dankbarkeit für seine Wohlthaten, falsche Kläger werden, oder einen Meineid schwören müssen: so hat er Geld um Richter zu bestechen, die ihn zum Tode verdammen müssen. Denn wozu hat er sonst Freunde? — Freunde! Laß mich diesen heiligen Namen nicht mißbrauchen! **Verrio** hält Schmeichler, Nichtswürdige zu Dienern seiner Lüste, wie Hunde zu seiner Jagd. Sie werden gemästet, um auf seinen Wink bereit zu seyn, und Wild für seine Begierden zu jagen. Hernach, wenn er satt ist, theilen sie den übrigen Raub, und haben Genuß an dem, was sie mit so vielen Aufwande erhaschet haben. Das ist das Band ihrer Vertraulichkeit: denn der eigennützige **Verrio** ist weder zur Freundschaft fähig, noch fähig, Freundschaft in andern zu erregen. Trotzig durch die Vorzüge, die er vor andern hat, achtet er außer sich keinen andern, und hält nur Umgang mit einigen, weil er ihrer Hülfe nöthig hat, mit andern, weil er sie zum Spielzeug in solchen Stunden gebrauchet, wo er nicht lasterhaft handelt. Er ist wild, er ist unbändig, weil er noch alle Wünsche erfüllet erhalten, weil das Glück noch alle seine Begierden befriediget, und sogar die natürliche Strafe der Laster von ihm zurück gehalten hat: gleich einem ungezähmten Rosse, das noch kein Gebiß,

noch kein Schlag, noch kein Sporn der Reiters gelehret hat, seine Schritte mit Vorsicht abzumessen.

Wie viel Weisheit würde er lernen, wenn ein Unglück den Unbändigen zähmen, und durch Empfindungen zum Nachsinnen zwingen wollte! Ein anhaltendes Glück hat oft die besten Menschen verderbt, welche in einem mittleren Schicksal, wo Gutes und Böses abwechselte, mäßig, freundschaftlich, demüthig, getreu und edel waren. Sein Zauberkelch berauschte ihre gute Vernunft. Stolz trat an die Stelle der Demuth. Eigennutz nahm den Platz der Freundschaft, und Fühllosigkeit den Platz der Menschenliebe ein. Wer war größer, der König des kleinen Macedoniens, oder der Herr der Welt? Alles was die Weisheit *) an diesem Menschen mit Fleiß, und glücklich gebauet hatte, zerstörte ein ununterbrochener Fortgang des Glückes. **Alexander** wurde im Verhältniß kleiner, wie seine eroberten Gebiete größer wurden; er war ein vortrefflicher Fürst eines kleinen Staates, und wurde ein verachtungswürdiger Monarch einer Welt. Das Glück hatte ihm so viel gewähret, daß es nicht mehr in seinem Vermögen war, ihm noch ein Wunsch zu gewähren. Von diesen Vorzügen wurde der Mann, der über den Fall seines Feindes Thränen vergossen hatte, ein Tyrann, der seine Freunde erwürgte; aus dem

Sitt-

*) Man errinnere sich des Aristoteles, Alexanders Lehrmeister.

Sittsamen, der seine königliche Ehre mit einem Häphestion theilte *), ein Uebermüthiger, der ein Gott seyn wollte; aus dem mäßigen, nüchternen, offenherzigen Soldaten, ein wollüstiger, trunkener, argwöhnischer Weichling. Die Natur kann nicht so viel Gutes einpflanzen, die Erziehung nicht so viel gründen, die Weisheit nicht so viel bauen, als ein fortwährendes Glück vertilgt, zerstöret, niederreißet.

Wenn wir die Tugend für etwas halten, so laß uns das Glück segnen, welches uns mit ihren Empfindungen bekannter machet. Ich habe seine Härte empfunden, ich habe für mich geweint; itzt weiß ich, was andere empfinden müssen, und kann für sie weinen. Ich war stolz in meinem Glücke, und bildete mir trotzig ein, der Hülfe anderer entbehren zu können; das wohlthätige Unglück hat mir Blinden die Augen geöffnet. Itzt sehe ich, daß ich leiden kann, daß ich aller Hülfe nöthig habe. Ich lasse mich von meiner angemaßten Höhe herunter, und werde demüthig. Wiederholte Schläge des Schicksals machen mein Herz weich und fühlbar; meine Menschenliebe fängt vom Mitleiden an; ich werde ein Menschenfreund, ich fange an wohlzuthun; ich stelle mir den Trost, und die Freude derer vor, welche durch mich einige Hülfe finden; ich liebe diese Freude, und fange an, Vergnügen im Wohlthun zu finden. Ich bin vorsichtig; mein Unglück

*) Siehe den Curtius.

glück hat mich gewarnet. Mein Stolz entfernte alle meine Nebenbrüder von mir: oder die noch mit mir Umgang hatten, hielten sich doch in einer Entfernung von mir, und kein einziger öffnete mir sein Herz. Itzt sehe ich mich von einer Menge umgeben, welche die Dankbarkeit, die Hochachtung, die Liebe mit mir verbindet. Ohne Unglück würde ich vielleicht nie das Vergnügen empfunden haben, was aus Freundschaft und Hochachtung andrer fließt.

Aber aus vielen andern Vortheilen, giebt uns das Unglück auch Gelegenheit, vorzügliche Tugenden zu zeigen. Hier ruft das Schicksal dich auf einen Kampfplatz, wo du die Würde und Größe deines Herzens zeigen kannst. Der Ueberwinder einer Welt ist kein so großer Mann, als der unschuldige Leidende der allen seinen widrigen Schicksalen eine standhafte Geduld entgegen setzet. Demüthige Geduld gegen die Verhängnisse des Himmels; standhafte Größe gegen die Angriffe der Menschen; Wohlthätigkeit gegen seine Feinde; eine ruhige Zufriedenheit mitten unter den Ungewittern: welche glänzende Vorzüge eines Menschen! Wer kann denen, die unschuldig litten, und über alle Leiden erhaben waren, Bewunderung versagen?

Je weniger Exempel von solcher Stärke wir haben, je größere Bewunderung! Hier lernen wir die Würde der menschlichen Natur kennen: und wie billig ist es, daß wir die Namen derer,

wel-

welche solche Exempel für die Nachwelt aufgestellet haben, von Enkel zu Enkeln nennen!

Ich lese euer Schicksal, euer Leiden, und euren Triumph mit einer wehmüthigen Ehrfurcht, ihr Märtyrer für die Ehre der menschlichen Natur! Mein Herz erweitert sich von einem frohen Stolze, indem eine Thräne in meinen Augen stehet. „Du magst mir dein ganzes Heer zeigen, womit du das Rathhaus besetzet hast; du magst mir den Tod drohen, so oft du willst: ich werde um meines wenigen alten Blutes willen, den Marius, der Rom und ganz Italien erhalten hat, nicht für einen Feind erklären *), antwortet Scävola dem wütenden Sylla, als er ihn zwingen wollte, seinem Feinde das Urtheil zu sprechen.

Man führet den bejahrten Phocion, den seine Füße nicht mehr tragen wollen, zum Tode, diesen Greis, dem sein unschuldiges Leben von achtzig Jahren den Zunamen des Guten **) verdienet hatte. Das Volk lauft zusammen; viele bedauren sein Alter, viele seinen Ruhm. Ein Niederträchtiger von seinen Feinden speyt dem Greise ins Gesicht. Er wendet sich gelassen zu dem Magistrate, der ihn bekleidet: „Verbietet doch, spricht

*) Scävola der Augur. S. den Valer. Max.

**) Nach dem Corn. Nep. multo eius notior integritas est vitae, quam rei militaris labor. -- Cognomine *Bonus* est appellatus.

spricht er, diesem Menschen, daß er sich künftig nicht so lieblos bezeige *). „

Aber das sind nicht Tugenden eines Weichlings, den das Glück verzärtelt hat. Um diese Stärke zu zeigen, muß unsere Geduld durch manche Fälle geübet seyn; wir müssen unsere Seele mit Grundsätzen der Tugend genähret haben. Wir müssen gegen sie eine unüberwindliche Liebe gefaßt

*) Seneca schreibt dieses von dem Aristides, und verändert auch die Worte, welche Plutarch ihn sagen läßt, wie Lipsius schon bemerket. Da veniam, Seneca, sagt dieser mit einer Apostrophe, credo inter praepropera tua, et parum excocta esse Vielleicht machet Seneca diesen Fehler nicht sowohl aus Irrthum, als mit Fleiß, weil er einen ganz unschuldigen Mann zum Beyspiel aufführen wollte; und Phocion war es wenigstens in seinen letzten Tagen nicht so gewiß, als Aristides. Ueberhaupt hat Seneca die Erzählung verschönert! Ducebatur Athenis ad supplicium Aristides: cui quisque occurrerat, *deiiciebat oculos*, et *ingemiscebat*, non tanquam in hominem *iustum*, *sed tanquam in ipsam iustitiam* animaduerteretur. Inuentus est tamen, qui in faciem ejus inspueret. *Poterat ob hoc moleste ferre, quod sciebat neminem id ausurum puri oris. At ille abstersit faciem*, et *subridens* ait comitanti se magistratui: *Admone istum*, *ne postea tam improbe oscitet.* Mich dünkt, wir können ihm das, als einem moralischen Schriftsteller, gern vergeben. Bollingbroke hat es ihm nicht übel genommen: er hat es in seinen Reflexions upon Exile von Wort zu Wort nachgesagt, ohne den Irrthum zu bemerken. S. Lettres on the study and use of History. Vol. II. S. 273. 274. Sen. de cons. ad Hel. C. XIII.

faßt haben, eine Liebe, die uns alle Vortheile, alle Betrachtungen unsers Eigenutzes vergessen macht. Wir müssen gleichsam von der Höhe des Himmels, und aus einer heiligen Stille, welche das frohe Bewußtseyn unserer Tugend um und in uns erschaffet, auf die Stürme der niedrigen Erde herunter sehen.

Durch diese gestärkt, sah **Sokrates** seinem Tode entgegen, mit einer Größe, welche alle Jahrhunderte bewundern werden. Sein ganzes Leben war ein Kampf mit den Schicksalen, und ein Sieg über alle ihre Angriffe. Er hatte sich mit Standhaftigkeit dreyßig Tyrannen widersetzet: aber sein erhabenster Sieg war sein Tod. Man bringt ihm die Nachricht, daß die Athenienser ihn zum Tode verdammet hatten: „ Eben dieses Urtheil hat ihnen schon längst die Natur gesprochen, „ war seine Antwort. Seine Frau beklagte nur, daß er ungerecht verurtheilt sey. Die Thörinn! Das war gerade der Trost, worauf sich die Stärke dieses Helden gründete. „ Wolltest du wohl, daß ich mit Recht verurtheilet wäre? „ Er trank den Giftbecher, starb und ließ eine ganze Welt nach sich, ihn zu bedauren. Ehrwürdiger Todte! Wenn ein großer Mann fällt, so ist er auch im Falle groß. Er wird so wenig beschimpft, als die Ruinen heiliger Tempel, welche auch alsdann noch von dem Gewissenhaften verehret werden, indem sie unter seinen Füßen liegen *). Und

*) Worte des Seneca: Si magnus vir cecidit, magnus jacuit: non magis illum contemni, quam cum aedi-

Und glaube nicht, **Charidemus**, daß diese, die ich dir genannt habe, die einzigen sind, welche den nachfolgenden Enkeln Exempel der Grösse zur Bewunderung aufstellen. Sie ist noch nicht ausgestorben diese hohe, diese Ehrfurcht erweckende Tugend. Suche sie aber nicht in der Stille; suche sie unter den grausamsten Ungewittern; unter Empörungen, Verfolgungen, Bürgerkriegen, wo der Grimm der Partheyen, der blutdürstige Aberglaube, der grausame Privathaß, wo alle Leidenschaften zügellos, alle Rechte aufgehoben sind, und die Gewalt allein Gesetze giebt. Hier ist ihr Handlungsfeld. Hier suche den grossen, den standhaften, den bewunderungswürdigen Mann, mit dem Engel Addisons, mitten im Gewitter, wovon unter ihm die Erde zittert, heiter und ruhig.

Solche Zeiten gebaren einen *) **Montrose**. Mit eben der Tapferkeit, womit er die Sache seines

aedium sacrarum ruinae calcantur, quas religiosi aeque ac stantes adorant. De Cons. ad Hel. C. XIII.

*) Dieser bewunderungswürdige Mann fochte, und starb für die Sache des unglücklichen Karls des ersten S. Himas History of great Britain. Th. I. II Die ganze Zeit dieser bürgerlichen Unruhen ist voll von erhabnen Exempeln einer solchen Standhaftigkeit. Der Graf von Strafford, einer der größten Männer der englischen Nation, schrieb selbst aus dem Tower an den bedrängten König, der sein Todesurtheil nicht unterschreiben wollte, und deswegen in Gefahr

nes Königs vertheidigte, und mit einer Handvoll unbewaffneter Soldaten eine ganze wütende Nation von Rebellen in Schrecken und Erstaunen setzte; mit eben der Tapferkeit ertrug er endlich alle Härte, welche das Schicksal nur beweisen kann. Seine unmenschlichen Feinde, sinnreich ihn durch neue Foltern zu peinigen, erlauben ihm noch seine Kinder zum letztenmal zu umarmen: nicht um ihn einen väterlichen Trost zu erlauben, sondern um selbst die väterliche Zärtlichkeit zu einer Qual vor ihn zu machen. Umsonst! Selbst diese Umarmung zerstört die Stille seiner heldenmüthigen Seele nicht. Keine schwache Thräne tritt in sein Auge, keine Klage über die Ungerechtigkeit seiner erbitterten Feinde entflieht seinen Lippen. Man lieset ihm sein Urtheil, diesen Schandfleck

fahr gerieth, daß er dem aufrührischen Pöbel nur willfahren möchte, und starb mit einer erhabenen Standhaftigkeit. Der Ritter Lucas, welcher Colchester wider die Independenten vertheidigt hatte, wurde auf Cromwells Befehl erschossen, und gab selbst das Commando. Der Ritter Lisle umarmte, und küßte seinen Leichnam, und stellte sich zu einem gleichen Schicksal hin. Die Soldaten standen etwas weit von ihm; er rief sie, näher zu treten. Einer von ihnen antwortete: „ich bin euch gut dafür, daß ich euch treffen will.„ Der Ritter lächelte, und versetzte: „Freunde, ich bin euch schon näher gewesen, und ihr habt mich doch nicht getroffen.„ Karl selbst ist ein ausnehmendes Beyspiel der Güte, Gedult, und standhaften Größe in seinen so harten Unglücksfällen.

fleck der Nation. Er soll den schimpflichsten Tod am Galgen sterben. Drey Stunden soll er, ein Schauspiel seiner Feinde, zwischen Himmel und Erde hangen: dann soll sein abgeschlagenes Haupt vor dem Gefängnisse, seine Hände und Füße in vier Städten des Königreichs angeheftet und sein Leichnam unter Missethätern begraben werden. Ein schreckliches Urtheil! Aber nicht für einen **Montrose**. Er bedaurte sein unglückliches, sein betrognes Volk. „ Ich mache mir solche Ehre daraus, sagt er, daß mein Kopf vor dem Gefängniß angeheftet werden soll, als wenn ihr mein Bildniß in dem Schlafzimmer des Königs aufhängen wolltet. Es bekümmert mich so wenig, daß meine Hände und Füße in vier Städte gesandt werden sollen; daß ich vielmehr wünsche, genug Hände und Füße zu haben, um sie in alle Städte der Christenheit zerstreut zu wissen, damit sie da zeugen möchten, für welche Sache ich gefochten habe. „

Solche Seelen sind unserer Bewunderung würdig; aber auch unserer Nachahmung. Ihre Grösse ist nicht Verwägenheit, sondern Stärke, nicht Stolz, sondern Gelassenheit, nicht Hartnäckigkeit, sondern Geduld, durch Grundsätze genährt, und durch Schicksale gehärtet. Sie gründet sich nicht auf elenden Hochmuth, sondern auf Tugend. Sie halten sich an den Himmel fest, und lassen die Erde unter sich fortrollen. O! **Charidemus**, solche Exempel zeigen, was die menschliche Natur

vermag, und fodern uns auf, sie nicht zu beschimpfen. Segne das Unglück, daß dich zu dieser Würde führen kann, und lerne es zu dem Zwecke anwenden, wozu die Vorsehung es dir gesendet hat!

IV. Brief.

Stirius an Glycera.

O Glycera, wie gefährlich ist die Bahn, worauf du wandelst! Vergieb es einem Liebhaber, den du verstießest, weil er nicht Weltmensch genug war, vergieb es ihm, daß er vor deine Ehre besorgt ist, und vor deine Unschuld zittert. Es ist nicht Verdruß, nicht niedrige Begierde, meinen Schimpf in dir zu rächen, was mich kühn macht, dich zu warnen; es ist eine wahrhafte Zärtlichkeit vor dich; oder magst du dieses Wort von mir nicht hören, so nenne es Freundschaft, nenne es Menschenliebe, die ihre Sorgen auf alle Bürger der Welt ausdehnen muß. Vergiß es, daß dich ein unangenehmer Liebhaber ermahnet, und verwirf nicht deswegen seinen Rath, weil du ihn verworfen hast. Ein Feind verdienet Gehör, wenn seine Vorwürfe Wahrheiten enthalten! Lehren, die uns erinnern, an unsere Glückseligkeit zu gedenken, machen uns auch denen verbindlich, die wir hassen. Wenn ich als ein Liehaber reden könnte, der dir nicht gleichgültig wäre, so wollte ich die ganze Beredsamkeit der Liebe anwenden, deine Eitelkeit zu bekämpfen; und dein eignes Herz würde mir

zu Hülfe kommen. Aber soll die Wahrheit nur in dem Munde eines Geliebten Wahrheit seyn, und sollte sich dein Herz wider Ermahnungnen auflehnen, die dir ein gleichgültiger Freund sagt?

Du kennest noch die Gefahr nicht, **Glycera**, die allenthalben ein blühende Schöne umringt. Wie unglücklich ist dein Geschlecht! Dem, der geliebt wird, darf es am wenigsten trauen! Und wem trauet unser Herz mehr, als seinem Geliebten? Die heißesten Bitten und Beschwörungen eines Freundes sind zu kalt, gegen die Liebkosungen des andern. Die offenbareste Aufrichtigkeit wird uns verdächtig, wenn sie es wagt, uns ein vorsichtiges Mißtrauen gegen ihn einzuflößen. Könnten Engel mit uns reden, so würde sich unser Herz gegen sie auflehnen, wenn sie uns den verdächtig machen wollten, den wir lieben. Aber ich bin dir dennoch diese Ermahnung schuldig; ich bin sie meiner eigenen Liebe schuldig, ob ich gleich weiß, daß ich für einen Glücklichern an deiner Seele arbeite.

Du siehest dich von einer Menge Verehrer umringet, worunter vielleicht derjenige der gefährlichste ist, der das Glück hat, dir zu gefallen. Eine unangenehme Wahrheit für unser Herz; aber doch eine Wahrheit. Soll ich glauben, schöne **Glycera**, daß du mein Geschlecht genug kennest, um deine Unschuld vor seinen falschen Liebkosungen in Sicherheit zu setzen? Soll ich glauben, daß du die Sprache einer reinen, tugend-

haf-

haften Liebe genug von Schmeicheleyen unterscheidest? Wie leicht kannst du irren! Erinnere dich, daß die Eitelkeit eine der Schwachheiten ist, die dein Geschlecht beherrschen; und darf ich aufrichtig reden? Verbirg es dir selbst nicht, daß sie auch über dich zu viel Gewalt gewonnen hat! Diese Eitelkeit kostet gemeiniglich Thränen, Thränen eines ganzen Lebens; und wie gern möchte ich diese dir ersparen! Gewiß wird der dein Herz einnehmen, der diese Verrätherinn desselben zu gewinnen weiß! Gewiß hast du mich deswegen so kaltsinnig verstoßen, weil ich sie nicht gewinnen wollte! Du hast es oft gesagt, Schmeichler sind die niederträchtigsten Geschöpfe; wie ist es dir möglich, das übertriebene Lob deiner Verehrer, die wie Sklaven um dich kriechen, für keine Schmeicheleyen zu halten? Kannst du dich einen Engel nennen hören, ohne zu erröthen, eine Göttinn, ohne daß deine Wangen zugleich von Scham, und von edlem Zorne brennen? Welch eine Lüge ist unverschämter, als die Schmeicheleyen, die dir diese Elenden machen? Und doch verräth eine kleine Röthe, und ein sanftes Lächeln, wie gern du als eine Göttinn den Weihrauch annimmst, den sie dir opfern. Ach! wisse, daß sie deiner spotten, und insgeheim über die Schwachheit lachen, die sich um so leichten Preis gefangen geben wird. Sie freuen sich, wie Feinde, den geraden Weg in dein Herz gefunden zu haben; und wenn du erst anfängst, Schmeicheleyen

leyen gern zu hören, arme **Glycera**! so bist du schon überwunden. Zittere dann vor deinem eigenen Ausspruch, daß Schmeichler die niederträchtigsten Betrüger sind! Laß sie nicht an dir die Probe ihrer Niederträchtigkeit ablegen. Sie wollen nicht umsonst vor dir im Staube gelegen, nicht umsonst diese Schmeicheleyen verschwendet haben. Eine erschlichene Liebe soll sie theuer bezahlen. Sie schmeicheln dir, um gewisser zu verwunden; sie schmücken das Opfer mit Kränzen, und führen es unter Liebkosungen an den Altar, wo es bluten soll.

Ach! soll ich dich noch erst mit Beyspielen warnen? Sieh um dich, welche Verwüstungen hat die gewonnene Eitelkeit unter deinem Geschlechte angerichtet! Wo ist die Freude der **Phryne** über ihre Siege; wo sind ihre Sklaven? **Phryne** sitzt einsam, vor den Augen der Welt verborgen, und beweinet das Vergnügen, das sie an den Lobsprüchen empfand. Sie beklaget ihre Thorheit, daß sie es für ihr Verdienst hielt, wie die Rose zu blühen: ihr entheiligter Kranz liegt verwelket zu ihren Füßen, und die hämische Schmeicheley lachet hinter dem Vorhange hervor. **Theogne** ringt voll Verzweiflung die Hände, und ihre Thränen strömen ihre blassen Wangen herunter. Ihr größter Kummer ist der, daß sie die Warnungen eines weisen Freundes mit Ungeduld beantwortete, und ihre Tugend den Armen eines Verräthers anver-

traute. Aus Scham verstecket sie sich vor dem Gesichte der Welt, und zehnmal war sie entschlossen, zu sterben.

Tausend könnte ich dir noch nennen, die Opfer ihrer unvorsichtigen Eitelkeit wurden: aber erinnere dich nur doch deiner liebsten Freundinn, der sanften, unschuldigen Narcissa. — Ach! ohne Thränen kann ich diese Unglückliche nicht nennen! Nicht, ohne den Schändlichen zu verfluchen, der über einen so gottlosen Sieg vielleicht itzt triumphiret! Aus den Armen ihrer unglücklichen Mutter weggerissen, die einsam den Verlust, und den Fall ihrer geliebten Tochter beweinte, und durch Bekümmerniße ihr Alter beschleuniget, unter einem andern Himmel, unter Fremden, wo sie vor den Bekannten ihren Schimpf verbergen wollte, überlebte sie nur wenige Tage ihre Scham. Wie verlassen starb sie, wie ganz ihrem Elende preisgegeben! Ihr Verführer entfloh; die Rache des Himmels wird ihn wieder finden! — Wenn du dem Gedächtniße deiner unglückseligen Freundinn eine Thräne weihest, o **Glycera**! so beschwöre ich dich bey dieser heiligen Thräne, vergiß nicht, daß Narcissa nicht so eitel war, als du bist!

Wie gern wollte ich dich rühren, und alle deine Empfindung, und deinen Verstand gegen so treulose Lieblinge aufbringen! O! könnte ich einen Sturm in deinem Herzen wider sie erregen, der ihr Bild und alle Eitelkeit aus dei-

ner Seele triebe, wie das Meer, wenn es tobet, Sand und Unrath an die Ufer auswirft; könnte ich Haß gegen sie erregen, ich wollte es für kein Vergehen wider die Menschenliebe halten! Aber was kann ich noch sagen, wenn Beyspiele nicht würksam genug sind? Die Liebe ist der Hoffnung gleich. Wir wissen, daß wir sterben müssen, wir sehen, wie in einer Schlacht die Opfer des Todes an unserer Seite unaufhörlich fallen, und vergessen immer die traurige Erinnerung, die sie uns geben, daß auch wir sterben werden. Die Hoffnung arbeitet gegen alle unsere Schrecken an, und rücket unser Ziel immer weiter hinaus. Wir weinen über die Todten, und vergessen uns. Eben so täuscht die Liebe dein Geschlecht, Glycera. Du siehest an deiner Seite deine Freundinnen fallen, und bedaurest sie. Mit den Thränen in den Augen, die du noch um sie nicht alle ausgeweinet hat, wirfst du dich in die Arme deines Liebhabers, der vielleicht in der folgenden Stunde ein gleicher Mörder an dir wird. Jedes Herz redet vor den, den es liebet, und spricht ihn von allem Verdachte los; und eben diese Herzen sind am ersten betrogen. Beyspiele verlieren an ihnen ihre Warnung. Sie glauben zu fest, daß sie keiner Warnung bedürfen, und fallen aus Sicherheit. Wenn sie tausend von ihrem Geschlechte fallen sehen, und wenn alle diese Tausend gestünden, daß sie aus Sicherheit fielen, weil sie ihren Geliebten für gar zu edel gehalten

hät-

hätten: so werden sie sich dennoch die einzigen zu seyn dünken, die edler geliebet werden.

So groß, o **Glycera**, ist die Verblendung der Liebe! Ach! wage es nicht, ihren Schmeichelenen zu trauen! Mißtraue der Eitelkeit, die dir sagt, daß deine Reizungen groß, und dauerhaft genug sind, einen unbeständigen Liebling getreu und beständig zu machen. Eben diese Eitelkeit ist meistens das Werk seiner Schmeicheley; der erste Feind, den er in dir selbst wider dich in Waffen bringt. Von ihm erwartet er seinen Sieg. Die Menschen, die es gern sehen, daß sie vergöttert werden, sind alsdann am schwächsten, wenn die Schmeicheley sie zu Göttern gemacht hat. Höher kann die Thorheit nicht steigen; und über Thoren hat die Schmeicheley eine unumschränkte Gewalt. Ein Mädchen machte den **Alexander** zum Narren, als er sich hatte von Männern zum Gott machen lassen.

Diese Wahrheiten, **Glycera**, sind gewiß, und wenn sie dir auch ein Feind sagte. Es ist dein Unglück, wenn du den für deinen Feind hältst, der sie dir sagt; es ist dein gewisses Unglück! Wer sie bestreitet, wer es wagt, deine Eitelkeit zu berauschen, wer am eifrigsten ist, die Zweifel deiner Vorsichtigkeit, und der gesunden Vernunft zu entwaffnen, wer den elenden Kunstgriff gebraucht, sich seiner Beständigkeit wegen immer an deine Eitelkeit zu wenden, und sich auf deine Reizungen zu berufen, der ist dein Feind.

Sie-

Siehest du denn nicht, o blinde **Glycera**, wor-nach er wiehert? Siehest du nicht, wenn er deine Wangen mit den Rosen vergleicht, deine Blicke mit dem Glanze der Sonnen; wenn er dich bald in eine Leda, bald in eine **Venus** verwandelt, daß er dich erst zum Kinde machen will, um mit dir nach Gefallen zu spielen? Siehest du nicht, daß seine ganze Liebe auf die Schönheit deines Leibes geht? — Und du kannst dir einbilden, daß er dich beständig lieben werde? Glaubest du denn etwa, daß du länger blühen wirst, als einen Frühling? Es ist unangenehm, an den Verlust dessen erinnert zu werden, was uns am liebsten ist; aber ich muß dich an deine Zukunft erinnern. Ich bin kein gemeiner Liebhaber; diese arbeiten an deinem Verderben, wie die Insekten an der Zerstörung der Rose. Ich will an deiner Vollkommenheit arbeiten. Vergleiche uns, **Glycera**, und sage dann, wer von uns verdienet, von dir geliebt zu werden. Ich will meine Liebe nicht durch wohlfeile Schmeicheleyen erkaufen. Sie sind dem wohlfeil, der sie verschenkt, und kosten den am meisten, der sie annimmt. Ich will es wagen, zu versuchen, ob sich Liebe durch Vernunft gewinnen läßt. Ach! **Glycera**! wenn durch mich dein Schutzengel redet, und wenn du die Redlichkeit für liebenswerth hieltest, wiel sie so selten ist! Wenn du gestehen müßtest, daß ich dich von dem Rande des Unglücks

zurück gerissen hätte, was für Vergnügen würde mir meine Mühe tausendfach bezahlen!

Sieh am Abend, wenn du dich entkleidest, auf die Blumen, die an deiner Brust hängen, sie sind verblasset, sie sind matt, sie düften nicht mehr. — Wie lange sollte deine Blüthe, und deine Schönheit, diese Blumen noch wohl überleben? Noch sechs Sommer; das ist das längste: aber setze noch zehn; dünkt dir die Zeit so lange? Von deiner Geburt an zählest du achtzehn. Wie lange dünken dir diese? Du wirst erstaunen, wie kurz! **O Glycera**, eine verschwundene Minute ist eben so lang, als ein vergangenes Jahrhundert. — Und glaubest du denn, wenn jene flohen, daß deine übrigen Jahre langsamer gehen werden? — Wie der Sturmwind, wie der Schall, wie der Lichtstral, und wenn sich noch etwas in der Natur befindet, das schneller ist, schneller, wie dieses! Die Augenblicke, **Gylcera**, überholen Gedanken in ihrem Fluge. — Nach zehn Jahren sollst du mir sagen, ob ich Recht habe: laß indeß so lange die Jahre kriechen, wenn dich der Gedanke von ihrer Geschwindigkeit zu sehr niederschlägt. Zähle sie nach Minuten, um die Reihe zu verlängern; und bilde dir ein, eine jede Minute sey so lang, als ein Tag. Du wirst dir eine ungeheure Reihe von Tagen erträumen, worin du blühest: aber du wirst deswegen den schnellen Strom der zukünftigen Zeit nicht um eine

Minute

Minute aufhalten. Ungestüm wird er kommen; wie ein Sturm am Ende des Frühlings, der die Blüthen niederschägt, und die Schönheit der Jahrzeit von den Fluren hinwegnimmt. Habe hundert Verehrer — habe die ganze Welt zu Sklaven gehabt; desto größer wird dein Verlust seyn, wenn du keinen einzigen behältst: seufzen werden sie über dich! — Aber, **Glycera**, Seufzer, die demüthigender sind — als diejenigen, welche vormals die Liebe seufzte! Jene waren Zeugniße deiner Allmacht, deiner Reize; diese sagen, daß du nicht mehr reizend bist; jene waren Lobsprüche, die dich entzückten, und vergötterten; diese sind Mitleiden, das dich in Verzweiflung setzen muß: denn was ist dem Stolze unerträglicher, als wenn er ein Gegenstand ist, worüber das Erbarmen seufzet!

Ich rede zu ernsthaft: wie ein Liebhaber sollte ich reden. — So rede ich, **Glycera**; denn die Sprache eines redlichen, eines zärtlichen Liebhabers muß ernsthaft seyn. — Wolltest du wohl, daß er mit dir scherzte? Oder sollte ich etwa, mit dem hirnlosen Schmeichler, offenbare Lügen sagen? Sollte ich sagen: **Glycera**, du bist unsterblich, wie die Göttinnen; dein Frühling wird beständig blühen; du wirst nie aufhören, schön zu seyn? — Sage, soll ich so ungereimt reden? — Ein bitteres Lachen, eine Verachtung ist deine Antwort. Aber warum antwortest du denen nicht eben so, welche dir mit et-

was veränderten Worten eben so unglaubliche Dinge sagen?

Ich rede die Wahrheit: ich sage dir, du bist eine Sterbliche, blühest, gleich der Rose, nur einen Frühling, verblühest, wirst alt und stirbst. Wenn Lügen dir verhaßt sind, so mußt du Wahrheit lieben. — Und dennoch hörest du jene, indem du mich abweisest. O erkläre mir, erkläre mir diesen widersinnischen Widerspruch! — Doch wer ist dir weniger bekannt, als du selbst? Du glaubest wohl nicht, daß sich deine Eitelkeit für beleidiget hält, wenn man dir sagt, daß du nicht immer schön seyn wirst. Aber untersuche dich unpartheyisch, und dann entscheide, ob ich unwahr rede.

O! Glycera, was für Satyren ließen sich über eine Schöne sagen, die von uns fodert, wir sollten es nicht wissen, daß sie alt werden wird? Ist dieses eine Lästerung, so hatte der König recht, der es seinen Unterthanen verbot, zu wissen, daß ihre Königinn Füße hat. — Aber weg mit der Satyre! Sie ist nicht die Sprache eines Liebhabers. Von Liebe soll dieser nur reden; er soll Honig auf der Zunge führen, dann mag er im Herzen Gift tragen. Er mag unser Glück umzustürzen suchen, wenn er nur unsere Eitelkeit befriediget. Wenn er nur Weihrauch opfert, dann mag er uns im Dampfe ersticken.

Wohlan! ich will schmeichlen, Gylcera, und niemand von uns, weder du, noch ich selbst, soll

vor dieser Schmeicheley roth werden dürfen. Wie liebenswürdig ist eine Schöne, deren Seele die Bildung ihres Körpers, und alle äußerlichen Reize übertrifft! Dieser Theil ist der Engel. Wer schmeichelt dir wohl am besten, der, der deine hinfällige Bildung, deine Rosenwangen, die Lilien deiner Brust, deine Augen, oder der, der deine Vernunft, deine Tugend, dein großmüthiges Herz verehret? Welcher Name ist liebenswürdiger, entscheide selbst, eine **Milwood**, oder eine **Lucia**? Welches Lob ist größer, blühende Wangen, oder eine schöne Seele? — Dein Verstand kann hier unmöglich anstehen, die Frage zu beantworten; und doch ist dir der Schmeichler angenehmer, der deine blühende Wangen erhebt, als der, der deine Tugend preiset. —

Ach! schöne **Glycera**, schäme dich deiner verkehrten Eitelkeit! Es ist Zeit, daß du an dich gedenkest! Was würde dir wohl übrig bleiben, womit sich deine Eitelkeit noch schmeicheln könnte, wenn nichts schön an dir wäre, als deine Bildung, und wenn die Zeit dir dieses einzige Gut nähme; sage mir, was würde dir dann noch übrig bleiben? Kein Liebhaber, kein Ruhm, eine traurige Erinnerung von dem, was du warest. Wenn die Blumen abgefallen sind, so zerstreuen sich die Schmetterlinge, und suchen eine jüngere, die erst frisch aufgegangen ist. Aber Tugend, **Glycera**, ist nicht dem Wechsel der Zeit unterworfen. Sie blühet beständig, liebens-

würs

würdig bis zum Entzücken in einem schönen Leibe in der Jugend glänzend, bewundernswerth in dem Sommer des Lebens, verehrungswürdig im Alter.

Ich bitte dich, geliebte Glycera, erinnere dich oft des Alters, erinnere dich der flüchtigen unaufhaltsamen Jahre. Siehe deine bebende Mutter an, (sie hat eben so geblühet, als du; die vorige Welt sagt es uns, die nun der unsrigen schon Platz macht). Gebeugt schleicht sie daher, ein Gespenst von sich selbst, ihre Wangen sind verfallen und blaß, ihre Augen dunkel und versunken, ihre Haare silbern, und bald — denke das übrige hinzu, Glycera, und lerne, von ihr das verachten, was vergeht, und das hochschätzen, was fortdauert.

V. Brief.

Sichem an seinen Vater.

Mit der Standhaftigkeit, mein Vater, womit du unerschrocken der Schlacht, und dem Tode entgegen sahest, als noch das Vaterland deine Hände bewaffnete, mit der Standhaftigkeit höre die Nachricht, daß du deinen Sohn verlierest. Ich sterbe, mitten unter den Edlen, welche ihr Blut für die Wohlfahrt ihrer Mitbürger vergossen. Ich habe oft an deiner Seite gefochten und von dir gelernet, wie man für sein Vaterland sterben kann. Dein brennendes Auge entzündete in mir die Funken des Muthes, welche die verwandte Natur in mein junges Herz gelegt hatte, und erweckte mich durch dein glänzendes Beyspiel in der blutigen Schlacht auf der Bahn meines Vaters die Ehre zu suchen. Der, welcher die Schicksale so weise regieret, breitete seinen Schild über dein theures Haupt, und führte dich, mit Ruhm bekrönet, zwar nicht ohne Wunden, doch ohne Gefahr, aus dem Blutbade: denn du warest der Welt, du warest deinen unversorgten Kindern ein unersetzlicher Verlust. Mich, als einen entbehrlichen Jüngling, hat er gnädig bestimmt, den Lorbeer, den er dir

schenken

schenken wollte, mit einem Blute zu erkaufen, welches das deinige ist. Wie glücklich, daß ich deine graue Stirn mit einem Kranze bekröne, den du mir zu erwerben gelehret hast!

Wenn du eine väterliche Thräne über den Tod deines Sohnes geweinet hast; das ist alles, was er verlanget. Nur eine Thräne, welche der Welt sagt, daß ich dir mehr, als gleichgültig war, daß du in mir einen Sohn verlorest, den du liebtest. Thränen der Tugendhaften sind die wahren Lobreden der Sterbenden. Es ist ein süßer Gedanke für sie, wenn sie sich schmeicheln können, daß ihr Tod beweinet wird. Vielleicht begleiten einige wenige, meine Freunde, deine Zähre mit der ihrigen. Ein größerer Ruhm für mich, als wenn die eigennützige Schmeicheley mit thränenleeren Augen ein prächtiges Denkmal über die Gebeine des vergessenen Todten aufrichtet. Dann trockne deine Augen; mein Bruder ersetze dir den Verlust deines ersten Sohnes, und erbe die ganze väterliche Liebe; diese sey das Vermächtniß, das ich ihm hinterlasse.

Zwar die Trennung ist schwer! Meine kindliche Zärtlichkeit lehret mich, was ein Vater empfinden muß. Aber laß diesen Verlust deine Stärke nicht beugen; eine aufblühende Tochter, ein zweyter Sohn erfodern alle Kräfte deines Alters: erschöpfe sie nicht in Thränen über einen Verstorbenen, und spare sie für die Lebendigen. Diese erfodern alle deine Sorgen. Die Gefahr

die sie zu vermeiden, die Regeln des Lebens, die sie zu lernen haben, lassen dem Führer nicht Zeit, an den zu denken, der dieser Sorgen nicht mehr bedarf. Ein Seufzer über ihn ist alles, was er fodern kann. Der Himmel, der mit dem Tode einen Vorhang zwischen ihm, und den Lebendigen zieht, und die Erde, die ihn unter der Sonne wegnimmt, wollen ihn nicht umsonst verborgen wissen, und lehren ihn vergessen.

Wozu dienet der lange Gram? Er erwecket den Entschlafenen nicht, verzehret den Lebendigen, der um ihn weint, und raubet denen den Tribut von Sorgen, die noch seiner Hülfe bedürfen. Zwar eine lange Nacht wird uns trennen; denn sterbend flehe ich den Himmel, daß er dich meinen Geschwistern erhalte! Allein du verlierest nicht alles in mir. Mein Bruder wird alle die Hoffnungen erfüllen, welche ich nicht erfüllen konnte. Einen von uns warest du dem Vaterlande schuldig: mein Blut hat die Schuld abgetragen; der andere wird die Stütze, und der Trost seyn, den du in deinem Alter erwartet hast. Ihn wird der Himmel dir lassen, um die Früchte deiner väterlichen Sorgen zu genießen. Er sey deiner Liebe, er sey seines Vaters würdig!

Doch was bemühe ich mich dich zu trösten! Die Weisheit bedarf den Trost eines Kindes nicht. Deine Tugend, mein Vater, rüstet dich mit einer Standhaftigkeit wider die Fälle des Lebens, der eine weise Erfahrung zu Hülfe kömmt. Du

weißt den Werth des Lebens zu schätzen, so lange die Vorsehung es erhalten will, und weißt auch, daß einige Stunden mehr, oder weniger, wenn sie nicht will, daß wir die letzte Stuffe erreichen, nicht werth sind, uns zu quälen. Einmal mußten wir geschieden seyn. Wenige Jahre vielleicht machen den Unterschied. Wenige Jahre, was sind sie? — Wer ausgelebet hat, der weiß ihre Dauer am besten zu bestimmen. Mein Leben ist wie ein Traum. Die ganze Reihe von verschwundenen Jahren dünkt mir, wie eine Minute!

Und ach! welch ein Zwischenraum trennte uns schon im Leben! Ich stand in der Blüthe meiner Jahre, du näher test dich dem Ende deiner Laufbahne. Ich konnte nicht hoffen, mit dir zugleich zu sterben; die Zeit eines halben Lebens lag zwischen uns; und jeder Augenblick war ein Schritt näher an die Gränze, die uns trennen mußte. Der Himmel, meinen Gebeten gnädig, hat dich mir nicht entreißen wollen. Er hat mir den Schmerz ersparet, über deine Leiche zu weinen, und dein sterbendes Auge zuzudrücken.

Wie oft habe ich diesen furchtbaren Tag befürchtet! Wie oft hat dieser bange Gedanke alle Ruhe aus meiner Seele verjaget! Ach! wenn ich ihn verlieren muß, sagte ich oft zu mir, wenn der Himmel mir den besten, den theuersten Vater nimmt! Bange, unglückliche Stunde, o sey noch fern, erscheine nie — oder wenn das Loos

der Sterblichkeit diese Bitte fruchtlos macht: so komme mein Tod dem seinigen zuvor! Wenn die Schwachheiten des Alters alle Besorgniße meines zärtlichen Herzens rege machten; wenn meine besorgte Zärtlichkeit die Zufälle sah, die du, aus Liebe, deinen Kindern verbergen wolltest; o! wie quälte sich dein bekümmerter Sohn! Was für Gedanken! welche Vorstellung! welche Angst! welche heimlich vergossene Thränen! Die Nächte, wo du deine Augen nicht schlossest, waren auch für mich schlaflos. Und wenn ich entschlief; so traten nur ängstliche Träume an die Stelle banger Gedanken.

Denkst du noch an die Zeit, wo der Himmel die Zärtlichkeit deiner Kinder prüfte, und dich ohne Hoffnung niederlegte? Ach! welche Stunden! du hießest uns zu deinem Lager kommen, um den letzten Segen zu empfangen. Meine Kinder, sagtest du, vielleicht ist dieser Abend der letzte meines Lebens. Fasset euch, wenn etwa der Herr unserer Tage mich rufet, seine Schickung mit Geduld und Verehrung zu ertragen. Der, der die Welt erhält, wird euch, Waisen, nicht umkommen lassen. — Welche Worte! Du sahst die Thränen, die aus meinen Augen strömten! Du empfiengst deinen trostlosen Sohn, und würdigtest seine heißen Thränen mit einem Seufzer zu vergelten.

Welch eine Nacht folgte diesem langen Abend! Im Traume weinte ich alle diese Thränen aus, welche

welche dein Zuspruch zurückgehalten hatte. Bald sah ich deinen blassen Leichnam; bald verfolgte ich deinen flüchtigen Schatten; bald sah ich dich von ferne, wie du mit Lächeln mir winktest. Ich eilte dir nach, mein ängstliches Herz klopfte. Aber ein stürmischer Strom, auf dem hohe Cypressenwälder einen furchtbaren Schatten warfen, trennte dich von mir. Ich seufzte zu dir hin, stürzte mich in die Tiefe, reichte dir meine bebenden Hände entgegen, aber du verschwandest vor meinen Augen. O! mein theurer Vater! wie kämpfte meine Seele mit diesen falschen Schrecken! Der Morgen sebst, und das frohe Licht, das den Tag wieder bringt, und die Schrecken der Nacht zerstreuet, erheiterte meine Seele noch nicht. Ich werde ihn verlieren, sagte ich, diesen besten Vater! der Himmel hat um mich zu diesem schmerzhaften Verluste vorzubereiten, mir seinen Tod in diesem Traume vorher gezeiget. O! daß er leben möchte, wenigstens für meine Geschwister, deren Glückseligkeit von dem Leben des Greises abhanget! Daß der Himmel mich, den noch niemand vermisset, statt seiner absoderte, wenn doch ein Tod unser Haus in Trauer setzen soll!

Der Himmel erhörte das Gebet deiner frommen Kinder; du, und das Leben wurden ihnen wieder gegeben; und meine Freude war allein meiner ersten Betrübniß gleich. Nimm demnach dieses Leben, als sein Geschenk, das deiner Er-

haltung werth ist, und laß nicht, o! ich bitte dich um diese Liebe, aus der du mir eine Thräne schenkest, um die unschuldige Tugend meiner sanften Schwester, die noch deiner Unterstützung bedarf, um alle die schönen Hoffnungen, welche die wohlgebildete Jugend meines dich nachahmenden Bruders dir machet, laß nicht den Schmerz um mich, dein schwaches Alter niederschlagen! Der Todte ist der Welt unwiederbringlich verloren; und diejenigen, die nach ihm leben, erfodern alle deine Sorgen, um auch sterben zu lernen.

Oder kann dein zärtliches Herz mich so bald nicht vergessen: so denke wenigstens zugleich, so oft du dich meiner erinnerst, an den Tod, den ich starb. Ein herrlicher Tod! Nicht auf dem Rosenbette der weichlichen Muße, nicht gleichgültig dem Vaterlande, noch unberühmt bey den künftigen Enkeln. Unter dem offenen Himmel starb ich, von dem das Auge der Gerechtigkeit auf mich herab sah; auf dem Felde, wo vor dem der muthwillige Feind die Arbeit und Hoffnung des seufzenden Landmannes zertrat; wo der Menschenhaß das zerstörte, was aus dem Schooße der Erde die Güte des Schöpfers aufgrünen ließ; wo das kriegerische Roß nährende Aerndten, die für den Hunger der Menschen wuchsen, wo die Menschen das Schwerd fraß; auf dem Gebiete meines mütterlichen Landes, an den Mauern der Stadt, worinn ich alles zurück ließ, was mir

heilig und theuer war, dich, mein Vater, meine Geschwister, und meine Freunde. Dieser grosse Gedanke muß deine Seele unter ihrem Gram mächtig aufrichten, da die Feinde zerstreut sind, daß von dem Siege dir ein Lorbeerzweig gehöret; daß für die Wohlfahrt deines Landes auch das Blut deines Sohns floß! O! genug mit Ruhm bezahltes Leben; Ehre genug für das Opfer weniger Tage! Zähle sie über, wie wenige sind es! und die wenigen, wie flüchtig, wie kurz!

Wären die Worte eines Sterbenden nur so mächtig, so stark, wie die Worte des Engels, womit er der Seele eines sterbenden Christen das künftige Leben und die Unsterblichkeit verkündiget, um die gebeugten Herzen zu trösten, die um ihn trauren! Könnte sich nur, o mein Vater! ein Theil der göttlichen Ruhe, die mich über alles Gefühl meiner Wunden erhebt, und mir die Erde gleichgültig macht, könnte nur ein Theil dieser Ruhe aus meinem Herzen in das deinige sich ergießen! Großmüthiger Greis, wie sollte es deine traurige Seele aufheitern! —

O du, in dessen männlicher Brust die ganze Tugend, bey der Tugend die starke Hoffnung der Unsterblichkeit wohnet; dessen ehrwürdiges Haupt unter den Lasten und Sorgen, die auch des besten Lebens so wenig schonen, wie der Tod der Tugend, grau geworden ist; den Erfahrung mit heilsamer Weisheit wider bekannte Uebel gehärtet hat; und der, wie ein ermüdeter Wan-

derer, von der Mühsamkeit des Weges erschöpfet, wo er jetzt mit Wetter und Wind, itzt mit der Hitze des Mittags gerungen hat, sich nach dem Ende der Reise, und zu der Ruhe in stillen Schatten sehnet; laß nicht den Tod eines jüngern Wanderers dich rühren, der auf der Mitte des Weges seine Ruhe gefunden hat! Der Himmel hat ihm den mühsamsten Theil des Weges erlassen. Mancher seufzende Wanderer, der auf der Hälfte seiner Laufbahn durchs Leben sein Grab findet, wird nicht um ihn trauren; indem er vor sich hin die rauhen Klippen, und die dornigte Bahn übersieht, die er noch gehen muß; er wird um den Jüngling nicht trauren, der schon ruhet! Er wird klagen, daß er nicht neben ihm ruhen soll, daß seine Sanduhr noch nicht ausgelaufen ist, und daß er noch seine ermüdeten Füße auf den Dornen, worüber das Alter ihn fortschleppt, verwunden soll. Du, der du selbst die Lasten jedes Alters getragen hast, dessen Schulter unter dem Gewichte der Jahre schon ersinket, bedaurest du mich, daß der Tod mir diese Bürde abnimmt?

Wie können wir, die wir selbst keine gewisse Minute des Lebens besitzen, wie können wir doch über einen plötzlichen Verlust eines Gutes Thränen vergießen? Was ist plötzlich? — **Alles** ist plötzlich; unser Ort ist ein Punkt, unser Zeitmaß eine Minute; und was kann in dieser Minute **langsam** geschehen? Die schnellen Flügel

der Zeit übereilen den Sturmwind, fahren mit dem Strale des Lichts in die Wette: so schnell, wie der geflügelte Pfeil im Ziel steckt, sind sie dahin. Einen Augenblick länger besitzen, ist viel zu wenig für Thränen gewonnen, zu wenig für Kummer. Wir wissen, daß alles dahin fällt; jede Minute ist uns verdächtig, und wenn wir etwas verlieren, so sind wir untröstbar, als träfe uns ein Schlag, den wir nicht erwarten konnten; als glaubten wir fast, in unsern Armen die Ewigkeit zu umfassen! — Söhne der Zeit! erinnert euch doch an die Ungewißheit der Stunden! — Die Geburt giebt dem Tode sein Recht. Leben heißt anfangen, zu sterben. Ueber alles strecket der Tod seine mächtige Hand aus; die Schöpfung ist ein weites Gebiete voll Sterbender, und Todter! Zufall, Krankheit und Alter, die Brüder des Todes, theilen mit ihm die Herrschaft über die Erde. Das Alter weihet das silberne Haupt des Greises der Sichel; — Zufall und Krankheit die unverdächtige Jugend. Sehet umher, was für Gefilde voll Leichen! Schaarenweise reißt hier die Seuche glühende Jünglinge hin, dort die zerstörende Schlacht. Wasser und Feuer, Mangel und Ueberfluß, Verzweiflung und Freude, — wer zählt die namenlosen Feinde des Lebens? — treiben ihre Opfer an den Altar des Todes hin. Verödete Welten werden, eine nach der andern, dunkel und finster, und ihre verlöschten Sonnen trauren; oder die Sonnen um

ihre verstorbenen Welten. Der helle Gürtel des Himmels wird verblassen, und die Erde aussterben. Das wissen wir, und wir beklagen den entfliehenden Athem eines Menschen oder eines Insekts? — Wie glücklich starb er, wenn ihn das gerettete Vaterland segnet, und den Ort heiliget, wo sein Gebeine ruhet! Groß ist der Tod des Mannes, der für die Sache des Vaterlandes fiel! Die dankbare Nachwelt zählet ihn unter die Helden; und wenn auch kein Grabstein seinen Namen der Welt nennet, so nennet ihn die Geschichte. Wie glücklich, o! mein Exempel im Leben, mein Vater, werden die dich preisen, denen kein so rühmlicher Tod ihr Kind aus den Armen gerissen hat! Sie leiden alle Schmerzen, die du empfindest, ohne die Ehre, die dich trösten kann. Viele sind nicht so rühmlich gestorben! Ein schimpflicher Tod, o Vater, nur der sollte den Hinterlassenen kränken: der elende Jüngling, der in seiner besten Blüthe ein Opfer seiner Laster wurde, nur der fodert Thränen seiner Freunde; um den, der vor sein Vaterland starb, mag sein Vaterland weinen!

Mehr, als ich, sterben mit mir; du bist nicht der einzige Vater, der verlieret. Das Schlachtfeld ist voll mit ruhmvollen Leichen besäet. Ich sah sie neben mir fallen, und stritte, ihren Tod an dem Feinde zu rächen. Aber eben das Schicksal, dessen Pfeil sie traf, zog aus seinem Köcher einen andern für mich. Mein Blut floß auf die

ruhm-

rühmwürdigen Leichen meiner Brüder, und zeichnete die Stelle, wo ich meinen sinkenden Feind überwand. Ich fühlte die Wunde, ließ sie bluten, und flog über die Leichen in den Haufen des Feindes, entriß einer matten Hand die blutige Fahne, und trug sie im Triumphe zurück. Aber der Himmel wurde vor meinen Augen schon dunkel. Alles schwamm um mich her in Nebel und Nacht. Mit wankenden Füßen gieng ich über das schreckliche Schlachtfeld aus dem Gedränge des Treffens; und nur die Freude über das Zeichen meiner rühmlichen That hielt noch die Seele in mir zurück. Ein zärtlicher Freund eilte mir nach, und faßte mich, als ich sinken wollte, in die offenen Armen auf. Nun war der Himmel vor meinen geschlossenen Augen verschwunden. — Doch hat mich die Sorge der Aerzte noch einmal von dem letzten Rande des Todes zurück gerufen, ich erwachte noch einmal, mein Vater, für dich; aber bald werde ich auf ewig entschlafen, und dann wird mich kein Arzt, keine Thräne der Freundschaft, und selbst deine Seufzer werden mich dann nicht wieder erwecken! Deine Arme werden mich nicht wieder umfangen; jede Minute reißt mich näher an mein Grab; die Kräfte verschwinden, und vielleicht sieht schon der Mond aus den Wolken der Mitternacht auf mein Grab herunter!

Hier auf der Wahlstatt, neben meinen ruhmvollen Brüdern, will ich dann schlafen; hier, wo ich fochte, will ich ruhen. Hier hat mein Blut

meiner vaterländischen Erde den kleinen Raum bezahlet, wo meine Asche den Schall der Trompete erwartet, der die Auferstehung von einem Ende der Erde zum andern verkündigen wird. Unter der Schaar der Helden, die mit mir sanken, will ich hier wieder auferstehen. Unter einem Rosengebüsche sollen hier meine weinenden Freunde deinen Sohn begraben. O! ein süßer Gedanke im Sterben, daß wir mit unserm Blute unserm zitternden Vaterlande den Sieg erwarben! Ein süsser Gedanke, daß von unsern Gräbern der Strauch dem künftigen Wanderer, der über diese Wüste voll Todten gedankenvoll wandelt, nach Jahrhunderten noch, feyerliche Empfindungen zurauschet, einen heiligen Schauer, und Mitleid, und wenn gleich nicht unsere Namen, dennoch unsere Tugend in langem Andenken erhalten wird! — Aber ein noch süßerer Gedanke, mit dem die selige Ruhe des Himmels in unsre mit dem Tode ringende Seele strömt, daß wir tugendhaft starben, daß wir — aber mir erzittert die erkaltende Hand. Mein Haupt wird schwer. O! mein Vater, ich fühle, ich fühle den nähern Tod; ein Schauer — ich werde schwach; der Himmel schwimmt vor meinen Augen; sie sind müde des Lichts — Lebe wohl, mein bester Vater, — ohne Gram — Lebe wohl!

VI. Brief.

Zunim an Aemilien.

Ja, geliebte **Aemilie**, ganz glücklich wollen wir seyn; so glücklich, als die Liebe, und eine zärtliche Harmonie gleichgestimmter Seelen Sterbliche in dem Besitze der Nothwendigkeiten des Lebens machen können. Wie angenehm machest du mir diese geerbten Vortheile, die ich ohne dich zwar besitzen, aber unschmackhaft finden würde! Denn was ist das Glück, welches man mit keinem Geliebten theilet? Meine Unruhe, meine Unstätigkeit, meine Sehnsucht, oder wie soll ich das nennen, was ich empfand, so lange mein unbefriedigtes Herz sich noch nach demjenigen Gegenstande sehnte, den es nicht kannte, so lange, als ich nach dir, meine **Aemilie**, seufzte, ohne zu wissen, wer, und unter welchem Himmel du warest? Alle diese unnennbaren Empfindungen waren Zeugen, wie wenig das Erbrecht auf meine väterliche Güter, und alle diese Vortheile des Glücks, wornach tausend Wünsche gehen, mich glückselig machen konnten. Ich nannte sie die meinigen, ohne in diesem Begriffe das Angenehme zu finden, was darinn verborgen liegen soll. Mein schmachtendes Herz, daß allein in Freundschaft, Zärtlich-

lich-

lichkeit und Vertraulichkeit seine Glückseligkeit finden kann, wofern ihm der Himmel eine Glückseligkeit bestimmt hat, blieb unberuhiget, und seufzte nur zum Himmel um einen Freund, um eine geliebte Freundinn, geneigt und sehnsüchtig sich ganz zu ergeben, und sich seiner ganzen Zärtlichkeit zu überlassen.

Diese Freundinn habe ich in dir gefunden; und der Gedanke, mit dir zugleich diese Vortheile der Welt zu besitzen, giebt meinem Glücke erst denjenigen Glanz, den es sonst nicht hatte. Wie süß ist mir diese Betrachtung, wenn ich, an der Hand der schönsten Hoffnung geführet, am stillen Abend in meinem Garten wandle, und in die glückseligste Zukunft hinausdenke! Ach! wie angenehm ist es mir, zu denken, daß ich fähig bin, diejenige Person glücklich zu machen, die ich aus einer ganzen Welt erwehle, und der ich meine ganze Liebe aufopfern werde! Denke, **Aemilie**, wie werth mir diese Betrachtung den sonst gleichgültigen Besitz meines Vermögens machen muß! Erinnere mich nur oft daran, daß du arm bist! Ich liebe diese Erinnerung; weil sie meiner Hoffnung zu statten kömmt, daß ich dich reich machen werde. Reich gewiß, aber auch glücklich? — O! wie sehr wünsche ich, um deinetwillen, daß diese beyden Begriffe nicht voneinander getrennet werden könnten! Wie sehr wünsche ich, so glücklich als möglich, als ein Sterblicher seyn kann, ja so glücklich — doch eine größere Glückseligkeit

ist

ist wohl nur den edlen Seelen für ein anderes Leben aufbehalten!

Aber wenn auch diese Begriffe, Reichthum und Glückseligkeit keine nothwendige Verbindung unter einander haben; so wird sie ihnen doch die Liebe geben. O, wenn du mich so ganz, so einzig, so zärtlich liebtest, als ich dich schöne **Aemilie**, so werden wir einander schon die Erfüllung aller unserer Wünsche seyn! Vielleicht würde die Armuth selbst diese Glückseligkeit nicht stören; jeder würde sich in der Liebe des andern glücklich genug schätzen. — Doch dann würde vielleicht jeder von uns, nicht zwar um sich selbst, aber doch um den andern bekümmert seyn: oder wenigstens würde mir das unaussprechliche Vergnügen fehlen, (wofern der gemeine Begriff von dem Glücke nicht ganz falsch ist) dich glücklich gemacht zu haben. —

Und bist du bekümmert, edle **Aemilie**, daß du meinem Vermögen nichts entgegensetzen kannst? Nichts, sagtest du? — O! kennest du den Werth deiner Person so wenig? Bey der Liebe sey es geschworen, die uns bald unzertrennlich vereinigen wird, und bey derjenigen Hand, die ihre Triebe in unsere Brust für einander geleget hat, daß ich ohne die Hoffnung, dich zu besitzen, und mit dir meine Güter, so wie mein Herz, zu theilen, alle diese elende Reichthümer verachte! — Du gäbest mir nichts zurück? — Du giebst mir alles; diese Güter, die ich ohne dich nicht genießen würde, meine Ruhe, meine ganze Glückseligkeit, und

alles dieses in einem Worte zusammen gefaßt, — dich! und wenn du zu sittsam bist, wenn du dich von der schönen Seite zu wenig kennest, dieses zu begreifen, was das Herz deines **Zunim** so ganz, und vollständig begreifet: wenn du nicht weißt, wie er alle Schätze hinweg werfen könnte, um dich zu erhalten; wenn diese der Preis für dich seyn sollten; o! meine Geliebte, so wünsche mir wenigstens nicht, daß ich das unaussprechliche Vergnügen vermissen sollte, welches schon in dem Gedanken liegt, dich glücklich zu machen! Du, die du aus deinen eignen Empfindungen weißt, welche Wollust es ist, jedwede gleichgültige Person glücklich gemacht zu haben; du, deren vortreffliches Herz für Freuden schlägt, wenn deine Freygebigkeit irgend einen Unglücklichen erleichtert hat; deren Auge ich selbst oft so liebenswürdig in schönen Thränen schwimmen sah, wenn du Mittel gefunden hattest, ein Elend zu entfernen; du, meine großmüthige **Aemilie**, mußt es wissen, wie glückselig der Gedanke machet, diejenige beglückt zu haben, die wir so zärtlich lieben, und in der wir dieses gegebene Glück tausendfach selbst genießen! Und wolltest du mich derselben beraubt wünschen? — O! wenn du zu edel bist, bloß empfangen zu wollen; so beruhige dich mit dem wahren Gedanken, daß du mir alles, in gemeinschaftlichen Genusse mit dir, tausendfach wieder zurück giebst; denn Freude, meine **Aemilie**, die du empfindest, kehret gedoppelt in mein Herz zurück,

rück, und wird Entzückung; laß mir diese Gedanken, die so unaussprechlich vergnügen!

Wenn ich nicht mehr denken dürfte, dich zu beglücken; was für einen Reichthum von Vergnügen würde ich in meiner gegenwärtigen Einsamkeit verlieren müssen! Niemals hat meine eigene Eitelkeit mich bewegen können, meinen väterlichen Landsitz für die Augen der Welt auszuzieren. Einsam begrub ich mich, wie ein **Eremit**, in meinen Wäldern; oder ein Freund begleitete mich auf meinen Spazierwegen, und genoß mit mir der ländlichen Ruhe, und dessen, was hier die mäßige Natur giebt. Gespräche, oder die Sorge für die nöthigen Verrichtungen, oder einsame Betrachtungen, oder ein ländliches Vergnügen, wozu hier die ganze Natur einladet, waren meine Beschäfftigungen. Die Liebe hat ihren Kreis erweitert, die Liebe giebt mich gewissermassen der Welt wieder zurück, von der ich wie geschieden war; und macht mich empfindlich gegen ihre Freuden: die Liebe, und meine **Aemilie**, die mich täglich angenehmer unterhalten, und in jedem Augenblicke durch Aussichten in eine glänzende Zukunft entzücken.

In diesem ungeschmückten Hause, sagte ich zu mir selbst, welches ein Krämer vielleicht mehr für die Hütte eines Einsiedlers ansehen würde, sollte meine **Aemile** wohnen? — Zwar sie liebet das ungekünstelte Nützliche, und die natürliche Einfalt mehr, als den Putz; aber dieser Aufent-

halt ist ihrer nicht würdig genug. Wenigstens will ich das Bäurische aus ihren Augen entfernen.

Ich weiß, sie liebet die Schönheiten, und alle Werke der Natur. Wie vergnügt habe ich sie oft gesehen, wenn sie in ihrem Zimmer eine Blume aufblühen sah, oder wenn ihre wolthätige, schöne Hand ihrem Vogel das Futter gab! Wie heiter wurde ihr entzückendes Auge, wenn ich sie an meiner Hand durch eine schöne Gegend führte, und wie begierig blieb es auf allen Schönheiten haften! — Hier will ich die Wände ihres Zimmers mit einer Landschaft bemalen lassen. Dieses Zimmer soll das ihrige seyn, das von dieser Seite nach dem Garten sieht, von der andern in die Aue. Ein gepflanzter Weinstock soll um die Wände seine grünen Arme hinaufschlingen, und im Sommer sich, wie ein kühle Laube, um die Fenster wölben. Hier nach der Aue hin, will ich die Weiden niederhauen lassen, und die weite Aussicht über diese Ebenen, diesen silbernen Bach, bis an jenen Buchenhayn von allen Hindernissen befreyen. Oft wird sie dann gegen Abend, wenn die Sonne sich von dieser Seite hinweg gewandt hat, wenn schrägere Stralen auf diese grüne Ebene und auf den Wald fallen, hier, ohne zu ermüden, die schöne Landschaft betrachten. O! wenn sie dann vielleicht zu sich selbst, entzückt durch diesen Anblick, sagte: Wie wohl hat mein Geliebter für mein Vergnügen gesorgt! Wenn

sie

sie plötzlich mit heitern lächelnden Augen zu mir sich kehrete, und mir in einem zärtlichen Kusse alles Vergnügen zehnfach stärker mittheilet, was sie empfindet! — Dann will ich an dieser Seite im Garten ein angenehmes Blumenstück anlegen. Die schönsten Rosen sollen hier, dicht unter ihren Fenstern, blühen, und ihr die ersten Düfte des Morgens, und die letzten des Abends entgegen hauchen. — Hier aber am kleinen Teich im Garten, an dessen Ufern rund umher ein Wald von Schilf aufsteigt, hier will ich am Ende des hohen Schattengangs mit eignen Händen junge Linden pflanzen, sie selbst ziehen, und ihre Zweige zu einer dichten Laube zusammen flechten. Eine reinliche Bank soll in diesem Gewölbe von Laub bereit stehen, wenn sie hier der kühlen Luft genießen will. Jenen Bach, der mit angenehmen Gemurmel, so süß wie die Sprache der Liebe unter Geliebten, unter diesen dichten Erlen an der Gränze des Gartes vorbey fließt, diesen Bach will ich in den nahen Teich leiten, daß er da murmele, und daß seine Schwäne durch ihre holdselige Stimme, und durch das Futter, welches sie ausstreuen wird, gelocket, durch die Fläche daher segeln, und dieses grüne Ufer besuchen.

Also sinne ich zu meinem Vergnügen auf das, was meiner Aemilie Vergnügen machen soll; und so genau sind unsere Freuden zusammen verbunden! — Dann eile ich, das zu vollführen,

was ich erfunden hatte, und eben diese süßen Gedanken, dich meine Geliebte, so glücklich zu machen, als man auf einer Welt seyn kann, ermuntern mich, und machen mir diese Arbeit durch neue Vorstellungen angenehm. Nichts will ich ihr von allem dem sagen, was sie hier finden soll. Wenn es Vergnügen für sie seyn kann, so will ich die Freude haben, zu sehen, wie sie dieses Vergnügen überraschen wird. Schöne Aemilie, will ich mit einer ernsthaften Geberde zu ihr sagen, wofern du glaubest, auf meinem ländlichen Sitze das zu finden, was du vielleicht am meisten wünschest; so bitte ich, begieb dich so schöner Gedanken! Es würde mich zu sehr schmerzen, wenn eine Hoffnung, auch nur eine Hoffnung dir fehlschlagen sollte. Mein Sitz ist eine Hütte, mein Land, mein Wald und mein Garten sind nicht zum Vergnügen; sie sind blos zum Nutzen. Erwarte nichts angenehmes daselbst, wo nicht mich; und meine Gesellschaft. — Dann werde ich die süßesten Versicherungen von ihr hören; sie wird mir sagen, daß sie nur mich liebet, nur mich um mich selbst; sie wird den angenehmen Betrug nicht vermuthen, den ich ihr unter einer verstellten Ernsthaftigkeit spiele. Ohne Erwartung wird sie kommen, und das Vergnügen wird sie überraschen. O! welch eine Entzückung für mein Herz, wenn sie, indem ich sie in diese Wohnung führe, in angenehmer Verwirrung

rung steht, erröthet, lächelt, schweigt, und alles umher betrachtet; dann holdselig ihr Auge auf mich wendet, mir zärtlich die Wangen klopft, und mit einem Küsse meinen Betrug bestraffet! — Dann führe ich sie in dieses Zimmer: siehe hier, meine **Aemilie**, sage ich zu ihr, hier hat die Natur alles versammelt, was sie Schönes hat, um deinen Aufenthalt schön zu machen; aber alle diese Schönheit wird diejenige übertreffen, die ihn bewohnt. Dann führe ich sie durch diesen Schattengang in die düstende Laube; wie glückselig werden uns daselbst oft die stillen Abendstunden finden! Mit den Händen umschlungen, Herz an Herz gedruckt, werden wir da entweder sitzen, und den segelnden Schwan Furchen in den Teich ziehen sehen, oder Hand in Hand durch die Blumenfelder wandeln, und uns von nichts als Liebe und Glückseligkeit unterreden.

Sieh, meine **Aemilie**, so glücklich bin ich itzo schon blos durch die Vorstellung, wie glücklich ich dich machen werde! Und diese vergnügten Stunden wolltest du mir entrissen wünschen? Du kannst noch nicht glauben, wie vielfach du mir das Glück bezahlest, das ich für dich bereite, und wie reichlich du mir durch wahres Vergnügen den an sich todten Reichthum ersetzest, den ich dir anbiete! O! glaube mir, meine Geliebte, daß ich keine andere Glückseligkeit kenne, als diejenige, die ich mit dir getheilt genieße. Ich würde tausend Freuden

verlieren, wenn du meinem Vermögen ein gleiches entgegen setzen könntest; und wahrhaftig, Aemilie, selbst alsdann, wann ich dich nun besitze, selbst alsdann würde ich weit weniger beglückt seyn, als ich nun im kurzen, (ach! wie klopfet mein Herz diesen Augenblicken entgegen!) wahrhaftig seyn werde.

VII. Brief.

VII. Brief.

Clito an den Parmenides.

Deine Freunde sind um dich besorgt, Parmenides. So gar die, welche dich nur kennen, und keinen so herzlichen Antheil an deinen Schicksalen nehmen, als wir, die wir dich brüderlich lieben, beklagen es, daß du dich einer Leidenschaft überlässest, welche unter den süßesten Versprechungen güldner Glückseligkeiten so oft schon das Unglück eines Jünglings entschieden hat.

Soll ich ihren Versicherungen glauben? Du bist entschlossen, deine Hand einer Geliebten zu geben? — Und ich, dein Freund, sonst der Vertraute aller deiner Geheimnisse, vor dem du nicht den kleinsten Wunsch verbargest, in dessen Herz sich das deinige vertraulich ausgoß, — ich soll es erst so spät wissen! — Verzeihe mir, wenn eine Heimlichkeit mich ohne Ursache bekümmert macht, die ich nicht erklären kann. Ist es Kaltsinnigkeit? — Ach ich habe sie nicht verdienet. Mit den Thränen, die ich an deiner Brust vergoß, als wir uns vor unserer Trennung zum letztenmal um-

umarmten, mit der Unruhe, womit ich dich verließ, mit der Sehnsucht, womit ich nach meinem Freunde in meiner öden Einsamkeit schmachtete, habe ich sie nicht verdienet! — Ist es Mißtrauen! — Ist es eine Scham, die dich! — Ich will es nur ausreden; aber wie fürchte ich es! —

Wenn du jemals die zärtlichen Besorgniße alle empfunden hast, wozu die Freundschaft unser Herz fähig macht, so wirst du mir eine Unruhe verzeihen, und deinem Freunde erlauben, daß er dir einen Rath ertheile, den du von ihm nicht gefordert hast. Drey Jahre sind wir getrennt, und bisher hat diese Trennung in unserer Freundschaft keine Veränderung gemacht. Deine Briefe reden die Sprache eines Herzens, das alle seine zärtlichen Empfindungen seinem entfernten Freunde aufbehalten hat. — Aber woher denn diese Zurückhaltung mit einer Entschließung, welche dein Freund nicht früh genug erfahren konnte? — War sie schnell gefaßt? — Der Schritt ist ernsthaft, **Parmenides**! Er sollte überlegt werden. Oder glaubest du, Ursache zu haben, einen Rath von mir zu besorgen, der dem Wunsche deines Herzens nicht entsprechen möchte? — Ach! daß ich nicht bey dir bin, um entweder dich von einem so gefährlichen Schritt zurück zu halten, oder doch meine ungegründete Sorgen zu beruhigen! Wie hasse ich die unglücklichen Fesseln meines Berufs, die mich hier fest halten!

Laß

Laß mich demnach schreiben: laß mich alles das schreiben, Geliebter, was mein Herz dir zu sagen hat. Ich bin unpartheyisch, und werde also von deiner Liebe nicht ganz unrichtig urtheilen: ich bin dein Freund — O! wie sehr fühle ich, daß ich es bin! — Ich kann demnach für nichts, als für deine Glückseligkeit besorgt seyn. Ich glaube, Gründe zu haben, die dich überreden sollen. — Wenn nur die Vernunft nicht auf die Seite deiner Leidenschaft treten wollte!

Wie bereit ist mein Herz zu der Freude, wozu du es auffoderst! Wie gern wollte ich mich deinem Vergnügen über eine Wahl überlassen, die, wie du sagst, dich so glücklich macht! Aber darf ich? Du glaubest es; — ach! deine Freunde wollen es läugnen.

Du stellest mir deine Liebe von der schönen Seite vor, von welcher du sie selbst ansiehst; und die Entzückung, der dein Herz sich in den Ausdrücken derselben überläßt, ist mir ein Zeugniß, daß du nicht Lust hast, sie von einer andern zu betrachten, welche vielleicht schlechter seyn möchte. Eine sehr natürliche Verblendung, mein Geliebter! die uns bey jeder Leidenschaft gefährlich wird. Die Briefe unserer Freunde reden eine ganz andere Sprache; die Sprache der zärtlichsten Freundschaft für dich, und einer sehr bekümmerten Redlichkeit.

Ich habe dir niemals mißtraut. Ich kenne dein Herz, und deinen Verstand. Aber eben dieses gute Herz läßt sich leicht einnehmen, und gemeiniglich verläßt uns unsere Klugheit, welche andern gedienet hat, in unserer eignen Sache am ersten; der Verstand tritt auf die Seite unsers guten Herzens, und billiget seine schädlichsten Wünsche. Hier sollten wir uns der Klugheit unserer Freunde bedienen, und lieber mit ihren, als mit unsern Augen sehen. Du bist zu redlich und hast zu edle Gesinnungen gegen die Menschen, als daß du sie solcher Kunstgriffe fähig glauben solltest, die eine kränkende Erfahrung uns doch von ihnen lehret. Alle die schönen Eigenschaften deines Herzens schwächen deine Glaubwürdigkeit, sobald du von deiner Liebe redest, und erregen in mir eine nicht unbillige Neigung, deinen Freunden mehr zu glauben, als dir. Wie wünsche ich, daß ich mich irren möchte! und wenn ich irre, so verzeihe deinem Freunde, und beantworte ihm wenigstens Zweifel, die ihn deinetwegen allein beunruhigen?

Aber kannst du sie auch beantworten? Ach! wie fürchte ich mich in diesem Augenblick für dein Herz! Für dieses gute, zärtliche, empfindungsvolle Herz! — Es liebet nicht auf eine gemeine Art: nicht so, daß es in dem nächsten Augenblicke, wenn es sollte, wieder kaltsinnig seyn kann: es liebet zärtlich, treu, standhaft! Es wird sich

Zwei-

Zweifel machen, aber nicht solche Zweifel, wie sie ein Unpartheyischer machen kann: denn es ist nicht mehr unpartheyisch: schon lange nicht mehr! Seine Zweifel werden nicht größer seyn, als es sie gemächlich widerlegen kann, es wird sie leicht widerlegen, und sich zehnmal fester entschließen, zehnmal mehr seiner geliebten Leidenschaft ergeben!

Habe ich nicht schon den Beweis, wie sehr es liebet! — Deine Freunde besorgen, daß deine Geliebte dich durch Künste ihres Geschlechts eingenommen habe, daß sie dir weder an Stand, noch an Herz gleich sey; und du redest in eben der Zeit von dieser Geliebten in einem Tone der mich besorgen läßt, daß jene sich nicht geirret haben.

Ich bitte dich, mein Geliebter! ehe du einen so wichtigen, so entscheidenden Schritt thust, mache und beantworte dir alle meine Zweifel: aber unpartheyisch — wenn du kannst. Ueberdenke die ganze Geschichte deiner Liebe von ihrem Anfange an. Uebergehe keine einzige Kleinigkeit. — Nichts ist eine Kleinigkeit für uns, wenn wir wohl urtheilen wollen! Wie entstand sie, wer gab die Gelegenheit? Worauf gründet sie sich? Erinnere dich, welcher kleinen Künste sich deine Geliebte bediente! Sie ließ dich anfangs wenig hoffen? — Ach! ja sie wissen zu rechter Zeit zu versagen, um ein desto heftigers Verlangen

zu erregen! — Du durftest wenig hoffen, so wenig, daß du nur eben nicht verzweifeltest, nur eben nicht ungeduldig wurdest. Aber deine Hoffnung wuchs mit deiner Liebe, und der Widerstand, den du fandest, nahm so ab, wie die Sicherheit, die du ihr von deiner standhaften Treue gabest, zunahm. Sie wußte zu rechter Zeit zu seufzen, wenn sie dir keine Hoffnung geben durfte; sie rieb vielleicht eine Thräne aus ihrem Auge. Du glaubtest sie unschuldig, du ergabest dich, ohne etwas mehr von ihr zu wissen, als daß sie schön war, daß sie die Augen sittsam niederschlagen, daß sie seufzen, daß sie weinen konnte.

Das sind gemeine Künste, die sich vielleicht noch entdecken lassen. Aber vollkommene Buhlerinen besitzen noch höhere Geschicklichkeiten; ihre größte Kunst besteht darinn, daß sie ihre Künste zu verbergen wissen. Sie geben jeder Handlung das Ansehen der einfältigsten Unschuld. Man läßt sich überwinden, man hält die Zeichen der Tugend für die Tugend selbst. Wer kann sie allezeit unterscheiden? Gewiß nicht derjenige, den sein unschuldiges Herz mehr Tugend bey den Menschen erwarten heißt, als sie wirklich besitzen!

Wie soll ich mich denn auf deine Entscheidung verlassen können? Wie soll ich glauben, daß meine Zweifel widerlegt sind, weil du sie dir selbst widerlegest? Wie soll ich mich beruhigen? Wie soll ich dir einen Rath geben, der nicht trügen

kann?

kann? Ich wende mich an dein Herz: es entscheidet für deine Geliebte. Ich berufe mich auf deine Vernunft, sie entscheidet für dein Herz. Beyde haben ein gefährliches Bündniß wider dein Glück mit einander gemacht. Oder vielmehr, die erste hat die letzte genöthigt, ihr Urtheil gelten zu lassen: aber diese hat sich ihr eigenes vorbehalten, und ich befürchte, sie wird sich dereinst wegen der Gewalt rächen, welche das Herz sich über sie angemaßet hat!

Laß mich, so lange sie schweigt, an ihrer Statt reden. Laß mich dir das in der Zeit sagen, was sie unfehlbar zu spät sagen wird. Höre einen Freund, mein Geliebter, den deine Thränen dereinst schmerzen würden, und entschließe dich nicht, ohne das Gewicht seiner Gründe zu empfinden, und sie auf eine Art widerlegen zu können, womit die Vernunft selbst zufrieden seyn kann.

Man versichert mich, daß deine Geliebte deiner weder in Ansehung ihrer Umstände, noch auch ihres Herzens würdig sey. Ich weiß, daß bey einer Wahl, wo bloß das Interesse des Herzens zu entscheiden haben muß, die äußerlichen Umstände nicht so sehr in Betracht kommen sollten. Die Liebe ist kein Tausch des Geizes. Das Herz allein will hier mit gegebenen und empfangenen Freuden wuchern. Ich weiß es, man kann eher durch die Liebe glücklich seyn, wenn man

sonst nichts hat, als durch einen Ueberfluß an Vermögen und Ehre, wenn man ihn mit dem theilen soll, den man nicht lieben kann. Allein, mein Geliebter! wir leben nicht unter solchen Bedingungen, daß wir uns auch in Stücken, wo es seyn sollte, bloß unserm Herzen überlassen können. Wir befinden uns in einer Gesellschaft, die sich nicht nach den Aussprüchen unsers Herzens richten will, sondern eigensinnig — vielleicht auch ungerecht genug ist, zu fodern, daß wir den Gesetzen des Uebereinkommens unsere Neigungen unterwerfen sollen. Es ist eine Gewaltthätigkeit, ich gestehe es; aber können wir die Welt ändern?

Der Wohlstand, und die äusserliche Ehre sind zwey von diesen Gesetzen, welche einen fast blinden Gehorsam fodern. Denn wer hat sich die Verachtung seiner Gesellschaft zugezogen, und ist glücklich geworden? — Deine Geliebte muß sehr große, sie muß außerordentliche Vorzüge besitzen, wenn sie eine Wahl rechtfertigen soll, wodurch der Wohlstand sich nicht beleidiget glaubet. Selbst der Gemahl der **Pamela** hatte lange mit den Vorurtheilen seiner Nation zu ringen, ehe sie ihm den Schritt vergab. Es ist eine sehr harte Prüfung, die uns schwerlich an einer einzigen von den Freuden, welche wir uns versprachen, Geschmack finden läßt, und unsere ganze übrige Glückseligkeit verbittert, wenn wir uns die Ver-

achtung

achtung und den Spott der Welt zugezogen haben. Unsere Feinde nehmen von unserer Uebereilung Anlaß, uns zu schaden. Die Verleumdung verwandelt einen Fehler, eine kleine Thorheit, die uns oft allein am meisten kostet, in ein Verbrechen. Sie erdichtet ganze Geschichten, und macht aus einem Versehen eine ganze Reihe von Ausschweifungen und Thorheiten, welche uns Verachtung und Haß aufladen, und unsern Freunden und Gönnern den Muth nehmen, für unser Glück zu arbeiten.

Vielleicht wären wir noch im Stande, diese Ungerechtigkeiten nicht zu achten, wenn wir so viel Vermögen besäßen, als der haben muß, welcher in Ansehung seines äußerlichen Glücks von andern nicht abhangen darf. Aber wenn wir unser Ansehen und unsere Ehre fallen, unsere Freunde furchtsam, unsere Gönner kaltsinnig, und uns selbst ohne Vermögen sehen; was für Uebel haben wir dann nicht zu erwarten? Die häuslichen Sorgen nehmen zu, die Bedürfniße erweitern sich mit dem werthen Anwuchs unserer Familie; unser Fleiß hat eine Menge von Geschäfften, worunter er erliegt. Wir sorgen, wir arbeiten, unsere Kräfte nehmen ab, wir sehen in eine traurige Zukunft hinaus. Der Mangel fängt an, uns zu drücken; niemand hat Mitleiden mit uns, man überläßt uns der Strafe unserer Thorheit; man ist grausam genug, sich über uns zu belusti-

gen, und sein feindseliges Herz an uns mit Spott zu weiden. Itzt sehen wir, wie gefährlich wir uns übereilet haben. Wir halten unser gegenwärtiges Schicksal mit einem weit schönern zusammen, das wir hätten wählen können. Wir fühlen unser ganzes Unglück, wir bereuen, wir verzweifeln. —

Wie glücklich könnten wir seyn, wenn wir gewollt hätten! Dieser Gedanke, wie unerträglich macht er uns nicht unser Unglück! — Und wer sichert uns vor den Zufällen, denen jedes Leben unterworfen ist? Eine Krankheit kann mehr erfodern, als ein jähriger Fleiß erwerben kann. Die Armuth ist alsdann drückend, wenn sie uns der Hülfe der Aerzte, und Pflege entbehren läßt. Wir sind genöthiget, von der Gnade und von dem Mitleiden der Menschen abzuhängen. Unsere unglücklichen Nachkommen erben unser Elend, und müssen der wichtigsten Vortheile einer guten Erziehung entbehren. Wir leiden nicht für uns allein; wir leiden in allen, die durch uns da sind. Je mehr wir sie lieben, je größer ist der Schmerz, den wir empfinden.

Ich haße so sehr, als du, diejenigen Verbindungen, welche, ohne das Herz um Rath zu fragen, der Geiz allein knüpfet. Ich hasse die eigennützigen, oder ehrsüchtigen Absichten, denen

man

man alle Hoffnung eines glücklichen Lebens aufopfert. Aber die Liebe ist eine eben so blinde Leidenschaft, als Geiz und Ehrsucht. Ihre Aussichten sind eben so eingeschränkt; und wenn wir unglücklich sind, was für ein Unterschied ist es, ob wir es durch diese, oder jene geworden?

Wenn auch bey allen diesen Sorgen und Schmerzen die Schönheit eine Erleichterung wäre; wie ungewiß ist nicht dieser Trost! Sie verblühet unter Sorgen, und der Gram beschleuniget das Alter. — Aber wenn du dich auch in Ansehung des Herzens, welches du so liebenswürdig fandest, betrögest? Wenn diese Tugend, welche dich so sehr entzückte, dann nicht mehr die Probe hielte, wenn du ihrer am meisten bedürftest, um dich von andern Sorgen aufzurichten? — Ach! mein Geliebter, welches Herz ist standhaft genug, so viele Schmerzen auszuhalten?

Die Undankbarkeit der Menschen ist oft größer, als wir uns einbilden können. Eine Liebe, welche der Eigennutz, die Hoffnung eines bequemen Lebens, die Eitelkeit entzündet hat, dauret vielleicht so lange, als diese Schwachheiten ihre Nahrung finden. Wir unterscheiden die Würkungen derselben nicht von der Zärtlichkeit, welche ganz herzlich ist, und halten sie für Liebe. Aber die Veränderung unsers Schicksals entscheidet,

det, daß wir uns geirret hatten. Die Nebenneigungen finden ihre Befriedigung nicht mehr, das Herz ist sich allein überlassen; es fühlet sich kaltsinnig; es ist nicht edel genug, die Dankbarkeit an die Stelle der Eitelkeit, des Eigennutzes, des Vergnügens, die itzt nicht mehr befriediget werden, treten zu lassen; es fühlet nur, was es verloren hat; es bedauret nur den Verlust seiner angenehmen Thorheiten, und lohnet den mit Kaltsinnigkeit und Widerwillen, der sie nicht befriedigen kann. Es ist ungerecht genug, das Gute, was es genossen hat, zu vergessen, und den so gar für den Urheber seines Unglücks zu halten, der itzt blos deswegen leidet, weil er eine Undankbare glücklich machen wollte.

Und was für Befürchtungen erregen unsere Geliebten bey mir in Ansehung der Schönen, deren Herz du so hoch schätzest! — Ach! **Parmenides**, ich darf nicht alles sagen, was mein Herz doch so ungern behalten will! — Ich wollte gern deiner schonen! es ist zu schmerzhaft, wenn der Dolch, der in unser Herz dringt, durch die Brust unserer Geliebten geht. — Du liebest sie — du wirst nicht aufhören, sie zu lieben — Ach! wie besorge ich es! sie wird endlich die deinige seyn. — Als eine solche muß ich sie ansehen, oder doch als eine Geliebte; und beydemal bin ich ihr eine Hochachtung schuldig, die

mir

mir ein Schweigen gebietet. — Vielleicht könnte ich gar ungerecht gegen sie seyn: uud wie würde es mich kränken, der Braut meines Freundes nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen! —

Aber wie ungern schweige ich? Wie schmerzt es mich, einen Freund fallen zu sehen, aus dessen Glück mein Herz sich einen so großen Antheil gemacht hat! Ich habe schon einmal einen Freund verloren: ich weiß, was dieser Verlust kostet! Ein gleiches Schicksal entriß ihn mir. Könnte seine Geschichte dich warnen, mein Geliebter! Könnte das traurige Ende eines Freundes mir den andern erhalten! — Ich will sie dir wenigstens erzählen.

Cleomenes hatte alle Gleichheit mit dir. Er war nicht unedler, nicht fühlloser, und nicht reicher, als du. Seine Geschicklichkeit erwarben ihm die Gunst der Großen, und seine Tugenden gewannen ihm das Herz seiner Freunde. Sein Glück stand ihm offen, und verschiedene vortheilhafte Verbindungen eröffneten ihm den Weg dazu. Allein sein Herz hatte schon gewählt, und verwarf gegen seine **Cleore** alle angebotenen Vortheile. **Cleore** war schön, zärtlich und tugendhaft. Er hätte durch sie der glücklichste Mann werden können, wenn einiges Vermögen sie gegen die äußerlichen Sorgen in Sicherheit

gesetzt hätte. Er glaubte, daß sein Fleiß den Mangel an Vermögen ersetzen würde: — er dachte nicht an die Zufälle, denen das Leben unterworfen ist. Die Verbindung mit **Cleoren** hatte ihn in einige Schulden gesetzt. Er hoffte sie durch verdoppelten Fleiß und gute Oekonomie bald abzutragen. Bald nach seiner Verbindung warf eine langwierige Krankheit den glücklichen Gemahl aufs Bette. Seine Schulden nahmen mit seiner Armuth zu. **Cleore** bemühte sich umsonst, mit dem Fleiße ihrer Hände ihr sinkendes Haus zu unterstützen. Die Gläubiger wurden ungeduldig und furchtsam. Diejenigen, die ihr Haus von ihm verachtet glaubten, weil er ihre angetragenen Verbindungen ausgeschlagen hatte, fanden eine Gelegenheit, ihn seine Thorheit, wie sie es nannten, empfinden zu lassen, und überlassen ihn den grausamen Händen dieser Geizigen. Er hatte Hoffnung gehabt im kurzen eine einträgliche Bedienung anzutreten. Aber seine Feinde hatten Mittel gefunden, den Kredit, worinn er bey vielen Großen stand, zu schwächen. **Cleore** befürchtete einen unglücklichen Ausgang. Sie schrieb sich allein das **Unglück** ihres Gemahls zu, und wollte wenigstens alles versuchen, um es abzuwenden. Sie begab sich zu verschiedenen Gönnern ihres kranken Geliebten. Sie warf sich ihnen zu Füßen, und bat mit Thränen, ihn seinem **Unglücke** nicht zu überlassen.

lassen. Verschiedene versicherten sie ihrer Unterstützung; doch setzten sie hinzu, **Clytias** hat gänzlich darüber zu entscheiden; es beruht auf ihm, der Sache den Ausschlag zu geben. **Cleore** wandte sich an den **Clytias**. Dieser konnte die Thränen der **Cleore** nicht lange sehen, ohne gerührt zu werden. Er versprach ihr alles, was sie verlangte: aber eine Bedingung — der Nichtswürdige glaubte, daß der Verlust der Ehre und der Unschuld einer tugendhaften Frau, eine ganz kleine Belohnung für die Mühe seyn würde, die er sich für ihren Gemahl geben sollte. Er hatte Gelegenheit, eine edle Handlung zu verrichten, und er wollte sie durch eine schändliche belohnet wissen!

Cleore war in dem grausamsten Zustande. Sie sah entweder das Glück ihres Mannes, oder ihrer Ehre verloren. Aber so schmerzhaft ihr die Wahl war, so konnte sie doch nicht lange wählen. Die Bedienung wurde besetzt, die Gläubiger wollten zugreifen. Ich beredete mich mit unsern gemeinschäftlichen Freunden, und wir bezahlten die Schulden. **Cleomenes** erholte sich endlich von seiner Krankheit, die der Gram verlängert hatte. Er entkam dem Tode: aber ach! wir hatten ihn nur deswegen erhalten, daß er auf eine weit unanständigere Art sterben könnte! Er verfiel in eine tiefe Melancholie. Er

sah, wie sich seine geliebte Cleore vor Gram verzehrte. Einer vermehrte den Kummer des andern. Endlich wurde ihm sein unglückliches Leben unerträglich, und dieser rechtschaffene Freund, dieser tugendhafte Mann, dieser edle, geliebte und unglückliche Gemahl stieß sich einen Dolch ins Herz, und endigte sein schönes Leben durch einen unanständigen Tod.

VIII. Brief.

VIII. Brief.

Parmenides an den Clito.

Ich konnte nichts anders erwarten, ich kannte meinen redlichen Freund. Jede Zeile verräth mir sein edles Herz. Aus dieser zärtlichen Furcht, aus dieser Besorgniß für mein Glück, aus dieser Sanftmuth, womit du mich warnest, aus dem Antheile, den du an meinem Vergnügen nimmst, würde ich meinen Clito erkannt haben, wenn auch die Schrift seine Hand nicht verrathen hätte! — Tausendmal sey dir von mir gedankt! — Ach! warum kann ich dich in diesen Augenblicken nicht umarmen, wo mein Herz so zärtlich für dich schlägt? Warum kann ich dich nicht umarmen, an meine Brust drücken, nicht Zeuge deiner Empfindungen seyn, nicht Zähre mit Zähre vergelten? —

Hundertmal las ich mit einem Auge, das in Thränen steht, deinen Brief! Wie wahr sind nicht alle deine Betrachtungen! Wie viel Tugend und Freundschaft blickt aus allen Zeilen!

Ich weiß keine Worte zu finden, womit ich dir genugsam ausdrücken kann, was ich empfinde. Mein Herz streitet mit Dankbarkeit und Freude, mit Zärtlichkeit und Unruhe, und weiß nicht,

welcher Leidenschaft es sich zuerst überlassen soll. — Wie glücklich ist der, der einen Freund hat! Einen solchen Freund, als mein **Clito**! Ich habe keine einzige von deinen Vorstellungen für unerheblich angesehen; ich habe sie alle erwogen. Ich habe mir alle die Zweifel gemacht, die du erregest; sie würden meinen Entschluß vollkommen bestimmen, wenn ich sie nicht so widerlegen könnte, daß ich mich deines Beyfalls versichere.

Unsere Freunde sind besorgt gewesen. Ich weiß, wie viel ich ihrer Freundschaft schuldig bin. Sie haben sich um mich mehr Unruhe gemacht, als ich ihnen vergelten kann. — Aber zu meinem Glücke, und zu deiner und ihrer Beruhigung, haben sie mehr gethan als nöthig war. Ein Gerüchte — nicht einmal ein Gerüchte — eine Verleumdung hat alle diese Furcht erregt, die sie dir mitgetheilet haben. Daß sie itzt ihren Irrthum erkennen, ist ein Beweis, der mir die Arbeit, dein Herz zu beruhigen, sehr erleichtern muß. Ja, meine **Climene** ist schön. — O! wie schön ist sie, mein bester Freund! Aber nicht so schön, als reizend, nicht so reizend, als zärtlich, nicht so zärtlich, als unschuldig, als edel, als tugendhaft! Das ist die Sprache der Liebe, eine Sprache, der du nicht trauen darfst! — Ich will es nicht läugnen: aber ich kann dir überzeugende Beweise geben, daß mein Herz sich in einem Urtheile von meiner **Climene** nicht geirret

ret hat. Lies diesen Brief, und laß mich weiter keine Beweise von ihrer Tugend anführen.

Ich traue mir nicht Klugheit genug zu, daß ich immer fähig seyn sollte, den Schein von der Tugend, und die Würkungen der Eitelkeit von der Liebe zu unterscheiden. Mein Herz ist vielleicht unschuldig genug, sich betrügen zu lassen; vielleicht bey seiner Unschuld zärtlich und schwach genug, sich selbst zu hintergehen. Ich hätte, wenn ich in die Gefahr gerathen wäre, von einer Buhlerinn verführt zu werden, leicht die Schwachheit haben können, mich durch ihre Künste fangen zu lassen. Aber **Climene** eine Buhlerinn! — **Climene** sollte solcher Kunstgriffe nöthig haben! Sie sollte sich zu denselben herunterlassen können! — Ach! mein Geliebter, möchtest du diese **Climene** kennen!

Nein, sie ist zu schön, um der Künste nöthig zu haben, sie ist ihres Sieges zu gewiß. Sie ist zu unschuldig, um der Verstellung fähig zu seyn. Sie sieget, ohne zu wollen. Sie kann keine schönere Gestalt annehmen, als ihre natürlichste, als ihren wahren Charakter! Die holdseligste Sittsamkeit, die liebenswürdigste Schamhaftigkeit, welche in ihrem Gesichte wohnen, ihre Eingezogenheit, die Unschuld, welche sichtbar aus allen ihren Handlungen, aus jedem Worte, was sie spricht, hervorleuchtet, o! wie weit entfernen diese schönen Eigenschaften meine **Climene** von aller Aehnlichkeit mit einer arglistigen Buhlerinn!

Sie

Sie hat Feinde — aber diese Feindschaften machen ihrer Tugend und ihren Reizungen Ehre. Ohne es zu wissen, wird sie von verschiedenen ihres Geschlechts beneidet, und gehaßt. Welche eitle Schöne kann mit Gelassenheit Reize sehen, von welchen sie die ihrigen übertroffen fühlet? Sie hat auch Feinde unsers Geschlechts. Aber welche? Thoren, die Eroberungen machen wollen, und sich von ihr verachtet sehen. Liebhaber, welche verzweifeln; Elende, welche empfinden, daß man sich höherer Vorzüge zu rühmen haben muß, als geschminkter Wangen, güldner Kleider und einer guten Bildung, wenn man ihr gefallen will. Sie sehen sich mit allen ihren eingebildeten Vorzügen verachtet, und rächen ihre beleidigte Eitelkeit mit Verleumdungen. Solche Feinde machen Ehre; solche Beschimpfungen sind Lobsprüche.

Sie lebet bey einer alten Verwandten, welche sich einen allgemeinen Ruhm ihrer Tugend erworben hat. Sie hat schon mehr, als eine angetragene Verbindung ausgeschlagen, wodurch sie glücklich geworden seyn würde, wenn sie glaubte, daß Ehre, Reichthum und Ueberfluß allein glücklich machen könnten. Man hat ihr diese Widerspenstigkeit übel genommen; man hat sie eine Stolze genannt; und das ist der einzige Tadel, von dem ich gehört habe. Kannst du glauben, daß sie ihn verdienet, da sie mich gewählt hat? Und kannst du dir wohl einbilden, daß

eine Buhlerinn meine Armuth den glänzendsten Hoffnungen vorziehen würde? Eigennutz und Eitelkeit sind die einzigen Triebfedern der Buhlerinnen: welche von beyden sollte sie bey mir befriedigen können? Sie weiß, wie wenig ich eine von beyden befriedigen kann. Meine ganze Ehre ist der Name eines ehrlichen Mannes, mein ganzer Reichthum bestehet in dem, was mein Fleiß erwirbt.

Ja, auch Buhlerinnen machen dem, den sie zu plündern gedenken, den Sieg schwer: vielleicht eben so schwer, als **Climene** ihn mir gemacht hat. Aber ich hatte ganz andere Prüfungen auszustehen, ganz andere Zweifel zu entkräften, ganz andere Vorstellungen zu widerlegen. Alle diese schweren Einwürfe, die du mir machest, alle die Besorgniße, womit du meinen Entschluß bestreitest, waren mir noch übrig zu überwinden, als sie mir schon längst ihr Herz gegeben hatte. Ihr Herz ergab sich weit leichter, als ihre Vernunft. Wie oft haben wir Thränen vergossen! Wie oft wünschte ich mir itzt einen Theil von solchen Schätzen, deren Mangel mir sonst so gleichgültig war! Ach! welch ein Raub konnte ich für eine Person seyn, die mit mir über den Mangel weinte! Diese Thränen waren wenigstens keine Thränen einer Buhlerinn. Man weinet nicht mit dem, mein Geliebter, den man ohne Thränen verlieren kann. — Doch warum gebe ich mir die Mühe, dir ihr Herz zu schildern? Ihre Briefe sind der beste Abriß desselben. Du

wirst aus denselben sehen, warum sie mir den Sieg so schwer machte, und wie edel sie sich endlich ergab!

Aber wenn sie auch nicht so edel hätte handeln können, als sie gehandelt hat; wenn sie mich auch nicht in den Besitz eines Vermögens setzen konnte, wodurch ich alle deine Besorgniße heben kann; würde sie deswegen mich weniger, oder unedler geliebt haben? Würde sie Tadel verdienen, daß sie mir ihre Hand geben will? Sie wußte, daß weder der Eigennutz, noch die Eitelkeit, noch auch die Liebe zum Vergnügen, welche wir dem schönen Geschlecht vorwerfen, ihre Befriedigung bey mir hoffen konnte. Sie hatte alle diese Nebenabsichten schon verläugnet, schon aufgeopfert, da sie die vortheilhaftesten Anträge ausschlug. Wenn sie mich demnach wählete, so mußte sie blos aus Liebe wählen. Und darf man sich einer so edlen Liebe schämen?

Freylich, ich hätte mich alsdann durch eine andere Verbindung vielleicht in den Besitz eines guten Vermögens: ich hätte mich gegen die Besorgniße, gegen die Zufälle des Lebens in Sicherheit setzen können: aber welch ein Opfer, liebster **Clito**! Wenn wir alle unsere Wünsche, unsere zärtlichsten Empfindungen, unsere Liebe — wenn wir eine **Climene** dem Eigennutz aufopfern müssen! — Deine Vorstellungen, ich gestehe es dir, sind dringend: ich fühle ihr ganzes Gewicht. Ich würde es ohne Zweifel auch

alsdann gefühlt haben; ich würde mit mir gekämpfet; ich würde Thränen vergossen haben: aber ich weiß nicht, ob nicht dennoch mein Herz gesieget haben würde! — Glücklich seyn, in dem Verstande, wie es der Haufen nimmt; Vermögen, Ehre, grosse Hoffnungen, alle Vergnügen besitzen, aber ohne meine **Climene**, ohne diejenige, die mir aus dem Mitgenuß dieser Vortheile erst eine Glückseligkeit machen müßte — welch ein Leben wäre das! — Ich könnte keine andere lieben; ich müßte selbst gegen die, undankbar seyn, welche mich in diese glücklichen Umstände versetzet hätte. Ich würde mich immer nach meiner Armuth mit meiner **Climene** sehnen; ich würde nichts von den Vortheilen, ich würde nur meinen Verlust empfinden.

Vielleicht könnte die Armuth mich drücken: ich würde sie ertragen. Es giebt Unglücksfälle; sie könnten mich treffen. Aber der Reichthum macht uns gegen diese nicht sicherer, als die Geduld; und es giebt auch Glücksfälle. Man muß der Vorsorge nicht so viel einräumen, daß man blos fürchte, und nichts hoffe. Wie viel würden nicht die besten Grundsätze leiden, und wer könnte sich entschließen, uneigennützig, und edel zu handeln, der nicht hoffen, und alles fürchten wollte!

Auch die Verleumdung könnte mir schaden. Ich weiß es, die Welt ist gewohnt, das Schwachheit, oder gar Laster zu nennen, was nicht ei-

gen-

gennützig ist. Sie würde meine Wahl verwerfen, und meiner spotten. Es würde mich schmerzen, aber ich selbst würde überzeugt seyn, daß ich weder Tadel, noch Spott verdiente. Wahre Ehre beruht nicht auf dem Ausspruch des Pöbels: Leute von Grundsätzen, und edlen Gesinnungen würden mich rechtfertigen. —

Das alles überdachte ich, als ich deinen Brief las. Und ob mich gleich das Schicksal des **Cleomenes** rührte, so weiß ich doch nicht, wozu mein Herz sich entschlossen haben würde. Er war unglücklich, und sein Unglück muß mich warnen: ich glaube aber doch, daß er, diesen Fall ausgenommen, in seiner Dürftigkeit glücklicher war, als er ohne seine Geliebte mitten im Schooße des Ueberflußes gewesen seyn würde. Ich würde meinen Entschluß nicht geändert haben — wie hätte ich das können? — Ich würde mein Versprechen gehalten, und meine Verbindung nur so lange aufgeschoben haben, bis mein Fleiß mich in einen Stand der Sicherheit gegen solche Zufälle gesetzt hätte, welche die menschliche Klugheit besorgen kann.

Doch warum schrieb ich dieses? Ich habe nichts von dem zu besorgen, was du mir vorstellest. Ich werde in kurzem der glücklichste Mann seyn! Ich empfange ohne alle diese traurigen Besorgungen die Hand eines Engels!

IX. Brief.

Cleonicus an den Tirius.

Zürne nicht, Tirius, mit dem Schicksale das dir der Himmel gegeben hat, und schäme dich einer unmännlichen Ungeduld gegen deinen Schöpfer. Jeder Seufzer voll Unzufriedenheit über deinen Zustand ist eine Lästerung gegen seine Weisheit; jede Klage ist eine sträfliche Empörung gegen die Ordnung des unumschränkten Willens des Allmächtigen. Weißt du nicht, daß eben der Gott, der die Sonne über den blühenden Frühling heraufführet, eben so wohlthätig in Stürmen und Ungewittern erscheint? Worüber seufzest du? Ueber den Himmel, oder über dich selbst? Klagst du, daß die Ruhe des Lebens so vielen Gefahren ausgesetzet ist? Daß nichts beständig dauret, und daß ein jeder Tag die wandelbaren Scenen des Lebens verändert? Wenn du erst so spät die Bemerkung gemacht hast, daß hier deine Seele niemals Ruhe findet, daß der Frühling verblüht, und daß die Sonne von Stürmen verdunkelt wird; so verwundere ich mich nicht, daß der Wechsel dir so schmerzhaft ist.

Du bist in dem Arme einer zärtlichen Mutter erzogen; ihre sorgenvolle Liebe wandte alle Ge-

fahr von deinem Haupte ab; aller Verdruß, die Mühsamkeit des Lebens, die Arbeit, die Sorge gieng vor dir über, so lange du unter ihrem Schutze warest. Diese Ruhe hat dich verzärtelt: du glaubtest, blos zum Vergnügen für dich zu leben; die Welt schien dir für dich allein geschaffen zu seyn. Der Himmel hatte Mitleiden mit deiner Blindheit; er entriß dir deine Stütze; und nun stehest du selbst an den Mühsamkeiten des Lebens blos, und empfindest, was du empfinden mußtest, daß du für die Welt erschaffen bist.

Wie glücklich bist du, und wie gütig, o Tirius, ist der Himmel, wenn er uns einen unglücklichen Irrthum in der Jugend nimmt! Verloren wäre diese ganze Jugend gewesen, worinn du nun noch weise werden kannst, wenn das wohlthätige Unglück seinen Streich bis in dein männliches Alter aufgeschoben hätte! Deine Mutter starb, und ließ dir noch ein kleines Vermögen; nun fängst du an, den Mangel zu besorgen. — Verstehest du denn diese deutliche Ermahnung des gütigen Schicksals nicht? Sorge für Mangel ist ein Beruf zum Fleiß. Fang die Geschäffte des Lebens an, und bereite dich itzt, das Glied in der Gesellschaft der Menschen zu werden, wozu dich die Vorsehung ersehen hat. Mangel läßt sich ordentlich nicht anders bekämpfen, als durch Arbeit. Sieh dich in der ganzen Natur um; alles arbeitet; da ist keine Ruhe, keine Muße. Eine beständige Geschäfftigkeit belebet, und erhält Würmer,

mer, Insekten, Vieh, Menschen, Welten und Geister. Eines lebet für das andere, und alle arbeiten zur Erhaltung der ganzen Schöpfung. Du allein wolltest die Hände in den Schoß legen!

Aber du dünkest dich unglücklich, weil dir der Himmel diese Reichthümer versaget hat, die er oft über Unwürdige ausstreuet. Eben darum, weil das Glück sie oft über Unwürdige ausstreuet, solltest du diese Reichthümer weniger wünschen. Wozu denkst du sie zu nützen? Du möchtest gern durch den Fleiß anderer in einer weichlichen Muße leben, und seufzest, daß deine Väter nicht an deiner statt Schweiß vergossen haben. Eben so werden deine Enkel seufzen, wenn du dich der Arbeit weigerst. Dein mühsameres Leben gefällt dir nicht, wenn du die Muße der Reichen siehest, für deren Wohlleben eine halbe Welt zu arbeiten scheint. Wenn du zuweilen eine freye Stunde hast, um von deinen Geschäfften auszuruhen, so kehren unruhige Gedanken bey dir ein, und du glaubest, es zu empfinden, daß du würdiger wärest, ein müßiger Zuschauer der Arbeiten deiner Brüder zu seyn, als irgend ein Richter. — Du kannst den Pallast eines Begüterten niemals vorübergehen, ohne heimlich über die Hütte zu seufzen, worinn dein dunkles Schicksal dich verstecket hält. Der wollüstige Garten eines Reichen hauchet dir, statt süßer Blumengerüche, Unmuth entgegen; die künstlichen Wasserfälle, und die Gebüsche der schattichten Gänge rauschen dir Unzufrie-

denheit in die Seele. — O! Tirius, wer müßtest du seyn, um glückselig zu werden? Die ganze Natur müßte vielleicht dir gehören, wenn sie dir angenehm seyn sollte.

Kennest du nicht die Quelle deiner ganzen Unzufriedenheit? ich will sie dir entdecken; eine verzogene Eigenliebe. Diese bestreite, diese dämpfe; ja wenn es möglich ist, tödte sie in dir. Sonst ist keine Glückseligkeit für dich in der Welt; Gott selbst kann sie dir nicht geben. Diese verzogene Eigenliebe ist wahrhafter Geiz; und Geiz ist ganz leer von Freuden. Auf seinem Boden wachsen nur Sorgen, wie auf dem felsichten Lande Disteln und Unkraut. Unendliche Wünsche quellen aus ihm hervor: jedem Wunsche folget Verlangen, Verlangen erpresset Thränen, und Thränen ertränken die Ruhe.

Tirius, es sollte nicht so seyn, aber ich kenne deine Seele besser, als du selbst: ich will dir jeglichen Gedanken sagen, wenn du einsam in einer müßigen Stunde, das Haupt auf die Hand gelehnt, nachsinnest: jede Bewegung deines Herzens, bey jedem dieser Gedanken, will ich dir sagen. — Was denkest du, wenn mit dem einsamen Abend deine Arbeit aus der ermüdeten Hand sinkt, und wenn du dein gedankenvolles Haupt stützest? Geizet nicht deine Eigenliebe nach Muße, quillt nicht ein unruhiger Wunsch nach dem andern aus deinem Herzen, und kömmt nicht die Phantasie deinen Wünschen zu Hülfe? Sie versetzet dich auf

ein-

einmal in ihre bezaubernden Gegenden. Schlösser steigen da vor dir auf, unabsehbare Gefilde, mit güldenen Aernden bedeckt, mit angenehmen Gebüschen gekrönet. Hier liegt ein wollüstiges Thal, das von einer Seite grüne Hügel, von der andern kühle Wälder decken, wo du am Abend an der Hand einer Phyllis ruhig wandern könntest: hier rauscht ein kühler Bach unter Rosengebüschen am schattichten Ufer, wo du auf weichem Moos schlummern könntest; hier laden dich im blühenden Garten kühle Grotten, und von Laub gewölbte Spaziergänge ein. Die prächtigsten Zimmer öffnen sich in dem Pallaste. Alle diese Scenen durchwanderst du in Gedanken. Wie ruhig könntest du hier leben, wenn alles dieses dir gehörete! —

So denkst du, und dein Herz schlägt von Sehnsucht, ein Herr solcher Herrlichkeiten zu seyn; und um dir deinen Zustand völlig unerträglich zu machen, ändert die ungetreue Phantasie auf einmal die Scene. Das Schloß, die Thäler, die Gefilde, alles verschwindet, und an ihrer statt steigt vor dir eine schlechte Hütte auf; du sinkst in alle deine Mühseligkeiten zurück; deine tägliche Arbeit, deine Sorgen für dein Leben, die künftige Zeit des Alters, deine Armuth, alles stehet itzt vor deinen Augen, und die Pracht der ersten Erscheinung wirft eine melancholische Finsterniß auf die letztere. So vergleichest du deinen würklichen Zustand mit einem erdichteten, und machest ihn immer unerträglicher. Um dich in dem Ver-

 dacht

dacht zu bestärken, daß du unglücklich bist, stellst du dir immer vor, wie glücklich du seyn könntest; daher diese Wünsche, diese Seufzer, diese Klagen über dein Unglück!

Liebster Tirius, sey nicht so sehr dein Feind, dich sogar mit angenehmen Phantasien zu quälen! Die Phantasie ist ein Vermögen, das die Seele glückselig machen kann, wenn es recht gebraucht wird. Wir nehmen in der Welt einen gar zu kleinen Raum ein, alle Felder des sinnlichen Vergnügens zu übersehen. Unsere Augen haben einen gar zu engen Gesichtskreis: aber die Phantasie erweitert ihn unendlich. Was kannst du, beantworte dir selbst diese Frage, was kannst du, wohl von der Welt genißen, gesetzt, sie wäre ganz die deinige? Um deinen Hunger zu stillen, bedarfst du wahrhaftig keiner Welt; ein Feld kann dazu deine Welt seyn; deine Hände sind zureichend, dich zu ernähren: so wenig fodert die Natur; und der Schöpfer hat dir nach dem Bedürfniße derselben nicht mehr, als zwey Hände gegeben; den größern Theil des Vergnügens kannst du nur mit den Augen genießen: das allermeiste durch Hülfe der Einbildungskraft. Einbildungskraft versetzet dich, wohin du willst, erbauet dir Palläste, die kein König bewohnet, und öffnet dir Gärten, die alle Kunst beschämen. Sage nun, was haben würkliche Besitzer, was haben Fürster vor dir voraus? — Was geht es dich an, ob die Palläste, diese Gärten, diese Gefilde dir

gehören, oder einem andern; wenn aller Genuß nur darinn besteht, die Sinnen zu entzücken? Meynest du denn, daß dem Besitzer die Aussicht auf seine Gefilde sich schöner darstellt, als seinem Gaste? Sollte ihm die Grotte nur kühl seyn, der Bach nur angenehm rauschen, und das Gebüsche lieblich von dem Gesange der Vögel ertönen? Sollte der Wald dich deswegen weniger beschatten, weil ein anderer der Eigenthümer ist? —

Du siehest, **Tirius**, die Natur hat ihre Schönheiten nicht partheyisch für einige erschaffen; sie bietet sie allen an. Keinem hat der gütige Vater derselben eine edle Freude mißgönnet, welche der Beweis weder vermehren noch schwächen kann. Die Sinnen und die Phantasie machen dich zum Herrn alles Vergnügens, was die Natur in ihren Gebieten hat: Sinnen und Phantasie, zwey Geschenke des Himmels, die er allen verliehen hat.

Entschließe dich nur, auch in deinem Zustande Glückseligkeit zu finden. Du wirst sie gewiß darinn finden. Die Glückseligkeit ist so allgemein, als die Luft. Sie bewohnet nicht Thronen, nicht die Palläste der Großen allein; sie besucht auch die Hütten des Armen, wandelt mit dem einsamen Weisen durch die Gefilde der blühenden Natur, umarmet an Quellen den Schäfer, und geht dem schweißvergießenden Landmanne zur Seite, wenn er den starren Acker mit dem Pfluge zerreißt. Wären nur

diese Reichen glückselig, die du so sehr zu beneiden scheinst: wie ungerecht müßte der Himmel gegen den größten Theil seiner Geschöpfe seyn! Suche die Glückseligkeit nicht in dem Unterschiede des Standes, nicht in dem äußern Glanze. Was die Bedürfniße der Natur nicht fodern, solltest du nicht wünschen; was du nicht wünschest, begehrest du nicht: und was du nicht begehrst, sage mir, wie kannst du das vermissen?

Es ist billig, **Tirius**, daß wir uns nach der Natur richten, und nach der Ordnung, die der Himmel gewollt hat. Diese erlaubet uns, Geschöpfen einiger Tage, nicht vieles von den Gütern der Erde zu hoffen; und jene ist unverwöhnt, mit wenigen zufrieden. Warum verlassen wir ihre Regel? Wir erwecken Begierden, die sie nicht kannte, und klagen alsdann den Himmel an, daß er unsre Begierde nicht befriedigen will. Kann der Himmel auch so viel auf der Welt geben, als seine Geschöpfe verlangen, die Wünsche auf Wünsche häufen, und niemals im Begehren still stehen würden?

Du weißt es, bey deiner Geburt hat der Tod die unveränderliche Bedingung mit dir gemacht, daß du sterben mußt. Wäre es nicht thöricht, dein Leben elend zu nennen, weil es aufhöret? oder von dem Schicksale die Unsterblichkeit eines Leibes zu fodern, der aus hinfäligem Staube gebildet ist? Mehr, als dir der Himmel versprochen

hat,

hat, kannst du nicht fodern, ohne ungerecht und undankbar für das zu seyn, was er dir gab. Aber sind nicht Wechsel und Mühsamkeit eben sowohl Bedingungen des Lebens, als der Tod? Wenn du dieses weißt, warum hast du deinen Stand auf Erden, und deine Natur so sehr vergessen, warum hast du gelernt, zu begehren, und im Begehren zu darben? Reich seyn, heißt nicht einen Ueberfluß besitzen, woraus man alle Wünsche befriedigen kann; den Reichthum giebt dir der Besitz einer Welt nicht. Mit dem unersättlichen Griechen, würdest du bald an einer Welt zu wenig haben. Reich seyn, Tirius, heißt wenig wünschen, wenig begehren. Genügsamkeit hat niemals Mangel; Geitz ist ein ewiger Bettler. Lerne das verachten, was auch sehr übel befriedigen würde, wenn du es besäßest. Die folgende Stunde weiß nicht mehr, daß du in der vorgehenden an der Tafel der Fürsten gespeiset hast. Fodert der Hunger Nahrung, so laß ihm die Sorge, deine einfältige Speise zu würzen: fodert er nicht, so kann dir kein Götterfest angenehm seyn. Eckel schleicht um die überladenen Tafeln der Grossen, und der Müßigen; niemals hat er den sparsamen Tisch des Landmannes besucht. Wie elend ist es, o Tirius, bloß für seinen Magen zu sorgen! Welch eine elende Glückseligkeit ist die, die nur aus seiner Befriedigung entstehet? Diese hatte der Schöpfer dem Vieh bestimmet, nicht vernünftigen Wesen.

Versammle deine Gedanken in dir, und besorge den Theil, der unsterblicher ist. Sättige den Durst deiner Seele nach Erkenntniß der Wahrheit; denke oft über dieses kurze Feld des Lebens hinaus, wo jene noch seyn wird; lerne deine Pflichten erkennen, und ausüben: werde tugendhaft, und weise; dann wirst du es fühlen, wie glückselig du mitten im Mangel der irdischen Güter bist; dann wisse, daß auf der Welt sonst keine Glückseligkeit ist.

X. Brief.

X. Brief.

Charites an den Aristodemon.

Vielleicht, Aristodemon, ist dieser Versuch, dich für deine Kinder zu rühren, von einem Freunde fruchtlos, da die Bitten deiner eignen Tochter fruchtlos gewesen sind. Was kann da die Freundschaft hoffen, wo die Stimme der Natur und des Bluts kein Gehör findet? Aber wenn ich so glückselig wäre, dich zu bewegen; und wenn ich einer tugendhaften Tochter, die keinen andern Fehler begangen hat, als daß sie in der Wahl eines Geliebten, der Neigung ihres Herzens, dem Wink der Natur, gefolgt ist, ihrem zärtlichen Vater, und zween Unglücklichen ihre Ruhe wieder geben könnte; so würde ich mich eben so glücklich schätzen, als ich sie gemacht hätte. Ist meine Bemühung vergebens, so muß ich zwar ihr Schicksal beseufzen, aber doch bin ich von allen Vorwürfen frey, die ich mir selbst machen müßte.

Du hast deine Kinder verstoßen, und dein sonst väterliches Herz so sehr gegen sie verschlossen, daß du ihnen auch diese Freyheit versagest, bereuen, und sich bey dir beklagen zu dürfen. —

Glau-

Glaube mir Aristodemon, die Sache ist ernsthaft, und wichtig! Vielleicht hat der erste aufsteigende Zorn sich deiner zu sehr bemächtigt, und deine Vernunft hat in diesen Augenblicken nicht über die Handlung urtheilen können, wozu dich dein Eifer fortriß. Aber laß sie itzt urtheilen, da dieser erste Zorn vorüber ist. Vielleicht hast du noch nicht reiflich genug überdacht, was du thatest: oder hast du alles überlegt, so könntest du doch leicht in deiner eignen Sache nicht ganz unpartheyisch geurtheilet haben. In diesen Zweyfeln sind uneigennützige und redliche Freunde die besten Rathgeber. Laß mich also reden; einen Freund an einen Freund, einen unpartheyischen Redlichen an einen andern, den vielleicht der Affekt zu sehr eingenommen hat. Werde nicht gleich unwillig, wenn du deine Tochter nennen hörest, und wirf das Blat eines Freundes nicht aus der Hand, sobald du die Absicht seines Inhalts siehest. Wolltest du glauben, daß ich fähig sey, dir zum Nachtheil zu urtheilen? Ich hoffe, daß du von meiner redlichen Freundschaft versichert bist! Lies wenigstens diesen Brief ganz aus; du behältst immer die Freyheit, dich zu entschließen! Oder wolltest du dich vielleicht vor Gründen fürchten, die du nicht möchtest beantworten können? Nein, Aristodemon, das ist der Vernunft eines rechtschaffenen Mannes gar zu unanständig, Gründe nicht hören wollen, um sich nicht ent-

schliessen zu dürfen. Das würde schon ein deutliches Zeugniß seyn, eine innerliche Ueberzeugung, daß du unrecht gehandelt hättest. Ein vernünftiger und redlicher Mann entschließt sich blos nach Gründen; er wünschet, recht zu handeln, und derjenige ist seiner Freundschaft würdig, der ihm behülflich ist, also handeln zu können.

Stellest du dir nicht das Verbrechen deiner Tochter zu groß vor, **Aristodemon**, und machest aus einer Handlung ein Verbrechen, die vielleicht nur ein Fehltritt ist? Die Bewegungsgründe sind dasjenige, was die Grade der Laster bestimmet. Vielleicht hast du dich in deiner Beurtheilung geirret, und die sträfliche Handlung deiner Tochter aus einem andern Grunde hergeleitet, als derjenige war, woraus sie floß. — Aber ich will es deiner Vernunft, und deiner väterlichen Liebe zutrauen, daß du dich in diesem Bewegungsgrunde nicht geirret hast; setze demnach, die Handlung sey so sträflich, setze, sie sey so boshaft, wie sie dir zu seyn scheint: dennoch muß ich sagen, daß die Strafe zu hart ist, und die Gränzen des Verhältnisses übersteigt. Es ist eine große Verbindlichkeit der Kinder gegen ihre Väter, daß sie von ihnen das Leben empfangen haben. Aber ein Leben, das Dankbarkeit erfodern soll, ist nicht ein bloßes Daseyn; es ist zugleich das übergetragene Recht auf Vergnügen, und Glückseligkeit; wenigstens auf den Besitz der Nothwendigkeit, die

die Natur fodert. Ein bloßes Daseyn, ein hülfsbedürftiger Stand, dem Ruhe, Sicherheit, Glückseligkeit, dem selbst die Nothwendigkeit fehlet, ach! kann ein solches armseliges Daseyn zur Dankbarkeit verbinden? Ich weiß nicht, ob ich mich irre; aber darf ich meiner Empfindung glauben, so ist ein solcher blos leidentlicher Zustand dem Nichtseyn wenigstens nicht sehr vorzuziehen. Von einer beständigen Reue gequälet, ohne Hoffnung einer Vergebung, der Verachtung der Welt, den Drückungen der schrecklichsten Armuth ausgesetzet seyn, sich von allen verstossen, und selbst von denen verbannet sehen, von welchen allein man Hülfe in allen Zufällen erwarten sollte, und könnte, — was kannst du dir Schrecklicheres vorstellen? Ist das Leben, das wir denen lassen, denen wir alle Nothwendigkeiten, und alle Ruhe nehmen, noch ein Geschenk? Ist es nicht vielmehr von allen die härteste Strafe?

Glaube mir, **Aristodemon**, das Leben, das wir andern geben, ist zugleich ein Versprechen, ihnen alle Hülfe zu leisten, der wir nur fähig sind: nichts kann uns von dieser Verbindlichkeit lossagen. Oeffentlichen Verbrechern ist man so lange die Pflege schuldig, die die Natur verlangt, als man ihnen das Leben läßt. Wolltest du einen Fehler deiner Tochter härter bestrafen? — Nein, als ihr Vater betrachtet, kann dich nichts von der Verbindlichkeit losmachen, ihr die Hülfe

zu reichen, die sie nöthig hat: kein Verbrechen, es sey denn, daß sie die Hülfe selbst von sich stieße.

So würde der urtheilen, der blos nach den natürlichen Verbindlichkeiten urtheilete: aber wie vielmehr sind wir jedem andern Menschen nach dem Ausspruche der Menschenliebe schuldig! Die Menschenliebe versagt ihre Hülfe auch denen nicht, von welchen wir uns beleidiget dünken. Aber ein Vater wollte seinem Kinde allen Beystand entziehen, und den, dem er das Leben gegeben hat, in den Abgrund des Elendes hinabstossen? Wenn Menschen blind genug sind, sich selbst ins Unglück zu stürzen, ach! Aristodemon, so sollten wir ihre Blindheit beweinen, wenn wir ihnen nicht helfen könnten, aber einen Gefallenen, der seinen Fall bereuet, und sich gern wieder aus der Tiefe herausheben will, einen solchen Gefallenen, sollen wir den zurückstossen? — Der bloße Menschenfreund würde sich eines Unglücklichen erbarmen; und soll ein Vater weniger thun? Kein Verbrechen, außer Verstockung, gibt uns einen rechtmäßigen Vorwand, uns von den Pflichten der Menschenliebe loszusagen: und die väterliche Liebe sollte gegen Kinder eine geringere Verbindlichkeit haben?

Wenn das Verbrechen deiner Tochter das größte wäre; so überschreit die Strafe einer gänzlichen Verstossung doch das Maß des Verhältnisses. Das Leben bist du schuldig ihr wenigstens

zu

zu erhalten; aber du mußt es ihr nehmen, wenn du ihr alles entziehest, was die Natur fodert. — Untersuche doch dieses Verbrechen, Aristodemon! Ich befürchte, daß dieses Maß im Strafen nur gar zu sehr überschritten ist. Ein Ungehorsam ist der Name, den ihr Fehler verdienet, und das ist der härteste Name. — Erlaube mir, mein liebster Freund, daß ich offenherzig rede. Wenn ich mein Herz vor dir ausgießen, und meine Gedanken frey sagen darf, so glaube ich, daß der Fehler, den du für so wichtig hälltst, ihr nicht allein zuzuschreiben sey. Sie theilet ihn, — darf ich es sagen? — mit dir! In allen Handlungen, du gestehst es selbst, hat sie ihren Willen dem deinigen unterworfen; nur in einer einzigen wollte sie selbst wählen; und es war billig, ihr diese Wahl zu lassen, da sie ihre eigene Glückseligkeit betraf.

Die Ehe, Aristodemon, ist wahrhaftig ein gar zu wichtiger Punkt, für unsere Glückseligkeit: ein Band, das nur der Tod auflößt. Sollten wir nicht mit Billigkeit die Freyheit fodern können, uns selbst denjenigen Gehülfen zu wählen, mit dem uns so unauflösliche Ketten verbinden sollen? Uns, uns allein trifft das Wohl oder Weh; und andere sollten für uns wählen? Für ihre Willkühr sollten wir die Opfer seyn? Ihren Irrthum sollen wir büßen? — Gestehe es, Freund, keine Billigkeit kann uns in dieser Handlung unter den Gehorsam irgend eines andern setzen, und alle

Ehr-

Ehrfurcht gegen Vorgesetzte und Aeltern höret hier auf. Die Entschuldigung, daß das Alter reifer überleget, als die Jugend, daß Väter den Vortheil ihrer Kinder besser einsehen, als diese, und alles, was man nur zu sagen pflegt, ist ein bloßer Vorwand, der kein Recht giebt, für andere zu wählen; obgleich ein Recht, ihnen zu rathen: ein Vorwand, worunter Geiz und Hochmuth, und hundert andere schlechte Absichten, Kinder, die man beglücken sollte, elend machen.

Verzeihe es mir; du bist nicht gänzlich von diesem Vorwurf frey; ob ich dich gleich willig von einigen Absichten lossage; denn ich kenne deine Rechtschaffenheit. Ein scheinbares Glück für deine Tochter hatte dein väterliches Herz zu sehr eingenommen. Du liebest den Jüngling, den du für **Climenen** bestimmt hattest, seiner Eigenschaft wegen, und sahest zugleich auf seine äußerlichen Umstände, die deiner Tochter Bequemlichkeit, Ruhe und Vergnügen versprachen. — Was fehlte dieser Wahl, fragest du? — Nur eines, **Aristodemon**, daß sie deiner Tochter nicht so schön dünkte als dir! Dem jungen **Kleonikus** fehlte nichts weiter um in einer glücklichen Verbindung mit deiner Tochter zu leben, als ihre Gegenliebe: und dieser Mangel allein war weit größer, als alle diese Vortheile zusammen, die da zu seyn schienen, und worauf die Liebe nicht achtet. Du hattest die Vernunft zu Rathe ge-

zogen, du fandest alles, was nur äußerliche Glückseligkeit versprechen konnte: aber du hattest die Empfindungen, und das Herz vergessen, welche über alle diese Vortheile entscheiden müssen, ob sie glückselig machen werden, oder nicht.

Nenne es also kein Glück, was du deiner Tochter anbotest; nichts ist Glück für uns, als was wir selbst dafür halten. Unsere Meynung kann sich ändern, es ist unstreitig; aber wenn wir auch unsere Verblendung zu spät einsehen sollten, so ist es doch erträglicher, zu denken, daß wir selbst gewählet haben, als daß wir ein Opfer anderer geworden sind. Wer wollte sich in die Gefahr setzen, diese Klagen über sich zu hören? Ueberlege, wenn deine Tochter durch eine Verbindung unglücklich werden sollte, wolltest du liebe, daß sie sich selbst anklagen, oder dir Vorwürfe machen müßte? Ist es nicht besser, aus eigener Wahl unglücklich werden zu lassen, als selbst unglücklich zu machen?

Wir sind zu alt, **Aristodemon**, und unser Herz ist schon zu kalt, von den Empfindungen der Liebe urtheilen zu können; aber aus den Geschichten, die wir erlebet haben, können wir schliessen, wie groß ihre Gewalt in dem Herzen der Jugend sey. Sie ist an sich unsträflich, ein Trieb der Natur, und sollte es denn sträflich

seyn,

seyn diesem Triebe zu folgen, so lange man Sittsamkeit und Ehre nicht aus den Augen setzet? Sollte sie nicht bey jeder Verbindung die erste Wahlstimme haben; sie, die allein alle Verbindungen glücklich machen kann? Aber du wolltest die Liebe unter den Zepter der Vernunft zwingen, eine Herrschaft, die sie nicht erkennet. Rathen, Freund, war alles, was du thun konntest, nicht gebieten; das hieß der Natur entgegen streben. Ach hättest du aus den Bitten deiner Tochter, aus ihren Thränen, die sie zu deinen Füßen vergoß, aus der Angst, worinn sie der Kampf versetzte, als sie mit Liebe und Gehorsam gegen dich stritt; hättest du aus der ganzen Sprache der Liebe, die sie vor dir geredet hat, um sich die Freyheit dieser Wahl zu erbitten, die ihr doch allein zukam, nur auf die Stärke ihrer Liebe geschlossen; so würdest du gesehen haben, wie verzeihlich der Fehler war, daß sie sich von dem Gehorsam losmachte, und sich wider deinen Willen in die Arme ihres Geliebten warf!

Ja, **Aristodemon**, der Fehler verdienet Verzeihung; die Quelle desselben ist an sich zu unschuldig; deine Strafe ist zu hart. — Und was soll ich von ihrer Härte sagen, wenn ich die Tugend deiner sonst Unschuldigen, und zärtlichen Tochter betrachte? Das sanfte Herz, die sittsamste Unschuld, die mit ihrer Schönheit alles, was

gefällig und edel ist, verbindet? — Ich weiß nicht, Freund, wie du, der sie so zärtlich liebte, der täglich an ihren Tugenden sein Vergnügen fand, diesen Liebling von dir verstossen konntest! Wie oft habe ich dir zu dieser liebenswürdigen Tochter Glück gewunschen, wie oft sah ich aus deinem heitern Gesicht, wie angenehm dir mein Glückwunsch war! Und diese geliebte, angenehme, sittsame Climene von dir verstossen, aller deiner Liebe und Hülf berauben? — Wahrhaftig, ich habe Thränen über ihr Schicksal vergossen: ich, ihr blosser Freund, indem ihr Vater — — aber nein! du bist noch der zärtliche Vater, ein aufsteigender Zorn über eine Handlung, die Bestrafung verdiente, nicht Verstoßung, hat nur auf kurze Zeit deine Liebe überwältiget. Du kannst, du wirst, — du mußt ihr vergeben; du, der du vielleicht im Strafen eben so viel littest, als sie, indem sie gestraft wurde.

Ach! könnte ich dir ihre Wehmuth, ihre Reue, ihre Verzweiflung, und was noch trauriger ist, ihre Armuth beschreiben, ich weiß es, denn auch ich bin ein Vater, deine Augen würden in Thränen fliessen, in Thränen, die den Ueberrest deines Zorns erlöschen müßten!

Ich wurde durch einen Brief von deiner Tochter, von ihrem Aufenthalte benachrichtiget. Welch ein

ein Brief, o Aristodemon! Ihre Thränen hatten die Worte ausgelöschet; kaum konnte ich noch den Inhalt errathen. Er war auf ein verworfenes Papier geschrieben, das der Zufall ihr in die Hände gebracht zu haben schien. Ich las ihn, und die Thränen traten in meine Augen. Ich eilte sogleich an den Ort, den sie mir bezeichnete, und fand endlich in einem Dorfe ihre armselige Wohnung. Keine Worte sind starck genug, dir den Auftritt zu beschreiben. In der elendesten Hütte, die längst nicht mehr für Wind, Regen und Kälte schützte, mit Fenstern, wodurch kaum der Tag fiel, in welchen die Oeffnungen hin und wieder mit Stroh und Tüchern verstopft waren, saß auf einem zerbrochenen Schemel deine Tochter, bey einer Bank, worauf ihr Geliebter lag. Sie schwamm in Thränen, und hatte sich vor der Kälte mit einem groben Mantel bedeckt; neben ihr lag ihr kranker Geliebter, einer Leiche ähnlich: auf Stroh gebettet, in grobem Tuch eingehüllet. — Die Thränen flossen bey diesem Anblicke über meine Wangen. Wir standen eine lange Zeit sprachlos vor Wehmuth, und sahen uns an. — Ach! wie wünschte ich, ihren Vater bey mir zu haben, um ein Zeuge des Elendes zu seyn, was er vielleicht in einer Erzählung nicht empfinden, oder nicht glauben wird! Ich habe mich bemühet, ihr Unglück ein wenig zu erleichtern; wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn

ihr Vater verzeihen könnte! — Wenigstens lies diese Zeilen an dich, die sie unter Seufzern und Thränen, unter den heißesten Empfindungen der Reue, des Grams, der Verzweiflung schrieb; und kann dich Elend, Elend deiner Tochter, können dich die Bitten eines Freundes rühren, Vater dieser unglücklichen Tochter, so verzeihe, und mache glücklich!

Der XI. Brief.

Climene an ihren Vater.

Wenn du deine ungehorsame Tochter auf ewig verstossen willst; wenn sie für die Schuld ihres Herzens ein Elend verdienet hat, das so lang dauren soll, als ihr Leben, so wünschet sie nur, daß du sie nicht verfluchest! Nur den Trost unter der Last ihrer mannichfaltigen Sorgen, und der Armuth; nur den Trost, der aus der Versicherung fließen kann, daß du sie zur Strafe zwar ihrem Elend überlässest, aber nicht hassest. Ach! sieh die Thränen an, die meine Worte verlöschen, indem ich sie niederschreibe, und verwirf nicht dieses Blat voll Reue! Nein, mein Vater! verwirf es nicht! Lies diese Zeilen, diese Seufzer deiner Tochter, einer vormals geliebten Tochter! O! mein Vater! — darf ich dich noch bey diesem Namen, diesem mir immer so ehrwürdigen, so süßen Namen nennen? — Warum nicht? die Natur hat dich mir zum Vater gegeben, und die Verbindungen der Natur löset keine Zeit, und keine Gewalt auf! — Nein, sie sind zu heilig, und ewig; die Empfindungen meines Herzens gegen den Urheber meines Lebens sagen es mir, keine Zeit wird sie in mir verlöschen, kein Elend, keine Verzweiflung.

Der Himmel, den ich mit Vorsatz nie beleidiget, wo nicht vielleicht durch die unglückliche Handlung, womit ich meinen Vater beleidigte, sey Zeuge meiner innigsten Wehmuth, und Reue! Diese Reue, die mich in Thränen zerschmelzet, hat wahrhaftig den Himmel ausgesöhnet: und mein Vater wollte mir nicht verzeihen? O! kannst du leiden, du, dem ich mein Leben verdanke, daß ich in dieser äussersten Noth, in allen meinen Schmerzen und Sorgen vergehe? Sollen meine heißen Thränen umsonst strömen, und soll die Reue mich fruchtlos verzehren? Soll dieses Leben, das Geschenk von dir, selbst eine Strafe werden? Kannst du deine Tochter im Staube sich winden, zu deinen Füßen die Hände ringen, und umsonst dich um Vaterliebe anflehen sehen? — Wie glücklich war ich vormals! Der süße, der theure, der stolze Name deines Lieblings, wie schmeichelhaft tönte er meinem Herzen! Süßer, als die Schmeicheleyen der Liebe von den werthen Lippen eines Geliebten! O! welch ein volles Maß von Segen goß da deine Vaterliebe über mich aus! —— Was für Glückseligkeit, was für Entzückungen überflossen mich, wenn dein lächelndes Auge mir Beyfall und Liebe redete; wenn du mit einer holdseligen Güte, **meine Tochter!** zu mir sagtest; wenn ich dich **mein Vater**, nennen konnte! —— O! die Freude deines Alters, deine Hoffnung, die Erbinn deines Segens, und deines Vermö-

mögens! — Was fehlte mir? Nicht einen Wunsch hatte ich mehr zu wünschen. Ruhe, sorgenlose Sicherheit des Lebens, Vergnügen, Glückseligkeit, alles das war mein! Wie bin ich gefallen, wie aus meinem Himmel in den Acheron hinabgeschleudert! Um mich, und vor mir ist nichts, als Elend; eine schreckliche Gegenwart, eine schreckliche Zukunft! — Ach! laß mich dir die traurige Scene meines Jammers abschildern; versage mir den Trost nicht; höre mich, mein Vater; laß mein Herz vor dir ganz ausbluten; und sieh dann, ob deine Tochter für ihren Ungehorsam nicht genug bestraft ist! **Clito**, dieser Menschenfreund, mein Schutz — mein Gott würde ich sagen, wenn man Menschen so nennen dürfte, — **Clito**, ist ein Zeuge dieses Anblicks, von dem er endlich sein Auge in Thränen hinweg wenden mußte.

Eine verfallene, mit Stroh gedeckte Hütte — (wie hab ich sonst mit Mitleiden solche Hütten angesehen, und über die Armuth derer geseufzet, die sie bewohnen mußten!) — ist itzo mein Pallast! Wind und Wetter verschonen mich nicht; und mein Vermählter, der sonst getreu mit mir alle Sorgen theilte, und alle Arbeit allein auf sich nahm, liegt da auf Stroh gebettet, von Krankheit entkräftet, und noch mehr von Sorgen um mich verzehret! Sonst entzog er seine der niedrigen Arbeit ungewohnten Hände den härtesten Verrichtungen nicht, um uns vor dem Schrecklichsten, was man denken kann, vor dem Hunger zu

retten. Itzo liegt er ohne Pflege und Wärme; und das Beste, was er wünschen kann, ist ein baldiger Tod! — O! wie wünsche ich, daß er uns beyde aus einem Leben voll Elend hinwegrisse! — Stumm, wie Marmorbilder, sehen wir uns an, und ein jedes heftet die Augen, die in Thränen schwimmen, auf den Gegenstand, der sein eigenes Unglück verdoppelt. Auf einer Bank sitze ich, deine beklagenswürdige Tochter, vor Kälte bebend, in Thränen zerflossen, mein melancholisches Haupt an eine verfallene Wand gelehnet, neben ihm, und wage es nicht, laut zu seufzen, um sein blutendes Herz nicht noch mehr zu verwunden. Jedes verbirgt dem andern seine Noth, und zwingt seine Empfindungen, und Schmerzen in seinem eigenen Herzen zusammen. Bey Seite seufzen wir zum Himmel, und erzwingen, wenn — Thränen ins Auge treten, ein mühsames Lächeln: ach! und unser volles gedrängtes Herz will indeß zerspringen! — Welch ein Unglück ist größer, ist unerträglicher, o! mein Vater, als das, was wir leiden? — Wenn die, die sich lieben, eines dem andern zur Qual werden; wenn Liebe, die Quelle von tausend Glückseligkeiten, selbst Marter wird; wenn der schrecklichste Mangel uns den Anblick derer unerträglich macht, ohne die wir sonst das Leben nichts achten!

Wer war ich sonst? — Könnte ich den Gedanken ganz verbannen, wer ich war, wenn ich nicht hoffen darf, daß mein Elend sich endigen wird! —

So glücklich, so sehr der Bequemlichkeiten, und der Vergnügen des Lebens gewohnt, von einem Vater geliebt, von der Welt in ihm geehret, ohne Sorgen; und nun — in der äußersten Armuth von allem gefoltert, was nur quälen kann! — Nein, ich wünsche mir nicht diese Glückseligkeit zurück; dieser Wunsch ist zu stolz für mich, die ich ganz elend bin; aber nur die innere Ruhe, nur die Pein, die mich von innen verfolgt, und diese schwere Last der Armuth, die, wie ein Weltkreis auf meinem Herzen liegt, diese, o Gott! nimm von mir hinweg! Ich will leiden, gern, gern will ich leiden! denn das habe ich vielleicht verdienet, ich verlange nichts mehr von allem, was ich besaß, als deine Verzeihung, Vater, und dann das Brod, was auch das geringste Weib hat. Ach! wie wenig ist dieses von allem dem, was ich besaß! Aber es ist noch königlicher Reichthum gegen das, was ich habe! Glücklich, wenn ich nur in einen Winkel der Erde vor der Verrachtung der Welt verborgen, und von deiner Gnade, mein Vater, versichert, in stiller Armuth leben, und das, was die Natur fodert, mit meiner Arbeit erwerben könnte! Diese Hände, die nie eine Arbeit abgehärtet, sollten sich nicht schämen, den Pflug zu treiben. Glückseligkeit wollte ich es nennen, mit meinem Geliebten das Feld zu bauen, oder der Heerde zu warten! — Ach mein unglückseliger Geliebter! war es denn ein so großes Verbrechen, zu lieben, daß

der

der Himmel, und die Welt sich vereinigen, uns zu strafen! — O Natur! Natur! deren Triebe wir für unschuldig hielten, wie hast du uns verrathen! Waren wir denn nicht für einander bestimmt! War denn die Stimme des Triebes, die uns zu sagen schien, daß ein Herz für das andere gebildet sey, nur eine **Syrenenstimme**, die uns verführen sollte? Sind diese Sympathien, diese harmonischen Empfindungen in gleich zärtlichen Seelen nur falsche Einbildungen? Wenn die Natur ruft, ist es Verbrechen, zu folgen? — O! wie glücklich seyd ihr denn, ihr Vögel, die ihr unter den Zweigen scherzet, und blos den Trieben eurer Natur folget! Wie glücklich ihr Heerden auf dem Felde! Ihr habt nicht diese zwey streitende Tyrannen in euch, Instinkt und Vernunft die in einem ewigen Kampfe liegen! — Und ist es denn ein so großes Verbrechen, sich in einem zweifelhaften Streite zu irren? Ist es so sträflich nicht ganz der Vernunft gefolget zu seyn, wenn die Natur stärker war, als sie?

O! mein Vater, ich fühle, ja ich fühle, daß mein Gewissen mich, wo nicht rechtfertiget, dennoch entschuldiget. Es ist ruhig, wenn ich meine Handlung untersuche! oder es sagt mir doch mit einer sanften Stimme, „du hast dich übereilet;„ wie würde es wüten, wenn ich mehr, als eines Fehlers, schuldig wäre; wie würde es wüten, und dich rächen! — Aber dennoch bereue ich! — Ach! was sage ich? Ich liebe zu sehr,

und würde vielleicht noch einmal denselben Fehler begehen! — Zürne nicht, mein Vater! Laß dich die Aufrichtigkeit deiner Tochter nicht beleidigen! Du willst sie gestraft wissen, und eben diese zärtliche Liebe ist ihre größte Strafe. — War sie aber derselben würdig? — Wenn sie es war, so hatte mich der Himmel, oder die Natur zum Elende bestimmt; zum größten Elende unter den Menschen; denn kein Mensch liebet stärker, als ich.

Ich will mich ganz schuldig schätzen; alles soll Gnade seyn, was ich von dir erhalten werde; aber erlaube mir, daß ich wenigstens versuche, mein Versehen zu entschuldigen. Es ist nur ein Trost für einen Unglückseligen, daß er glaubet, nicht so sträflich zu seyn. Es ist vielleicht ein Zeichen, daß sein Herz von keiner Bosheit weiß; denn bewußte Bosheit empöret sein Gewissen ganz wider ihn, und schlägt alle seine Entschuldigungen auf einmal zu Boden. Mein Herz war für den Jocasto eingenommen; ich liebte ihn, du fandest ihn tugendhaft — ach! seine Schuld war, daß er arm war! — und du verwarfst ihn, den mein Herz schon längst gewählt hatte. Einen andern sollte ich lieben! — wo war der in der Welt? — Der Tag zur Verbindung wurde angesetzt: ich bat, ich flehte, ich weinte; aber du, mein Vater, zürntest! der erste Zorn, den ich erwecket hatte; wie schuldig? Darüber richte der Himmel! Kaum wagte ich, dir Vorstellungen zu machen; meine Angst, mein

Kampf,

Kampf, meine Verzweiflung, war — fast so groß wie sie itzo sind; denn nur die Armuth ist zu meinen Leiden hinzugekommen. Du nanntest mich ungehorsam; verstießest mich aus deinen Augen, bis ich Gehorsam lernen würde; und da ich lieber den Tod ertragen lernen konnte, wolltest du mein Herz zwingen, den zu lieben, den es lieben sollte: dieses Herz, worüber ich selbst nicht gebieten konnte. Was sollte ich thun, sage, mein Vater, was war mir übrig, als Verzweiflung? Unglücklicher konnte ich nie werden, als wenn ich mit dem Curio verbunden worden wäre: das empfand ich, und das empfinde ich mitten in einem Unglücke, das man das äußerste nennen sollte, noch jetzo. Sieh, so gewaltig ist die Liebe, mein Vater, kann es ein Verbrechen seyn, daß ich einer so großen Gewalt nicht widerstehen konnte? Ich glaubte, alles versucht zu haben, um dich zu rühren, und fand kein anders Mittel übrig, als die Flucht zu meinem Jocasto. Ich warf mich in seine Arme; und damit mich keine Gewalt demselben wieder entrisse, und die Verleumdung meiner Ehre schonen müßte, ließen wir unsere Liebe durch eine heilige Hand unauflöslich verbinden.

Wie glücklich würde ich seyn, wenn du dieses Band für rechtmäßig erkenntest! Glaube mir, mein Vater, mein Herz hat mich nicht betrogen, da es mir durch diese Liebe so viele Glückseligkeit versprach. Mitten im Elende fühlet es, daß sei-

ner Glückseligkeit nichts, als deine Liebe, und ein leidliches äusserliches Schicksal fehlet: dann würde ich so glücklich seyn, als ich nun elend bin — Ach verlangtest du mehr, oder weniger, als mich beglückt zu sehen, indem du meine Liebe verdammtest, und eine andere befahlest? Glücklicher konntest du mich nicht machen; auf der Erde kein Sterblicher — kein Gott. Mich unglücklicher zu machen, konnte das dein Verlangen seyn? — Nein, mein Vater, das sind Handlungen der Tyrannen! und wenn du es wolltest, war ich sträflich, daß ich nicht gehorchte? Wenn der Himmel mich zur Glückseligkeit erschaffen hat; so haben Sterbliche nicht Gewalt genug, mich zu zwingen, daß ich mich aus eigner Wahl unglücklich mache. — Aber deine Absicht war väterlich; du glaubtest mich glücklich zu machen, und von einem Unglück zurück zu halten. — Wie wünsche ich, daß die Gesinnungen und Empfindungen meines Herzens mit den deinigen übereingestimmet hätten! Wie oft wünschte ich, daß ich den Curio so sehr hätte lieben können als meinen Jocasto! Aber was konnte ich mehr, als wünschen? Nichts mehr, mein Vater, wahrhaftig nichts mehr, als wünschen, weinen und — nach dem Jocasto mich sehnen! Was soll ich noch sagen? Ich habe nichts, als Liebe, um meinen Ungehorsam zu entschuldigen, und nichts als Reue, ihn wieder gut zu machen; nicht Reue der Handlung selbst, sondern Reue, daß sie dich beleidigte.

O!

O! wenn dich noch Flehen und Thränen rühren können, und wenn dein väterliches Herz nicht für dein Kind verschlossen ist; so laß die Strafe, die ich erduldet habe, meine Beleidigung büßen, und gieb mir nur einen Theil der Glückseligkeit wieder, die ich vormals so ganz besaß! Laß mich dir zu Füßen fallen, und meine Verzeihung erflehen. Gieb nicht zu, daß ich in diesem Elende vergehe; rette zwey Unglückselige, die am Rande des Unterganges stehen, und erhalte ein Leben, woran das meinige hängt — O! würdigtest du deine Tochter in ihrem äußersten Elende zu besuchen; ich weiß es, mein Vater, diese traurige Scene würde deinen Zorn besänftigen, und vielleicht würde eine Thräne mir sagen, daß ich Vergebung hoffen könnte! Erlaube, daß ich nur so glücklich sey, als ich seyn kann, wenn mein Herz mir verbietet, so glücklich zu werden, als du mich machen wolltest!

XII. Brief.

Junius vom Schlachtfelde an den Decius.

Mich hat zwar der Tod in der blutigen Schlacht verschonet: aber wie grausam! Da ich neben mir meinen Eucharis sinken sah, und in ihm mehr, als den Tod, litte. O, mein Decius! er ist nicht mehr, der, den wir so brünstig liebten. Beweine mit deinem verwaisten Freunde den besten Jüngling, den tugendhaftesten Patrioten, den zärtlichsten Freund! Er fiel an meiner Seite, der tapferste Jüngling, ein Opfer seines Vaterlandes; das Schlachtfeld trank das Blut des Helden, und meine Thränen fodern auf dem Grabe meines Geliebten meinen Freund zurück. — Ach! sie fodern ihn umsonst! das Schicksal hat diese zeitlichen Bande auf ewig aufgelöset, welche Tugend und Harmonie der Gemüther geschlungen hatten.

Was ist dauerhaft! Selbst die unschuldigsten Freuden, selbst die Glückseligkeiten des Herzens sind dem Verhängniß, dem Zufall, und sogar der Willkühr der Menschen unterworfen. Ein unglücklicher Augenblick verlöschet das edle Feuer, welches die Natur selbst in dem Busen

zärtlicher Freunde entzündete. Die süßesten Freuden des Herzens hängen, wie alle andere Vergnügen eines weltlichen Genusses, von der Entscheidung einer Minute ab; ein desto größerer Verlust, weil sie sich am wenigsten ersetzen lassen. Was ein Augenblick dem Geiz, oder dem Stolz raubet, kann ihm der folgende wieder geben: aber wer ersetzet den Verlust eines Freundes, und welcher Trost in einer Welt, die so arm an Freunden ist, kann die Thränen hemmen, die bey solchem Verlust strömen? Wir haben den verloren, mit dem das Leben uns angenehm war. Sein geschlossenes Auge, das alle schöne Empfindungen einer edlen Seele redete, wird uns nicht wieder lächeln. Sein Herz wird nicht mehr von den Entzückungen der Freundschaft, und von den reinen Freuden überfließen, die er in unserer Gesellschaft empfand, noch seine Lippen von dem Lobe göttlicher Thaten, der heiligen Tugend, oder von Lehren der Weisheit. In ihm hat die Welt ein Beyspiel eines rechtschaffenen Mannes, sein Vaterland einen Patrioten, seine Freunde einen unschätzbaren Freund verloren. Wie würden alle seine Tugenden, welche anfiengen, sich mehr und mehr zu entwickeln, zur Bewunderung seiner Mitbürger hervorgestralet haben, wenn der Himmel sein Leben zu einer Reife hätten gelangen lassen wollen! Aber mitten in seiner Blüthe sank er

hin;

hin; wie eine Blume von der Sichel des Schnitters, wie eine Rose, die der Sturm von ihrem Stamm reißt. Sie liegt im Staube, und breitet die süßen Gerüche nicht mehr aus, wenn nach dem Sturm die übrigen sich wieder eröffnen.

O! zärtlichster, und edelster unter den Jünglingen, weiser, rechtschaffener, Patriot, du Freund des ganzen menschlichen Geschlechts! dein Tod war zwar so herrlich, als dein Leben; dein Blut floß für das Recht deines Vaterlandes, für deine bebenden Mitbrüder, zu deren Verderben die Flut von Feinden dein Vaterland überschwemmete; du starbst zwar als Sieger, und dein Auge, ehe es sich schloß, sah noch erst den zerstreuten Feind von den siegreichen Waffen der Deinigen verfolgt das Blutbad verlassen, wo seine geschlachteten Geschwader gesäet lagen; du hast zwar deinem Lande den Sieg, vielleicht den Frieden, durch dein Blut erkauft; aber verzeih deinen Freunden, unter dem Frohlocken ihrer Mitbürger, eine eigennützige Thräne! Verzeihe ihnen, wenn sie den Preis, für diesen Sieg vielleicht zu theuer schätzen! Ihr Vergnügen; ihr Leben war mit dem Deinigen zu sehr verflochten. Wer wird ihnen den Freund wieder ersetzen, den sie verlohren haben? Wer wird das Oede ihres Herzens ausfüllen? Ach! es ist kein Eucharis mehr!

Laß mich dir seinen Heldentod erzählen, und lerne den Mann, den du als einen Freund kanntest, auch als einen Helden kennen.

Kaum brach der furchtbare Tag an, dessen Abend Tausende nicht erleben sollten, so eilte ich meinen **Eucharis** noch erst zu umarmen. Ich fand ihn in seinem Gezelt; er lag mit gefalteten Händen auf seinen Knien, und betete. Ich wollte ihn nicht stören, und betete hinter dem Vorhange, ungesehen, seine Worte nach. Er stand auf; und itzt trat ich hinein. Er umarmte mich brünstig. Eben war ich entschlossen, sagte er, meinen Freund zu suchen. Du kömmst mir zuvor. Noch haben wir unser Leben eine Stunde gewiß, laß uns diese noch leben, und glauben, daß sie die letzte sey! Ach, mein Freund! vielleicht hat der Himmel eine Veränderung beschlossen, und dieser Tod soll uns trennen! Wir haben so gelebet, daß wir den Tod nicht fürchten dürfen; und rühmlicher könnten wir nicht sterben, als dort auf dem Felde, wo heute der Tod würgen soll! Ich habe mich bereitet; und wenn ich einer gewissen Ahndung glauben soll, so werde ich diese Sonne, welche noch nicht aufgegangen ist, nicht untergehen sehen! — Freund! laß uns thun, als wenn diese Stunde unsere letzte wäre: laß uns Abschied nehmen. Ueberleben wir und sehen wir uns als Sieger wieder, wie groß wird alsdann unsere Freude seyn! Lebe wohl!

schō-

schone dein theures Leben, so weit es eine kluge Tapferkeit erlaubt. — O! möchten wir beyde zusammen fechten, und leben, oder — doch nein! dein Leben ist der Welt nöthiger; um mich werden nur einige wenige weinen. Laß uns an unser bedrängtes Vaterland denken! Könnte mein Blut ihm den Frieden erkaufen!

Er drückte mich an sein Herz, und wir redeten itzt nur mit Thränen. Indeß rückte die große Stunde heran. Die Trompetten gaben das Zeichen: das ganze Lager wurde rege. Die greisen Krieger umarmten sich, und nahmen Abschied: ein tausendfacher Tumult erfüllte das weite Lager. Wir umarmten uns noch einmal, und giengen zu unsern Posten.

Kaum sah die Sonne über den Bergen hervor, so erblickten wir eine dicke Wolke von Staub, die uns entgegen kam. Nach und nach sahen wir, gleich einer langen Feuersbrunst, die Waffen der Feinde von den Stralen der Sonne, aus dem Dampf hervor blitzen. Die Donner der Schlacht krachten von allen Seiten, der Tod fieng an zu würgen. Wir rückten ihm entgegen. Das Blutbad hub an. Welch ein Anblick! Welch ein Getümmel! Welch eine Scene für einen Menschenfreund!

Der Himmel hatte der gerechten Sache den Sieg bestimmt. Die Feinde fiengen an, vor der Tapferkeit unserer Schaaren zu weichen. Ich

sah meinen Freund mitten in den Flammen; er verfolgte den weichenden Feind, der seinem Geschwader eine Fahne genommen hatte, und mit dieser Beute wenigstens den Schimpf seines Abzuges ersetzen wollte. Aber wie ein ergrimmter Löwe, dem ein Feind eines seiner jungen geraubt, verfolgte er die Schaar, um seinen Verlust wieder zu erobern.

Ich sah ihn weit vor mir, als ein neuer Haufen ihn umringen wollte. Seine Gefahr befeuerte meinen Muth; ich floh ihm zu Hülfe. Er hatte seine Absicht erreicht: mit wenigen war er in den Feind gedrungen, und trug itzt die blutige Fahne in seiner siegreichen Hand. Die Feinde wichen vor unsern vereinigten Kräften, aber das war der unglückliche Augenblick! Ein unglückliches Bley traf seine redliche Brust: er sank zu Boden. Der Soldat wurde niedergeschlagen; der Feind sah seinen Vortheil, er drang herein. Hier sah ich meine Brüder fallen. Grauen und Tod breitete sich unter ihren Geschwadern aus.

Itzt bemächtigten sich Zorn, und Wut meines Herzens. „Sie fallen, rief ich! Sehet Brüder, eure Freunde fallen! Da liegt der redlichste Mann! Rächet seinen Tod, wenn ihr seiner würdig seyd.„ Ich stürzte mich mit meinem erbitterten Haufen mitten in die dichtesten Schaaren, und wollte neben meinem **Eucharis** hier auf

der

der Wahlstatt sterben. Aber der Tod flohe mich, die Feinde verließen den Platz, und der Sieg war auf unserer Seite.

Ich sprang vom Pferde, um meinen sterbenden Freund zu umarmen. Er schlug noch einmal seine sterbenden Augen auf, reichte mir seine matten Arme entgegen; „ich sterbe, sagte er, mit schwacher Stimme, aber wir siegen! Umarme unsere Freunde, bring ihnen meinen letzten Segen!„ Mit einem Seufzer zu Gott entfloh seine tugendhafte Seele. Sein Haupt sank in den Staub, Todesblässe goß sich über seine Wangen aus, und die Fahne entsank seiner kalten Hand.

Also starb unser Freund! Das Bild seines Todes wird mir beständig vor Augen stehen. Theuerster **Eucharis**! nie, nie werde ich dich vergessen! Ströme von Thränen vergoß ich bey der theuern Leiche. Ich umarmte meinen kalten Freund, ich vergaß mich, und die Gefahr der Meinigen. Man riß mich von ihm weg, und ich stürzte mich von neuem mitten in die Flammen. Aber ich suchte umsonst auch hier den Tod. Ich sollte übrig bleiben, um mit dir meinen Freund zu beweinen.

Also, mein **Decius**, sind unsere der heiligen Freundschaft geweihte Stunden, finster, öde und leer von Freuden. Wenn uns der Himmel wieder vereiniget, wie traurig werden wir sitzen,

 und

und einer von dem andern den Trost erwarten, der beyden fehlet! Wir werden uns mit Mitleiden ansehen, stille Thränen werden von unsern Wangen schleichen, Thränen, welche wir zu verbergen, uns umsonst zwingen werden. Wie einsam werden wir uns dünken! Welche unschuldige Freude wird noch ihre Reizung behalten! Die schöne Natur, die **Eucharis** so oft besang, wenn er voll heiliger Entzückung die Laute nahm; die Anmuth des Frühlings, die uns so unaussprechlich vergnügte, wird für uns nicht mehr die süßen Freuden haben. **Eucharis** ist nicht mehr, der liebenswürdigste Freund, der allen Freunden einen Geschmack geben mußte, ist nicht mehr!

So ist denn unter dem Himmel keine Freude beständig, auch die heiligste nicht? Die eilende Zeit reißt sie alle dahin! Schlösser zerfallen vor ihrer Gewalt, und Thronen liegen darnieder! Aber wer würde den Schutt der Schlösser, und der Thronen beklagen; wenn sie nur der höhern Empfindungen der Tugend, Liebe und Freundschaft verschonen wollte! Ihr Söhne der Erden, ist das Leben nicht mühsam genug; ersinnet ihr noch neue, noch unzählige Qualen und Werkzeuge der Foltern, die der Himmel nicht erschuf? Wie oft, liebster **Decius**, haben wir Freunde, als der sanfte **Eucharis** noch unsre Stunden verschönerte, das arme Geschlecht der Menschen beseufzet, das Foltern, Ketten und Schwerter

ersinnet, sich zu quälen, und zu zerstören! Wie wüten diese feindschaftlichen Seelen, die zur Freundschaft, zur heilsamen Eintracht, um sich die Last des Lebens zu erleichtern, und unter dem ruhigen Schatten des Friedens neben einander in geselliger Liebe zu wohnen, von dem Schöpfer gebildet sind! Gesegnet sey noch im Grabe ehrwürdiger Staub der Menschenfreunde, die die glückseligen Künste des Lebens erfanden: du, der mit dem ersten Pfluge den Schoß der Erde zerriß, und goldene Schätze, um den Hunger zu stillen, aus den Furchen hervor wachsen hieß! Oder du, der das rohe Geschlecht aus der Wildniß der Wälder, wo der Lebendige unter unbeweinten Leichen schlief, in Hütten versammelte, der durch weise Gesetze vom Himmel die Hände der Bosheit fesselte, und die allgemeine Glückseligkeit auf den Thron setzte! Aber ihr unglücklichen Lehrer der Künste zu quälen und zu tödten, eure Gebeine — doch ich will nicht den Fluch über sie sprechen! Aber dich verfluche ich, Krieg, das Schrecklichste unter allen Uebeln; das Menschenliebe, Mitleid und Verschonen zu Verbrechen machet!

Was empfindet ein menschliches Herz unter den Leichen des Schlachtfeldes! Die menschliche Zunge kann es nicht sagen, welch ein Grauen meine ganze Seele erschütterte! — Hier sitze ich neben der entsetzlichen Scene, wo der Tod in

tausendfachen Gestalten gewürget hat. Welch eine Scene! Schrecken, und wildes Entsetzen ergrieffen die Seele! Ein unabsehbares Grabmahl, voll Blut und Leichen! Feinde liegen hier unter den Freunden, Sterbende unter den Todten, Menschen unter Vieh! Mit pochendem Herzen, mit gen Himmel gerichtetem Haar, betrachte ich die langen Todtengefilde, und ein Schauer fährt nach dem andern von der Scheitel zur Ferse hinunter, jede Wunde empfinde ich, die da blutet. Was für Gesichter, fürchterlich blaß, Geberden der grausamsten Schmerzen, noch im Tode; starrende, erlöschte Augen; Hände, die der Kampf und die Angst zum Himmel gefaltet; offenstehende Lippen, die ihr Gebet in der kurzen Minute des Sterbens noch nicht vollendeten; zerschmetterte Glieder, verstümmelte Leichen, alle Geberden der Pein und der Leidenschaften, die die Natur hat. O du Gott der Güte, welch ein Anblick! Aller Jammer, alles, was vom Anfange der Erde bis auf den Tag, wo diese Sonne untergeht, das Leben Schreckliches hatte, erscheint hier auf einem Gefilde versammelt! Hier krümmet sich ein Elender unter einem Haufen von Leichen auf, und sein Antlitz, voll Todesblässe, flehet umsonst Erbarmen. Die kämpfenden Haufen stürmen über ihn hin. Die schnaubenden Rosse rauschen über das besäete Feld, und zertreten, gleich unbemerkten Gewürmen, die im Staube

be der Wanderer nicht sieht, die Körper der Lebendigen, und der Todten. Der Bruder, dem sein redliches Herz blutet, und arbeitet, hat nicht Zeit, seinem sinkenden Bruder die Hand zu reichen; ein Dienst, den sonst bloße Menschenliebe einem Feinde nicht versagen könnte. Dort jammert ein Zerschmetterter, und flehet mit Thränen seinen bebenden Freund, seiner Qual ein Ende zu machen: Barmherzigkeit nennet er das, was sonst ein Verbrechen ist, wovor ein Barbar erbebet. —

So war der heutige Tag; o mein **Decius**; welch ein Tag! — Tyrannen, deren Stolz das Blut ihrer verwandten Geschöpfe vergießt, können ihn unter ihre rühmlichsten Tage anzeichnen, und mit Blut ihren Namen ins Gedächtniß der Enkel schreiben; aber die Menschlichkeit wünschet ihn vergessen zu können. Der herannahende Abend, der den Ausschlag entschieden hat, und dem flüchtigen Feinde zum Schutze dienet, zieht jetzo in einer melancholischen Stille über das blutige Feld einher. Die Sonne geht über die traurige Scene dunkel unter; und hüllt sich in traurende Wolken, und der Himmel vergießt im Thau, der herabfällt, stille Thränen. Bald wird sich die Nacht um dieses weite fürchterliche Grabmal wölben. Dann wandelt das Grauen unter den Todten, und Angst ergreift den unwissenden Wanderer, der in sich gekehrt gieng,

und

und auf dem bekannten Wege, wo sonst um ihn her die wallende Aerndes lieblich rauschte, plötzlich den Fußsteig unter Leichen verliert. Zitternd fährt er mit wilden Schrecken zurück, schauet ängstlich umher, kennet die Gegend nicht wieder, und eilet mit flüchtigen Schritten zurück, und das Grauen geht ihm dicht an der eilenden Ferse nach.

Mit einem von Empfindung pochenden Herzen, wandelte ich langsam durch die Leichen, von der Hand der Melancholie geleitet, um meinen **Eucharis** zu suchen. Wie viele, die noch die aufgehende Sonne unter sicherer Freude fand, lagen hier um mich, unempfindlich und kalt, nicht bestimmt den Untergang dieser Sonne zu sehen! Hier ein ehrwürdiger Greis, dessen silbernes Haar Blut und Staub befleckte; vielleicht ein eben so gütiger Vater zahlreicher Kinder, als ein Held, den die Liebe für sein Vaterland entflammte, und mit dem Muthe der feurigen Jugend im kalten Alter beseelte. Seine Kinder werden untröstbar um die Leiche ihres Beschützers die Hände ringen, und in Thränen und Wehmuth zerfließen, so wie um den Helden das Vaterland weint. Aber umsonst fließen alle diese Thränen: vergebens ringen diese verlassenen Kinder die unschuldigen Hände: der unerbittliche Tod giebt aus seinen Gräbern seine Opfer nicht wieder zurück! ach! sonst würden auch meine Thränen,

mit

mit den Thränen des rechtschaffenen **Decius** aus dem Grabe den **Eucharis** erkaufen! — Dort liegt ein Mann, auf dessen Gesicht, obgleich von dem Schatten des Todes umnebelt, Großmuth, und unerschrockene Tugend unauslöschlich der Hand des Todes, wohnen. Hier sanken um ihren greisen Vater seine blühende Söhne, und der Tod rottete in ihnen vielleicht auf einmal einen ganzen Stamm von Helden aus. Aber dort, dort liegt der beste Jüngling, auf einem Hügel, umringt von den Schaaren, die neben ihm fochten, und starben. Mit bebenden Händen, o **Decius**, umfaste ich den heiligen Leichnam, drückte auf die kalten Lippen meinen heißen Mund, und trug die wertheste Last von der Wahlstatt hinweg. Alle Freunde versammelten sich um den Entseelten, und brachten dem Freunde ihre Thränen. Rund um ihn her standen wir da, wir unglücklichen Freunde; jeder hatte ein Herz voll zu reden, und doch stand jeder sprachlos. und starr mit Thränen im Auge; wie marmorne Bilder um ein Grab stehen, und denken.

Unglücklicher! den sein blindes Schicksal verdammte, diesen Freund zu entseelen, ach wüßtest du, was für ein Herz du getroffen hast, wie würdest du die That bereuen; ob es gleich hier ein Verdienst ist, Menschen zu würgen! Wüßtest du, wie viele Freunde um den seufzen, der von

deiner

deiner Hand fiel; so würdest du selbst, wofern eine Seele jemals empfand, bey der wiederkehrenden Stunde der Schlacht traurig und finster Thränen vergießen. Du würdest den Waffen, und dem barbarischen Kriege entsagen, der Feinde zur Schlachtbank versammelt, die sich nicht kannten, und sich nie beleidigt hatten. Du hättest den Jüngling geliebet, du wärest vielleicht in der Zahl seiner Freunde, der zärtlichsten einer, und hättest mit eben der redlichen Liebe oftmals die Arme, wie wir, um die Schultern dieses Geliebten geschlungen; hättest du ihn im Leben gekannt. Nun bist du sein Mörder; und hast ihn erwürgt, und kein Schauer, vielleicht, als er sank, bestraft die That. — Unglückliche Menschen, die verdammt sind, zu hassen, und zu tödten, ehe sie sich noch gesehen haben! Oft verdammt, für den Ehrgeitz der Fürsten, Blut zu vergiessen, das sie geliebet haben würden: und Freunde zu würgen, die sie jenseits des Grabes umfangen werden, wo die Gewalt den Zepter niederlegt, und die Macht nicht länger über Haß und Lieb, Mitleid und Freundschaft gebietet. Da wirst du ihn finden, wenn du so tugendhaft warest, wie er, wenn du späteres, aber eben so bestimmtes Opfer, am Altar des Todes fällst: da wirst du den erst kennen, den du getödtet hast!

Aber wir sind nicht die einzigen Freunde, Decius, die der wütende Krieg getrennet hat, nicht die einzigen für einander geschaffenen Seelen, die er einer der andern entriß. Wohin du dein Auge nur wendest, da fließen Thränen, um Freunde, um Väter, um Söhne, um Geliebte; und einsame Freunde, Waisen, und bebende Mütter seufzen, und ringen die Hände. Denn wo hat der Krieg nicht gewütet? Aller Orten ist Jammer; die halbe Erde raucht von Flammen, Städte liegen darnieder, ein Grabmahl ihrer Bewohner, oder Beschützer; die Krieger fehlen den Schwertern, der Landmann dem Pfluge. Deutschland zittert unter den Füßen der Heere, die der Ost, der West und der Süd, über ihre verwüsteten Felder ausgießt, wie sich im Sturme, wenn die Wogen des Meeres die Dämme zerreißen, über die grünen Felder die brausende Flut stürzt, den fliehenden Landmann verfolgt, und Saaten und Dörfer fortreißt. Zahllose Opfer fallen da, wie vor der Sichel die Aernde reicher Felder! Gallien rauschet daher, und wird hier unter unsern Brüdern begraben. Der kalte Morgen schickt seine Kinder bey tausend zur Schlachtbank, meist geweihete Opfer des Krieges. Feinde verschlingen, und zertreten, was der schweisvergießende Landmann gesäet hat. — Aber er wird es nicht vergebens zertreten; bey dem Schrecken, den die

erzürn-

erzürnte Gerechtigkeit schon an seine flüchtige Ferse geheftet, bey dem Blute seiner eilenden Krieger, womit die Rache hinter ihnen den Weg zurück in die Herzen ihrer Länder gezeichnet hat, er wird nicht umsonst den vorigen Herbst verschlungen haben: mit seinem Blute wird er die Gefilde zur künftigen Aernde wiederum düngen, wo er praßte.

Entsetzlicher Krieg! Wie soll ich den Abscheu, den ich gegen dich fühle, mit was für Worten soll ich ihn sagen! In welch eine Wüste o mein leidendes Land, in welch eine Wüste bist du verwandelt! Keine Rechte sind heilig, und Unschuld und Tugend sind ein Spott in den Augen des rohen Soldaten. Bebende Greise werden von ihrem Heere verjagt, von der Flamme hinweg, die ihre kalten Glieder erwärmte, und aus der armen Hütte, die Jahrhunderte her ihre einfältigen Väter bewohnten. Vor dem Pfluge verschonet der niederträchtige Geiz des raubsüchtigen Kriegers nicht des Stiers, noch des Mannes, der ihn treibt; jener zum Opfer seiner schwelgerischen Mahle bestimmt, und dieser verdammt, der feindlichen Fahne zu schwören und die Waffen wider sein Vaterland, und wider seine Brüder zu führen. Verlassen liegt in der unvollendeten Furche allenthalben der Pflug. Dem arbeitenden Vieh hat

der fressende Krieg die Nahrung, und dem Hunger der Menschen die Saaten verschlungen, die der mühsame Landmann im vorigen Herbste in die Scheuren sammelte. Vergebliche Arbeit, unnützer Schweis, für Feinde vergossen! Der Frühling zieht über leere Gefilde, mit Gras und Unkraut bewachsen; und die Hälfte deiner Aecker, Deutschland, wird den Klang der Sichel nicht hören, wenn der Sommer erscheint. Das Herz des Landmannes wird nicht von der Freude der Aernde, der einzigen Freude seiner mit Schweis bezeichneten Tage, schlagen, noch die Scheuer den Vorrath für den hungrigen Winter empfangen. Von Sorgen für sein Leben gequälet, wird er seine öden Gefilde betrachten, die weinenden Augen erheben, und dich verfluchen, verschlingender Krieg, der du das Blut der Menschen, und den Schweis und die Thränen der Wittwen, Waisen und Armen säufst, der du Gottes heilige Werke, und die Werke der menschlichen Hände dir zum Schauspiele zerstörest: er wird den wütenden Ehrgeiz verfluchen, der die Schöpfung verwüstet, Blut wie Wasser verschüttet, und Güter der Erde zu Wüsten machet, um einen Fuß breit Land zu gewinnen! Was das Roß nicht zertritt, nicht der Muthwillen zerschlägt, und der Geiz der Menschen nicht raubt, verschlingt die Flamme. Theurung, Hunger und Seuchen

wandeln dichte hinter dem Kriege. Nichts ist ihm heilig; als wären die ewigen Rechte der Gottheit, als wäre alles Gefühl der Menschenliebe und Großmuth aufgehoben; als regierete kein Gott den Himmel, und seine Welten, so lange es den Fürsten gefällt, zu hassen! Die heiligen Tempel rauchen; nicht zufrieden mit den Geschöpfen Gottes zu kriegen, kehret der Grimm, der für Tyrannen und Gold ficht, seine Waffen selbst wider Gott, und zerstört die Altäre, worauf sein Weihrauch düftete, und stürzt die Tempel zu Boden, die wir seiner Ehre erbauten. Die heiligen Chöre schweigen, und wo die Andacht kniete, und gefaltete Hände zum Schöpfer aufhob, da stampfet vor der Krippe das Roß; wo die Ehre Gottes Veter versammlete, da versammelt der Krieg seine blutende Opfer, und Sterbende. Flüche erschallen an dem Fuße der entweihten Altäre, wo die Ehrfurcht auf ihrem Antlitz anbetete. Entheiliget weint die untröstbare Braut, um ihre verlorne Tugend, oder um den entrissenen Jüngling; Väter klagen um Söhne, Brüder um Brüder, der Freund um den Freund, und alle mischen ihre zärtlichen Thränen, Decius in die unsrigen! Ach! wer möchte nicht sterben, wer nicht, wie er, fürs Vaterland sterben, und mit seinem Blute einer leidenden Welt gern die Ruhe des Friedens zurück kaufen! O! daß doch der ewige Gott

einst

einst der verwüsteten Erde, die unter den Grausamkeiten der Zwietracht seufzt, und mit Ekel das Blut trinkt, das die Fürsten verschütten, den glücklichen Frieden wieder gebe!

Aber der Himmel schweigt noch, und aus ihrer seligen Ruhe sieht die Weisheit auf die Ameisen herunter, die um Strohhalme kämpfen. — Die geschlagenen Feinde rufen ihre Zerstreuten zusammen, und versammlen neue Mörder. Eine Macht dinget vor dem Zepter der andern das Blut ihrer Völker, und sendet aus ihrem Schooße, neue Ueberschwemmung von Kriegern, ficht dort mit Gelde, hier mit den Waffen. Allenthalben ruft die Trompete die Schaaren auf die Wahlstätte, wo Blut fließen soll; Blut, wie Ströme, die aus ihrem fruchtbaren Schooße die Wolken des Frühlings gießen. —

Auch mich ruft mein Verhängniß dahin, da für mein werthes Land zu sterben, oder zu siegen. — Ach! wann werde ich dich sehen, liebster **Decius**? Vielleicht in diesem Leben nicht wieder! Ehe vielleicht den **Eucharis**, als dich! Dann schlaffen unsere Gebeine weit aus einander zerstreut, und das Schicksal gönnet uns nicht die letzte Vereinigung unsrer Asche im Grabe! — Lebe wohl, mein **Decius**, und erwarte

deinen Freund, als Sieger zurück, und mit ihm den Frieden, oder die Nachricht, daß er noch einmal fürs Vaterland fochte, und starb; und jenseits des Grabes in den Armen des Eucharis seinen Dectus erwartet!

XIII. Brief.

XIII. Brief.

Aedon an Narcissa.

Ja, schöne Narcissa, das Vergnügen ist vollkommen, was eine zärtliche, und tugendhafte Seele aus der Betrachtung der Natur zieht; und keine Beschäfftigung ist so edel, und vortheilhaft, als diese. Sie führet unsere Gedanken ganz von den niedrigen Sorgen, und Gewerben hinweg, und erhebt sie über die schlechten Absichten einer eigennützigen Weltliebe, über den Geiz, die Ruhmsucht, und die elende Wollust. Sie entdecket uns das wahre Grosse, Erhabene, Erstaunliche, die Harmonie, die höchste Güte, die Weisheit; und zeiget uns, wie geringschätzig, wie klein, wie nichtswürdig alles dasjenige ist, was das gemeine Auge außer der Natur zu bewundern pflegt. Unsere Begriffe von dem Guten, von der Schönheit, von der Uebereinstimmung, und von dem Erhabenen werden geläutert, und vollständiger, und wir sehen, an diese vortreffliche Gegenstände gewöhnt, alles andere mit gleichgültigen Augen an, was Entzückung und Erstaunen, bey andern erregt. Eine wohlgeartete Seele, ganz von der Harmonie, Ordnung und Schönheit der natürlichen Dinge eingenommen,

 machet

machet sich diese zu Gegenständen ihrer Nachahmung und arbeitet an der Verbesserung ihrer Neigungen, Empfindungen und Leidenschaften, bis alle diese zu einer moralischen Schönheit zusammen stimmen. Sie fliegt, durch Entzückung und Bewunderung erhaben, zum Schöpfer auf, und sammlet sich aus dem Sichtbaren die mächtigsten Bewegungsgründe znr Tugend. Sie gewöhnet sich in einer gedankenvollen Einsamkeit sich mit sich selbst zu unterhalten, und die Stunden mit Geschmack zu genießen, welche andere mit Tändeleyen tödten. Sie empfindet eine süße Beruhigung, und Stille in sich selbst, und jede Betrachtung vertilget in ihr Sorge und Bekümmerniß.

Wie angenehm ist es, in dieser Schule Gottes zu lernen, und das von seinen Eigenschaften vollgeschriebene Buch ohne Unterlaß zu lesen! — Ich kann dir die Freude nicht ausdrücken, o schöne Seele, die ich empfand, als ich dich jüngst in dieser Beschäfftigung antraf. Ich wollte dich suchen, als ich meine andern Geschäffte verrichtet hatte, und als den schönen Tag ein noch schönerer Abend beschloß. Unerwartet fand ich dich auf einem erhabenen Rasen, unter dem Schatten zweyer Bäume, die sich zusammenbogen, und ihre grünen Zweige vereinigten, um dich zu bedecken. Da saßest du in einer Entzückung; dein Haupt lag in deiner schönen Hand auf einen gekrümmten Stamm gestützet; deine Augen

waren

waren auf die angenehme Landschaft geheftet, und schwammen in zärtlichen Freudenthränen. Alle deine Gesichtszüge redeten die Empfindung deiner Seele über das mannigfaltige Schöne, das vor dir lag. Bald schlugest du dein feuchtes Auge gen Himmel auf, und deine reine Brust schwoll von einem Seufzer, der leise denen Lippen entfloß; bald fiel es sittsam vor dir auf die Gegend zurück.

In deinem Tiefsinn, schöne Narcissa, hattest du deinen Liebhaber nicht bemerket, noch das Rauschen seiner Schritte durch das hingestreute Laub des Waldes gehört. Ich stand, und sah dir in diesem schönen, gedankenvollen Tiefsinn eine lange Zeit zu, und glaubte, deine Empfindungen und Gedanken in deinem Gesichte zu lesen. Der Abend schien sich immer mehr zu verschönern, um meiner tugendhaften Geliebten neue Scenen der Schönheit und des Vergnügens darzustellen. Ich selbst fand die Natur an diesem Abend ungewöhnlich schön, und glaubte, Reizungen zu entdecken, die ich sonst nie so lebhaft empfunden hatte.

Vor uns breitete sich in mannigfaltiger Pracht ein von blauen Gebirgen und Wäldern umgränztes Thal aus. Auf einem frischgrünenden Teppich lief das unermüdete Auge im Weiten bis an Gränzen hinaus, wo der streifigte Himmel auf der Erde zu ruhen schien. Lange Schatten von Hügeln und einsamen Bäumen streck-

ten sich über die grüne Ebene aus, und der ernsthafte Landmann gieng hinter seinem langsamen Pfluge aus dem Felde zu Hause. Die Sonne sah eben noch über die schimmernde Fläche einer breiten See, und vergüldete mit ihren letzten Stralen die Gipfel der Berge, und die frischen Kronen der Buchen, die im Wiederscheine brannten. Die ganze Gegend, und die glänzende Wasserfläche lächelte in einem frohen Wiederscheine, und ein feuriges Roth zeichnete alle Gegenstände, und färbte dein schönes Gesicht. Zu deinen Füssen lief mit sanftem Gemurmel ein eilfertiger Bach, der sich hier bald im hohen Schilf, und in dichten Gebüschen verlor, dort weit ausbreitete, und in seinem Schooße grüne Inseln bildete. Die Schwäne spielten in seinem Schilfe, oder segelten mit aufgespannten Flügeln über die breite Fläche, da wo der Bach auf die Wiese ausgetreten war, und zogen schimmernde Wunden in den glatten Spiegel. — Wie kann ich dir alle Schönheiten beschreiben, Narcissa! wie die Empfindungen meines Herzens, welches aus deinem lächelnden entzückten Gesichte dein Vergnügen aufzufangen schien, so wie die Gipfel der Hügel den Schein der goldenen Abendröthe auffiengen! Jeden Gedanken, der da in deiner Seele aufstieg, glaubte ich, in deinem denkenden Auge zu lesen; jede Empfindung des Schönen und Harmonischen, und jeden Seufzer glaubte ich zu verstehen, der sanft deinen Lippen entfloß!

Ich weiß es, dein Verstand blieb nicht bey diesen sinnlichen Gegenständen stehen; er fand in dieser Schönheit einen Wiederschein der höchsten Vollkommenheit; und in der Ordnung des Mannigfaltigen den Abdruck des höchsten Verstandes. Er suchte die Absichten jedes Theils, und dessen, was du sahest, und in der Anordnung der Mittel zu wohlthätigen Endzwecken fand er die sichtbarsten Zeugnisse der höchsten Weisheit. — Diese Beschäfftigung, meine Narcissa, ist eine der würdigsten, und gehöret mit zum Beruf des Menschen! Die Natur ist nicht, wie gewisse Wissenschaften, die der Verstand der Menschen ergrübelt hat, nur für wenige. Ihre Betrachtung ist für jedes Auge, und für jeden Verstand; so wie das Vergnügen an derselben einem jeden Herzen gemein ist. Man kann vernünftig seyn, ohne sich in den Spekulationen gewisser tiefsinnigen Köpfe zu vertiefen; man kann ein Philosoph seyn, ohne ihre weitläuftige, (wofern ich nicht sagen darf, ihre unnütze) Gelehrsamkeit zu besitzen. Man kann die Welt betrachten, und in der Welt die Absichten. Aus diesen Betrachtungen kann man alle Gründe herleiten, die auf unsere Erkenntniß, und Glückseligkeit Einfluß haben; und so sollte jeder Mensch Philosoph seyn; da kaum unser Leben länger dauret, als daß wir einmal um uns her sehen, und sterben. *)

*) — Since Life can little more supply,
Than just to look about us, and to die.

Wenn ich diesen Gedanken weiter verfolge, Narcissa, so finde ich, daß die Vorsehung, die Mittel glückselig zu werden, nicht so ungleich, und partheyisch ausgetheilet hat, als der von der Natur entwöhnte Verstand der Menschen glaubet. Wenn wir nur glauben wollten, daß da keine Glückseligkeit ist, wo sie niemand jemals gefunden hat, niemand sie jemals findet, (und was ist leichter zu glauben?) und wenn wir nur zu der Betrachtung der Harmonie, Ordnung und Schönheit zurückkehren wollten, deren anschauende Erkenntniß eine unerschöpfliche Quelle von angenehmen Empfindungen, Vergnügen und Liebe ist! Ach! Narcissa. wie glücklich würden wir uns auch in dem Mangel alles dessen finden, worinn ein langes Vorurtheil die Glückseligkeit gesetzet hat.

Unsere Empfindungen, und unsere Ruhe sind uns wenigstens ein Beyspiel. Wir haben bald gelernet, unsere auf unrichtige Gegenstände geleiteten Affekten auf die wahren zu lenken, und das für unnöthige Kleinigkeiten zu achten, was wir von der eigensinnigen Göttinn, die wir gemeiniglich das Glück nennen, nicht erhalten konnten. Wir wissen nicht einmal, meine Geliebte, daß uns etwas dergleichen fehlet, was die Menschen fodern. — O! wie bedauren wir diejenigen, die einen solchen Mangel fühlen, da wir uns glückseliger wissen, als alle diejenigen, die alle diese Kleinigkeiten im Ueberfluße besitzen, aber auch

sonst nichts! Wenn alle diese Sklaven der Eitelkeiten, und Thorheiten; diejenigen, die sie nicht haben, und mit Sorgen und Unruhe wünschen, und die, welche sie im Ueberfluße besitzen, und ekel sind; wenn alle diese, sage ich, gleich unglücklich sind, so sind sie auch alle gleich thöricht; denn einer könnte dem andern ein Beyspiel seyn; daß weder der Mangel unglücklich, noch der Ueberfluß glücklich macht; und dann ist die Unglückseligkeit eine Strafe dieser Thorheit.

Man kann die kleine Geldsucht der Menschen auf tausend Arten lächerlich machen, und widerlegen; aber erlaube mir nur, meine Narcissa, daß ich dir die Gedanken mittheile, die mir in diesem Augenblicke einfielen.

Man möchte wohl einen solchen Geldbegierigen fragen, wozu er diese Summe, die er sich wünschet, oder zu deren Sammlung er so vielen Schweiß vergießt, endlich gebrauchen wolle? Ist es um sie zu haben, und aufzuhäufen? Wie lächerlich, und wie verdammt, wenn ich so reden darf, ist das Leben eines Geizhalses; wie ganz freudenleer und wie unbrauchbar sein Schatz! Oder ist es, um sie wieder zu verschwenden, und wieder in den vorigen Mangel zurückzukehren? Kaum kann man von einem Vernünftigen so unvernünftige Absichten erwarten. Und dennoch können sie keine andere Absicht haben; als im Ueberfluße zu darben, oder zu verschwenden! Wollten sie nur die nöthigen Mängel damit be-

strei-

streiten, und die Bedürfniße der Natur befriedigen: so bedürfen sie dieser Summe nicht. Die Natur ist mit sehr wenigem vergnügt; und der Ueberfluß ist ihr in allem zuwider. Sie überzeuget uns in allen ihren Werken davon, in welchen sie das genaueste Verhältniß in Zahl, und Menge beobachtet, und jedes nach Bedürfniß des andern in bestimmter Anzahl, Größe und Vielheit erschaffen hat. Jede Kraft in der Welt ist sogar nach der ihr entgegen gesetzten Kraft abgemessen; und wenn sich dieses Verhältniß verlöre, so würde sie selbst zu Grunde gehen müßen. Denn diese nothdürftigen Kräfte, und dieses Verhältniß der Theile gegen einander, erhält die ganze erstaunliche Maschine. Durch sie bleiben die Welten in ihren Gesellschaften, und laufen ihre Kreise durch; durch sie unterstützet, und erhält ein Reich das andere, das Meer die Flüße, und Flüße die Pflanzen, und Pflanzen die Thiere, und alle diese letztern den Menschen.

Sieh, meine Narcissa, so nützliche, in unserm Leben nützliche Wahrheiten und Regeln, können wir aus der Betrachtung der Natur lernen! Untersuche nun auch den Menschen, diese kleine Welt; und sieh, ob ihn die Natur nicht durch gleiche Regeln erhält? —

O! noch deutlicher wirst du hier diese Wahrheit entdecken! Sie hat ihn mit verschiedenen Kräften und Leidenschaften ausgerüstet. Es ist wahr, diese Leidenschaften können ihn zerstören,

wenn

wenn sie ihr Maaß überschreiten; aber deswegen war sie besorgt, und gab ihm die Vernunft, alle Kräfte gegen einander im Gleichgewichte zu erhalten, und die Leidenschaften zu mäßigen. Und damit diese Vernunft ihr Amt sorgfältiger verrichten möchte, gab sie ihr die Eigenliebe, einen unwiderstehlichen Trieb, sich zu erhalten, zur Gehülfinn, und verband diese beyden Wächter über das Leben der Menschen durch ernstliche Strafen zur Ausübung ihres Amtes. Diese Strafe war die Zerstörung des Menschen, so bald er auf irgend eine Art unmäßig würde. Sieh den Schwelger an der unmäßigen Tafel vergehen, den Sklaven des Bachus in dem überfließenden Becher seinen Tod trinken, und den weichlichen Knecht der thierischen Liebe durch tausend Krankheiten sein Leben verkürzen! Ja, schöne Narcissa, wenn wir den Geschichten unsern Glauben nicht versagen können, die uns von dem hohen Alter unsere Väter erzählen; so können wir dieses sehr natürlich durch die Einfalt und Mäßigung ihrer Lebensart erklären.

Also hasset die Natur die Unmässigkeit; und wir wollten eine Glückseligkeit in dem suchen, was sie hasset? In dem, was sie durch Strafen, durch den Tod verbietet? — Wie unvernünftig sind die Klagen der Menschen über die Menge der Bedürfnisse, wenn wir sehen, daß die Natur wenig verlangt, und sich überall für die Mäßigung in allem erkläret! Wie unvernünftig ist die

Begierde mehr zu besitzen, als man nöthig hat! O! meine Narcissa, wie leicht wäre es, die Kurzsichtigen zu widerlegen, die sich über die Vertheilung der Güter beklagen!

Man bedarf von diesen Gütern nicht mehr, als die Natur verlangt; und sie verlangt wenig. Der Ueberfluß ist entweder unnöthig, oder schädlich: unnöthig, wir gebrauchen ihn nicht; schädlich, er zerstöret. Wie leicht ist er zu entbehren, und wie wenig kann er unglückselig machen, wenn er entbehrlich ist! — So mag denn der Himmel diese Güter ungleich vertheilet haben; die Glückseligkeit ist deswegen nicht für einige aufgehoben, und andern versaget. — Was hilft dem Lorenzo, daß er aus Gold trinkt, und zu einer Mahlzeit Himmel, Erde und Wasser plündert? Er seufzet in einem Palläste von Marmor, ist sich selbst eine Last unter der Harmonie der Saiten, und suchet umsonst in den Becher Sorgen zu ertränken. Was schadet es dem Landmanne, daß er den Hunger der Natur durch selbst bereitete Speisen sättiget, daß er aus einem irdenen Gefäße trinkt? Er ist froh in einer mit Stroh bedeckten Hütte, vergnügt sich an der Musik der Vögel, und an dem Anblicke der schönen Natur unter seiner Arbeit, und singt hinter dem Pfluge.

Laß uns nicht mehr fodern, meine Narcissa, als das Nöthige! Unser kleines Feld ist groß genug, mit seinen Früchten die Bedürfnisse unse-

der Natur zu befriedigen; den Hunger, es angenehm zu genießen, wird uns unsere Arbeit geben, mit der wir es bauen, und die Kräfte es zu bauen, die Gesundheit, die aus der Mäßigkeit fließt. So wenig bedürfen wir nur von diesen Gütern zu unserer Erhaltung: für unser Vergnügen, und für unsere Glückseligkeit hat der Himmel auf eine andere Art gesorget. Jeder Tag soll sie uns geben, in jeder Stunde wollen wir sie empfinden. Reichlich wollen wir von dem ganzen Gebiete der Natur Freuden einärnden. Der Morgen soll sie uns mit seinem Athem in den Gerüchen der erwachten Gefilde entgegen hauchen, wenn der östliche Himmel von den Stralen der aufgehenden Sonne im Golde glühet; am Mittage wollen wir sie unter dem Schatten dichter Bäume im heiligen Dunkel des dem Nachsinnen geweihten Hayns oder an kühlen Quellen, unter dem Schutze kleiner Gebüsche empfinden, und am Abende wollen wir sie mit den Düften der Blumen, mit jedem sanften Westwinde in jedem Athemzuge trinken. Da soll die Freude mit uns, Hand in Hand, durch die rauschenden Saaten der Felder wandeln, soll mit uns die untergehende Sonne in ihrer Majestät betrachten, soll sich mit uns über den Anblick der schönen Natur erfreuen; und wenn wir nun diesen Schauplatz verlassen werden, o meine Narcissa, dann soll sie noch in der letzten Umarmung, wie ihr verwandte Hoffnung vor unser Sterbela-

ger

ger führen, und denjenigen, den der Himmel zuerst rufen wird, in künftige Scenen einer vollkommnern Glückseligkeit hinaus sehen lassen, um seinen Tod in einen Schlummer zu verwandeln, und dem, der noch auf der Erde zurück bleibt, soll sie den kurzen Rest seines Lebens erleichtern.

XIV. Brief.

XIV. Brief.

Andronikus an den Hermes.

Du seufzest, Hermes! Können denn die Grossen, denen diese Welt gehöret, auch seufzen? Irre ich nicht, so sind Seufzer die Sprache des Elendes, und Klage wohnet nur auf den Lippen der Unglückseligen. Ist dein Stand, ist die Ehre, ist der Ueberfluß, sind so viele Vortheile des Lebens, die das Glück über dich ausgeschüttet hat, sind diese noch zu wenig, dich glückselig zu machen? So ist wohl der Gedanke von einer Glückseligkeit auf der Erde nur ein schöner Traum. So ist die Ruhe ein bloßer Wunsch, oder ein Schatten, den wir immer verfolgen, und der doch immer vor uns flieht; wie die verfolgte Welle, die vor den brennenden Lippen des Tantalus floh. Was soll ich in den Hütten der Knechte erwarten, wenn ich in den Pallästen der Herren Seufzer höre?

Was soll ich erwarten? — Vielleicht eine bessere Ruhe, vielleicht diejenige Glückseligkeit, die den Fürsten, und Großen fehlet. — Du hast von einer Stufe des Glücks zu der andern geseufzet. „Noch diesen einzigen Wunsch, erhöre, o „Himmel, dann werde ich glückselig seyn! — „

Die Vorsicht lächelte, und gewährte dir diesen Wunsch; und sieh, du seufzest von neuem! Wann wirst du aufhören zu seufzen? Können dich denn so viele Erfahrungen, so manches bezauberte Schloß, das immer in Luft verschwand, wenn du nahe warest, ein so oft wiederholter Betrug, können diese dich nicht endlich bereden, daß die Glückseligkeit nicht da ist, wo du sie suchest? Glaube mir, **Hermes**, Glückseligkeit außer der Tugend suchen, heißt die Seligkeit in der Hölle erwarten! O! wie gern möchte ich dich durch deine bisher unbefriedigte Leidenschaft, durch deinen heißen Durst nach der Ehre, den noch das Glück aus dem Strome seines Ueberflußes nicht hat löschen können, zur Tugend, und zugleich in die Arme der Glückseligkeit zurückführen! Du hast den Endzweck vergessen, wozu du auf der Welt lebest. Erweitre deine Aussichten, und stelle dir dein Handlungsfeld nicht kürzer vor, als es wahrhaftig ist. Das Grab ist nicht das Ende desselben, da wird das erst anheben, warum du hier arbeitest, und was dich für die Arbeit belohnen soll. Nichts ist der Tugend so nachtheilig, als wenn wir uns das Ziel derselben so nahe rücken, daß die meisten Vorzüge der menschlichen Natur, auf deren Wartung eigentlich unsre wahre Glückseligkeit beruhet, sich hinter dem Ziele befinden, welches wir unsrer Ausübung der Tugend gesteckt haben. Hiedurch gewöhnen wir uns zu der schädlichen Kurzsicht, welche uns verhindert, so

lange

lange wir noch diesseits unsers Ziels arbeiten, unsern wahren Beruf gewahr zu werden; und dann verwundern wir uns noch, wenn wir endlich zum Besitz eines sehnlich gewünschten Gutes gelangen, daß solches die gehoffte Zufriedenheit nicht gewähret, und daß jenseits unsers Ziels noch ein unendlicher Raum vorhanden ist, den wir vorher nicht gesehen hatten. Selten sehen wir bey unserer Gemüthsfassung in diesem Raume etwas gewisses, und zuverläßiges; wir wagen uns vielmehr in denselben, wie in eine unbekannte Wüste, stecken unser Ziel vielleicht hundert Schritte weiter vor uns, so weit als unsere Kurzsicht trägt: da es doch weit besser wäre, wenn wir unsere Augen auswischen, und unsere Vernunft anwenden wollten, uns von der Natur des dunkeln Verlangens der Seele zu unterrichten. Wir bleiben lieber den Kindern gleich, welche glauben, daß der Himmel auf jenen Bergen ruhe, die unsern Horizont umschließen; daß hinter diesen das Ende der Welt sey, und daß man auf dem Berge den Himmel mit Händen greifen könnte. Wir klimmen mit pochenden Herzen diesen Berg hinan, und wenn wir seine Höhe erreichet haben, entdecken wir, daß der Himmel von hier eben so entfernet ist, als von dem Thale. Allein auf jenem Berge wird er gewiß liegen, dort werden wir ihn greifen können! — So verleiten wir uns selbst in die Eitelkeit hinein, ohne klüger zu werden, und ohne unsern Irrthum abzulegen.

Reichthümer und Ehren sind zwey von diesen nahgesteckten Zielen, und zwey Götzen, welchen der größte Theil der Erde dienet. Das menschliche Geschlecht hat sich in dem Dienste derselben getheilet. Es verehret dieselben als höchste Güter, jagt ihnen mit allem Eifer einer erhitzten Leidenschaft nach, und hoffet im Besitze derselben die Zufriedenheit zu finden, wornach die unsterbliche Seele dürstet. Die langen Lügen, und der beständige Betrug dieser Götzen, wodurch sie alle ihre Diener hintergehen, hat sie noch nicht so übel berüchtiget, daß außer einer geringen Anzahl von Weisen, viele ihr blendendes Nichts erkennen sollten. Der Pöbel, der immer sinnlich bleiben, und seiner Kurzsicht immer mehr, als der erhabenen Weisheit trauen wird, der Pöbel in allen Ständen bleibt bey seiner Abgötterey, und beschäfftiget seine Seele stets außer sich an diesem Dienste, lernt ihre Würde niemals kennen, und nie, durch eine Probe der reizenden Wollust, welche die Tugend gewähret, sich von der Vortrefflichkeit derselben überführen.

Es sind Empfindung und Begierden in der menschlichen Natur, welche sich durch Reichthümer der Welt, und durch Zeichen der Ehre keinesweges befriedigen lassen. Die Bande der Zärtlichkeit unter Aeltern und Kindern, und getreuen Vermählten, die Triebe der Freundschaft und Geselligkeit, und unendlich viele andere Begierden bleiben beym Ueberfluße des Goldes, und bey

allem

allem äußern Pracht der glänzenden Hoheit ungesättiget. Oft darbt eine edle Seele auf dem Throne, und schmachtet im Purpur nach der stillen Zufriedenheit eines unbekannten Weisen, der in der Gesellschaft einer gefälligen Gattinn, oder eines vernünftigen Freundes, sein unbeneidetes Leben in steter Abwechslung zwischen der Ausübung der Tugend und der Empfindung der Freude über die vollbrachte Tugend zubringt, und keinen andern Schatz, als sein gutes Gewissen zu hüten, keine andere Ehre, als den Beyfall seines Freundes zu erringen hat. Wie thöricht ist es also, den Reichthümern und Ehren, als allgemeinen Gütern, nachzujagen, die alle Begierden einer unsterblichen Seele befriedigen könnten!

Die Tugend indessen, und ihre Folge, die wahre Beruhigung, scheint den meisten Menschen zu einfältig. Sie gehorchen nur der Sinnlichkeit, und beurtheilen die Glückseligkeit allein nach der Lüsternheit ihrer Leidenschaften, die vor dem Genuße eines Gegenstandes immer unersättlich sind, und gleich einem ausgezehrten Schmarotzer die aufgetragenen Speisen mit den Augen verschlingen, und durch ihre Gierigkeit an dem ersten Gerichte sich die übrigen Speisen verekeln. Diese hungrigen Leidenschaften überreden den Menschen, daß er an der nüchtern Tafel der Tugend verschmachten würde. Sie zeigen ihm die aufgethürmten Freuden des Reichthumes, und gewöhnen ihn die Glückseligkeit in lauter Entzückun-

gen zu suchen. Daher sind die bescheidenen Freuden der Tugend ihm eben so abgeschmackt, und so wenig reizend, als eine spartanische Mahlzeit den weiblichen Sybariten reizen kann.

Wie sehr aber wird der Mensch in seiner Hoffnung betrogen, wenn er endlich durch tausend Gefahren, durch tausend Niederträchtigkeiten, auf unwiederbringliche Kosten seiner Zeit, und seines Gewissens, diese Schätze erworben hat, durch welche er die Glückseligkeit zu erkaufen gedenket! Die entzückenden Vergnügen beruhigen das Herz nicht; sie sind vielmehr den hitzigen Säften gleich, welche den Adern ein nasses Feuer einflößen, und den Durst zuletzt unauslöschlich machen.

Wer war reicher als Xerxes? Und wer war ärmer an Zufriedenheit, als dieser reiche Bettler? Weder seine großen Armeen, noch seine mächtigen Flotten, noch seine unsäglichen Schätze konnten ihn beruhigen; er mußte Belohnungen ausstellen für diejenigen, welche eine neue Wollust erfinden würden *). Kann eine größere Armuth erdacht werden, als die, welche den Ueberfluß begleitet? Und kann eine Begierde quälender seyn, als die, welche an ihrer Befriedigung verzweifeln muß?

*) Xerxes opum regiarum oftentatione eximia, eo usque luxuria gaudebat, vt edicto premium ei proponeret, qui nouum voluptatis genus reperisset. — *Val. Max.* L. IX. C. I.

muß? Die schon die ganze Natur erschöpfet hat, und zu den armseligen Erfindungen der Kunst ihre Zuflucht nehmen muß, um ihre Befriedigung zu finden? Denn wie verschwenderisch die Kunst auch immer in ihren Erfindungen seyn mag, so wird sie doch nie dem Reichthum der sparsamen Natur gleich kommen, wenn wir nur ihre Ergötzungen mit Enthaltsamkeit genießen, blos unsere Nothdurft sättigen, und uns nicht überladen.

Die blos sinnlichen Ergötzungen stillen nie das ganze Verlangen einer unsterblichen Seele. Es ist sogar kein Verhältniß zwischen ihnen, und diesem Verlangen. Sie werden überdem niemals rein empfunden, so lang die Vernunft sie nicht geläutert hat: denn mitten aus den Quellen der entzückenden Wollüste sprudelt eine Ader von Wermuth, welche uns sogar im Genusse die Freuden vergallet, und immer ihren ekelhaften Nachschmack zurückläßt; aber dennoch ist der Mensch so thöricht, immer wieder aus diesen Quellen zu schöpfen, immer Wollust zu trinken, und nie seinen Durst zu löschen.

Die Ruhe, die Zufriedenheit ist das beschiedene Loos des Menschen, und die Tugend das einzige Mittel, dieses Kleinod zu erlangen. Der Ehrgeizige kann dieses nicht begreifen; seine Leidenschaft spornt ihn beständig; er kennet keine Glückseligkeit, die nicht von allem Schimmer und Pomp umgeben ist, welche er für die wahren Güter des Lebens hält. Triumphwägen,

Schlachtfelder, Lorbeerkränze, Ordensbänder, der Schutt zerstörter Städte, die über ganze Länder verbreitete Verwüstung sind die Bilder, welche in seinem Begriffe von der Glückseligkeit das Wesen derselben ausmachen. Er genießt nichts, als zurückprallende Freuden: Freuden, deren Strahlen vom Helden sich gegen den blöden Verstand der Thoren brechen, und dann erst von ihm gesehen werden. Das ist seine Glückseligkeit, daß andere ihn für glückselig halten, und daß ihn der Alberne bewundert.

Ruhe ist nicht das Loos des Ehrgeizes. Sieh, Cäsar hat Rom besieget; was fehlt ihm mehr, seine Leidenschafft zu vergnügen? War eine Welt nicht genug, ihn zu beglücken? Eine gesittete Welt, eine Republick, deren Bürger Helden waren? Nein, Cäsar war es, der von der Eitelkeit des Ziels seiner Wünsche ein unverwerfliches Zeugniß ablegt, indem er fragte: Und ist dieses alles? Eine Frage, die viel zu spät, die sogar thöricht war; indem sie zeiget, wie wenig er die Gegenstände seiner Begierden, die glänzende Hoheit kannte, zu welcher er sich durch tausend abscheuliche Verbrechen den Zugang eröfnet hatte, und zu welcher er auf unendlichen Leichen erschlagener Mitbürger hinan geklettert war. Cäsar machte schon neue Entwürfe in den barbarischen Wüsten der Scythen und Sarmaten, die Glückseligkeit zu suchen, die er auf den pharsalischen Gefilden nicht erfochten hatte. Sein frischer Lorbeer aber

ward ihm vom Tode abgerissen, und die Summe aller seiner ehrgeizigen Entwürfe war ein Dolch, den ihm die Hand eines Freundes in die Brust drückte.

Diese Beyspiele, Hermes, lehren dich zugleich einen andern Betrug, welcher diejenigen verführt, die ihren Götzen das Wort reden, und ihre Begierden nach Reichthum und Ehre heuchlerisch unter dem Scheine der Tugend vertheidigen wollen. Sie sagen, daß insonderheit die Ehrbegierde eine Quelle sey, woraus sehr viele edle Tugenden flössen. Allein Ehrbegierde, und eifriges Bemühen nach Reichthum sind nichts als Zweige, die, so bald sie von der Wurzel der Tugend abgerissen werden, verdorren und vermodern. Sie sind nichts, als Kanäle, die sich in todte Pfützen verlieren, wenn sie nicht wieder in die Quellen der Tugend zurückfließen. Der Ehrgeiz kann zwar die Gestalt der Tugend annehmen; allein er macht sie immer zum Ziele seiner Verstellung: er ist sanftmüthig, und milde, so lange es sein Eigennutz erfodert; so bald aber Grausamkeit nöthig ist, den erfochtenen Lorbeer zu beschützen, wird eben diese Leidenschaft zur Quelle von unmenschlichen Lastern werden, und Frevel und Bosheiten eben so leicht, als die Milde und Großmuth ausüben können.

Aber setze, daß wir Güter und Ehre auf rechtmäßige Weise erlangen. Ist ein König denn von

allen Sorgen frey? Kann seine Leibwache den unsichbaren Kummer abhalten, der bis ins innerste Zimmer seines Pallastes dem Monarchen nachschleicht? *) Bald wanket der Thron vom innern Sturme einer aufrührischen Bürgerschaft, und das Schwerd, welches den König schützen soll, wird nicht selten wider ihn gekehrt; bald ist ein bundbrüchiger Nachbar vorhanden, der seine übermüthige Glückseligkeit, wie in einem Spiegel, in dem Untergang anderer Nationen beschauen will: bald drohet ein allgemeines Elend seinem Lande, und alle Unterthanen stehen auf, ihren Kummer und ihre Verzweiflung vor den Thron zu bringen; oft reißt der Tod die geliebtesten Freunde dem Monarchen von der Seite; und wer ist so tugendhaft, daß er sich unterstehe, ein so mannigfaltiges Unglück mit Gelassenheit zu ertragen? Wer kann bey so drohenden Gefahren getroste Mienen nehmen, und Trostworte mit überzeugenden Zeichen der Wahrhaftigkeit aus dem Munde gehen lassen, wenn der innere Kummer sich bis zu den verschlossenen Lippen drängt, und bereit ist, den Tröster Lügen zu strafen? Große Würden fodern große Tugenden, um ihre Last mit

*) — — — neque consolaris
Summouet lictor miseros tumultus
Mentis, & curas laqueata circum
Tecta volantes.
Hor. Od. XVI. L. II.

mit Anstand, und zum Glücke der Nebenmenschen zu tragen. Es ist Thorheit, nach Ehren auf eine unrechtmäßige Weise zu streben, und im Purpur, der uns nothwendig, so oft wir ihn anlegen, unser Verbrechen vorwerfen muß, Beruhigung zu suchen, es ist aber auch Thorheit und Unverstand nach rechtmäßigen Würden zu streben, wenn wir uns nicht zu den großen Tugenden entschließen wollen, welche uns derselben würdig machen können. Zu geschweigen, daß alle andere Mittel, außer der Tugend, uns nur unrechtmäßig dazu verhelfen können: denn weder Geburt, noch Stand, noch sonst ein anderer Vorzug berechtiget uns zu hohen Würden; nur allein die nothwendige Geschicklichkeit, und die nothwendigen Tugenden, welche zu einem Berufe erfodert werden, geben uns ein gegründetes Recht, auf Vorzüge unter den Menschen Anspruch zu machen; sonst ist ein hochgebohrner Narr nicht minder verächtlich, und wahrer Vorzüge unwürdig, als ein Thor, der aus der Strohhütte seinen Ursprung hat.

In diesen Wahrheiten spiegle dich, Hermes! Suche die Quelle deiner Unzufriedenheit in deinem Herzen, nicht außer dir, in dem unersättlichen Durst nach einer eitlen Ehre. Glaube mir, verändere wenigstens den Gegenstand desselben. Die Tugend bietet deinem Stolze ein weit reicheres Feld an. Niemand hat mehr, hat grös-

ſere, hat wahrere Ehre, als ein tugendhafter Mann. Hier kannſt du deine Wünſche befriedigen; und um nicht mehr umſonſt zu ſeufzen, lern nur eines, — tugendhaft ſeyn.

XV. Brief.

Melidor an Themiren.

Zum erstenmal, meine Geliebte, wirst du zittern, einen Brief von deinem Melidor zu lesen; aber fasse zuvor deine Stärke zusammen, und mache dir selbst die Nachricht nicht schrecklicher, als sie ist. Schon damals, als ich in dem wehmüthigen Abschiedskusse an deinen Lippen hieng, als unsere Seelen zusammenflossen, als Herz an Herz geschlossen, mächtiger, vielleicht von trauriger Ahndung, schlug; als eine weissagende Zähre deine schönen Wagen herunterglitte, damals, o! meine Auserwählte, war schon die Trennung beschlossen, und unsere Schutzengel, denen der Vorhang der Zukunft eröffnet war, standen neben uns, und rührten durch dunkle Winke der Zukunft unsere Herzen zu unnennbarer Wehmuth. Sey stark genug, über Gräber hinaus zu sehen, und betrachte die Spanne des Zeitraumes, die wir, wenn uns auch der Himmel das dauerhafteste Vergnügen auf der Erde bestimmt hätte, zusammen in glückseliger Eintracht und Liebe zu leben, vor uns sahen; und dann höre mit größerer Standhaftigkeit die Nachricht, daß ich sterbe. O wie heiter, meine Themire,

mire, sehe ich in die Gefilde des Todes hinab! Kein Seufzer würde in dieses Lebens zurückkehren; mit allen Gedanken und Wünschen würde meine stille Seele der Ruhe der Seligen entgegen eilen, und keine Thräne sollte mein sterbendes Auge beflecken, das an jener Seite des Grabes hinter dem Schatten des Todes, die glückseligsten Gefilde erkennt, für welche mein unsterblicher Geist geschaffen wurde: wenn ich nicht dich in dieser öden Welt hinterließe! Aber die innigste Liebe, so viele güldene Hoffnungen eines glücklichen Lebens, fesseln noch meine Seele an das Vergängliche, so sehr sie sich auch von allen andern irdischen Banden losgewunden hat. Nicht ohne Thränen, Geliebte, verlasse ich diesen Schauplatz ohne dich; und (verzeihe o Gott! der menschlichen Schwachheit!) ich fühle noch mein Herz zwischen dem Himmel, und dir getheilet.

Wie unaussprechlich habe ich dich geliebet! und wie glückselig war ich in der Gewißheit, von dir wieder geliebet zu werden! — Aber laß es mich vergessen: wenn ich kann, wie glücklich ich war! Laß mich diese Reize vergessen, diese Wangen, worauf Unschuld und Sittsamkeit wohnten; diese Augen, die edle Empfindungen und Großmuth redeten; diese blühende Bildung die alle irdische Schönheit, und deine ganze tugendhafte Seele ausdrückten, laß sie mich vergessen, damit sich mein Herz ganz der Wonne, und seligen

gen Ruhe überlasse, die mich rufen. Reiß mich nicht von der Schwelle des Himmels zurück, so tugendhaft, so unschuldig du warest, dennoch immer zu irdische Liebe, und mische nicht Seufzer um den Staub in die Andacht, welche fessellose Hände zum Himmel halten soll! Seufzer, die nach der niedrigen Erde zurückkehren, wenn die Ewigkeit vor uns ihren Vorhang aufzieht, wenn der Augenblick unserer wahren Bestimmung da ist, wenn der Engel herabkömmt, und uns von fern jenseits des Grabes der Schöpfung den Ort der Seligkeit zeiget, solche Seufzer sind vielleicht Lästerungen.

Lästerungen? Nein, der Himmel hat mit unserer Schwachheit Geduld! Ich seufze nicht nach dem Leben zurück, um seiner Freuden länger zu genießen. Diejenigen Freuden, die ich genossen habe, sind solche, die mich zum Theil in die Ewigkeit begleiten müssen, und diese, die im Staube zurück bleiben, schätze ich der Seufzer nicht werth. Die innige Ruhe, die aus der Tugend quillt, das heilige Vergnügen einer unschuldigen Seele über sie selbst, wenn sie sich betrachtet, das Bewußtseyn ihrer Vollkommenheiten, die selige Hoffnung, immer von einer Stufe der moralischen Größe zur andern empor steigen, und zur Erkenntniß und Heiligkeit der Engel zu gelangen, diese Freuden sinken nicht mit dem Leibe in den Staub. Sie siegen über die Gewalt des Todes, und begleiten den ent-

körperten Geist, den der Tod ins letzte wahre Leben aus dem Gefängniße stößt, zu seiner Heimat. Ach! ich seufze nicht, geliebte Themire, daß ich von dir getrennet werde: mein Schicksal wird wahrhaftig unaussprechlich schöner seyn, als auf eine Zeitlang das deinige noch ist; ich seufze, daß du später so glücklich seyn sollst, als ich; ich seufze, daß die Gränzen zwischen Leben und Tod, oder vielmehr zwischen Leben und Himmel, unsere Vereinigung unterbrechen sollen; denn glaube nicht, für mich Erschaffene, glaube nicht, daß der Tod die süßen Empfindungen sympathetischer Seelen gegen einander verlöschet. Was die Natur in unsere Herzen gegossen, sind göttliche Triebe; und kein Trieb, der vom Himmel stammt, wird aufhören; was die Gottheit entzündet hat, sollte das der Tod verlöschen? Unsere Liebe wird dort, wenn diese Macht, die uns getrennet hat, uns wieder vereiniget, wenn aus ihrer sterblichen Hütte deine Seele der meinigen nacheilet, in mächtigen geläuterten Flammen brennen! Bis dahin meine Auserwählte, bis dahin verspart die Liebe ihre höchsten Entzückungen, wovon sie auf der Erde dem unmündigen Engel nur zuweilen einen Vorschmack giebt; dann wird der Funke Luft haben, und in schönere Flammen ausbrechen. Ich fange schon an, dieses reine geläuterte Vergnügen besser zu empfinden: schon fühle ich, Themire, wie glücklich mich da die Liebe machen wird: und sollte

ich

ich nicht seufzen, diese Glückseligkeit völlig zu genießen? Wäre es Lästerung, ihr Engel, wenn ich zu meiner für mich erschaffenen harmonischen Seele mich an der Schwelle des Himmels zurücksehne?

Ach! was hat sie nicht noch in diesem Durchgang durch das Leben zu dulden! Welche Thränen zu vergießen! Welche Gefahren zu überwinden? Sollte ich nicht eine zärtliche mitleidige Thräne über sie weinen; ich, der am Ende des Lebens richtiger von Leben und Tod urtheilen kann, als sie, die den großen Lehrer, die den letzten Augenblick, noch erst erwarten muß, um Wahrheiten zu lernen, die ihr unmündiger Verstand vorher nicht fassen kann? Wahrheiten, die ihr kein Lebendiger sagen kann? Wie verändert dieser Augenblick die ganze Scene der Erde! Wie bedauret ein Sterbender, dem sich schon oft die Seligkeit in himmlischen Gesichtern von ferne gewiesen, wenn sein Schutzengel alle irdischen Sorgen von seinem Lager verjagte, und in einem ätherischen Schlummer seine Seele auf das ruhige Ufer seines Lebens versetzte, wie bedauret er diese Lebendigen, die ihn beweinen! Welche Gegenden der Wonne sieht er vor sich, welche Wildnisse voll Schrecken hinter seinem Rücken! Wünsche, deren Verlangen nimmer befriediget, Sehnsucht, die niemals erlangt wird, Genuß, dem Eckel folget, Sorgen, die unaufhörlich quälen, Hoffnung, die immer betrügt, Arbeit, die niemals belohnt wird, vollenden

beständig, und fangen immer ihren Kreis wiederum an. Und wenn ich diese Gefahren betrachte, die allenthalben die Wege durchs Leben so unsicher machen; ach, meine Themire, wie zittere ich für die Lebendigen, und für dich! O! der Himmel ist dem am gütigsten, dem er die kürzeste Laufbahn vorgeschrieben hat!

Dein Auge wird jetzo um mich in Thränen schwimmen, liebste Themire, du wirst vielleicht die Vorsehung tadeln, daß sie mich von deinem Herzen hinwegreißt. Dein Herz wird von diesem Risse bluten; der Streich wird dir hart dünken, womit das Verhängniß alle deine güldenen Hoffnungen darnieder geschlagen hat: aber ich bitte dich, laß dich nicht von deinem Schmerzen zu sehr verblenden! Die Sterbenden sehen weiter, als diese, die sie in Thränen hinterlassen. Sie heften ihr Auge voll Verlangen und Hoffnung auf den ewigen Schauplatz, worauf sie erst in ihrer wahren Person hervortreten; und sehen, wie gering und mühsam die Rolle war, die sie auf der Welt spielten. Sie sehen die Thränen, die die Glücklichsten weinen, und hören die Seufzer, die im Leben hinter dem goldenen Vorhang ertönen. Mit einem Schauer sehen sie Verachtung, Ungerechtigkeiten, Feindschaften, den Tugendhaften verfolgen. Sie bemerken die Gefahren mit Entsetzen, die dem Unschuldigen drohen; die Lockungen zum Laster, die Hindernisse zur Tugend. Sie kennen itzt erst heller die Grän-

zen

zen zwischen Laster und Tugend, zwischen Wahrheit und Lügen, die vor den Augen der Lebendigen (die so viele Vorurtheile verdunkeln) in einander zu fließen scheinen. Sie sehen, wie oft sie selbst und ihre Freunde, dicht an dem Rande der engen Bahn der Tugend wandelten, und beben vor der Gefahr zur Rechten und Linken, die sie nun erst entdecken. Wie froh sind sie, den Ausgang aus einem Leben vor sich zu sehen, worinn sie so wenig finden, was sie wünschen konnten, und so viel, wovor sie zittern müßen!

O! gewährete dir der Himmel, fromme **Themire**, gewährete er dir nur einen Blick ins Leben aus diesem Gesichtspunkte! Wollte er dich auf einen Augenblick nur (denn deinen Tod darf ich nicht wünschen; die Weisheit wird deine Stunde am besten bestimmen!) nur auf einen Augenblick an diesen Rand des Lebens herrücken, wo ich jezo stehe; wie solltest du dein Auge von dem Anblicke des Lebens hinwegwenden, und auf die ruhige Ewigkeit mit Sehnsucht heften, die du, halb enthüllet, vor dir sehen würdest! Beweine also, beweine, meine **Themire**, die Lebendigen, nicht die Sterbenden! Der lezte Schritt aus dem Leben ist der erste in den Himmel. Er ist kein Fall in die Tiefen und Schatten der Nacht; er ist ein Flug ins höhere Leben. Nur halb lebendig wird der Mensch unter der Sonne geboren, der künftige Bürger einer höhern Sphäre, und Bruder der Engel. Ein noch unvollendetes Geschöpf

für den letzten Zweck, wozu er geboren wurde, kriechet er in dieses halbe Leben hervor, und entwickelt nicht halb seine eignen Kräfte, und bleibt sich selbst ein dunkles Geheimniß: halb ein Engel, und halb ein Insekt, bis er aus der sterblichen Schaale in die Unsterblichkeit hervorringt. Wie der Wurm, wenn sein erstes Leben, wo er im Staub kroch, vollendet ist, aus seinem Grabe, der Hütte, die er mit sich umher trug, die Flügel loswindet, und sich in eine höhere Gegend emporschwingt. Sterben nennen wir dieses? — Und was ist denn Leben? Diese erste Erscheinung, wo die Seele ihre Kräfte so wenig entwickelt? Ist diese Erde, dieser umschränkte Raum das Handlungsfeld für eine Unsterbliche, wo so viele Kräfte ungeübt, und ungebraucht bleiben? Und wenn sie nun anfängt alle Kräfte zu brauchen, so nennen wir dieses Sterben! Was ist denn Sterben, Themire? Der Anfang des wahren Lebens: die Befreyung des Engels aus dem Gefängniße von Erde; die zweyte irdische Geburt aus einem Insekt zum Engel! Da fallen die Decken vor unsern Augen nieder, und der ganze verjüngte Mensch ist Empfindung und Sinn. Bis dahin jagen ihn unerfüllte Wünsche, Hoffnungen, Sorgen, Unzufriedenheit; hier im Grabe fangen sie an, gesättiget zu werden. Jenseits desselben verstehen wir erst, warum wir ewig seufzten, wünschten, hofften, und nach Ruhe dürsteten; verstehen erst alle diese unendlichen Wünsche, Hoffnungen,

gen, Begierden, die niemals satt wurden; diese Zeugniße, daß die Seele unsterblich ist, und daß die Zeit, wenn wir auch von der Stunde an, da die junge Erde aus dem Schooße des Nichts hervortrat, bis an den Tag lebten, wo dieses Stäubchen, das den gränzenlosen Himmel durchschwimmt, nicht mehr seyn wird, daß dieses Alter der Welt zu kurz ist, die Wünsche eines Unsterblichen zu befriedigen; daß ewige Wünsche Ewigkeit beweisen. Irdische Sorgen verschwinden da, wie der Schatten, wenn das Licht hervorstralt, und lösen sich, wie die Bilder der Phantasey am Morgen, im Traume auf.

Und diesen seligen Wechsel beweinen wir? O! wie thöricht, Themire, fließen doch diese Thränen! Wie müßen die Engel, die unter uns wandeln, Mitleid mit uns Kindern haben, wenn sie Seufzer hören, die einen Sterbenden ins Leben zurückrufen! Wie müssen sie unsere Unwissenheit bedauren, wenn sie um unsere Leichname die Verzweiflung die Hände ringen sehen? Den Sterbenden können wir unmöglich bedauren; das wäre ein Unsinn; das hieß den bedauren, der glücklicher wird.

Was wolltest du also beweinen, meine Themire? — Daß du mich verlierest? — Nein, du verlierest mich nicht, für mich geschaffene, unschuldige Seele! Der Himmel hat nicht in unsere Seelen diese harmonischen Empfindungen gegossen, diese unschuldigen Flammen, diese gleich

heiße Liebe der moralischen Schönheit, diese aufrichtige zärtliche Freude über unsere Vollkommenheit, und dieses tugendhafte Verlangen, uns eine die andere, so glücklich zu machen, als Seelen glücklich seyn, und machen können, um sie durch die Hand des Todes wieder auszulöschen! Seligkeit ist die Erfüllung aller Wünsche, die Engel wünschen können; und deine Glückseligkeit, innig Geliebte, ist einer meiner brünstigsten Wünsche. Nach einigen Stunden der Trennung wo in Seufzern deine schmachtende Seele sich aus dem Leben nach mir hingießet, nach diesen wenigen Stunden, werde ich dich in glückseligen Gefilden wieder umfassen. Da wird unsere Vereinigung vollkommener seyn, von keiner Sorge, keiner Furcht unterbrochen. O! wie unaussprechlich werden wir uns dann lieben, wenn sich unsere unsterblichen Kräfte dann alle in ihrer Wirksamkeit zeigen; wenn alle Schwachheit hinweg ist, die oft auch bey der glücklichsten Liebe der Sterblichen Verdruß in die Freude mischet; wenn wir uns in der Sprache der Engel unsere seligen Empfindungen, unser Vergnügen an der Vollkommenheit entdecken, worinn wir uns eine der andern unaussprechlich gefallen; wenn wir unsere Seligkeit mit Bewunderung anschauen, und uns ewig glückselig sehen: wie unaussprechlich werden wir uns dann lieben!

Aber dir werden diese Minuten, die uns noch trennen, langsamer vergehen, als mir! Einsam-

sam wirst du dich dünken, und öde werden die Tage seyn, die du allein leben mußt. Du wirst mich vermissen, und noch oft mit Thränen im Auge nach mir seufzen, indem ich nun von meiner Hütte entlediget, unsichtbar, neben dir stehe: denn ich hoffe, der Schöpfer wird mir erlauben, dein Genius zu seyn. Da werde ich dich bey jedem Schritte durch dein Leben begleiten. Oft wird ein süßer Schauer dir meine Gegenwart melden, wenn du einsam am Frühlingsabende unter den Schatten der Linden traurig sitzest, und nachsinnest. Jeden Gedanken, jede Empfindung werde ich da auf deinem Gesichte ausgedrückt lesen. Jede Thräne, die von deinen Rosenwangen herunter zittert, und jeden leise entfliehenden Seufzer werde ich verstehen. Ach! welche Entzückung, meine Auserwählte, wird mich ergreifen, wenn ich dich einsam, die schwimmenden Augen, und die gefalteten Hände zum Himmel gerichtet, auf den Knien beten sehe? Welch eine Entzückung, wenn Seufzer der Andacht deinen reinen Busen heben, und deine ganze himmlische Seele in deinem Gesichte sich ausdrückt! O! da, Themire, da glaube, daß dein entkörperter Freund, dein Genius, neben dir stehet; glaube, daß er dich in der Stunde, wo du deinen Schöpfer verehrest; oder wo du dein Leben mit einer tugendhaften Handlung verschönerst, unaussprechlich liebt. Glaube, daß

die Engel jede dieser Minuten mit güldener Schrift ins Buch der Ewigkeit schreiben.

Bey jeglichem Schritte werde ich deine schöne Seele bewachen; denn ach! ich zittere, Themire, wenn ich an die Gefahren gedenke, die ich schon über dir sehe. Irdische Liebhaber werden um dich kriechen, und dich der heilsamen Melancholie zu entreißen suchen, um deine Unschuld in den Wirbel der Freuden zu ziehen. Sie werden in deine tugendhafte Brust irdische Neigungen zu pflanzen, dich dem Himmel zu entreißen, und der Erde zu geben, sich bemühen. Denn diese Elenden gründen ihre Freuden auf schändliche Triumphe über die Unschuld: und kennen keine höhere Scene der Dinge, keine größern Zwecke ihres Daseyns, als dieses Insektenleben hat. — Ach! Auserwählte! wenn du zuließest, daß der unreine Kuß der irdischen Liebe deine Lippen entheiligte, diese Lippen, die ich zur Andacht, und zur Vorsprache der Tugend, der Wahrheit, der Unschuld, der Noth geheiliget wünsche; wenn du littest, daß eine minder unschuldige Zärtlichkeit, als die meinige war, deine Seele — aber nein! Vergieb einem besorgten Liebhaber, der bald dein **Genius** seyn wird, diese unschuldige Sorge für deine Ruhe! Solltest du einen Sterblichen wieder lieben können, das weiß ich, fromme **Themire**, so wird es eine Liebe seyn, worüber dein erster Freund, dann vielleicht dein Engel, sich erfreuen kann;

denn

denn glaube nicht, daß bey Engeln Eifersucht statt findet, diese Leidenschaft überlebet nicht den Staub, den sie zum Gegenstande hat. Das Leben unter der Sonne ist ihr Zeitmaaß. Von dieser und allen irdischen Empfindungen ist die Liebe geläutert, die unsere Seelen mit sich in die Seligkeit nehmen; ihre Gränzen erweitern sich hier unendlich, sie umfaßt hier alles, und eine jede Seele wird von allen Seelen geliebet.

Solltest du einen Redlichen finden, dessen Seele so tugendhaft ist, wie die deinige, dessen Neigungen und Empfindungen die Natur den deinigen harmonisch gestimmt hat; so ist er deiner Liebe werth: du wirst deinen Gram leichter überwinden können, wenn du deinen verlornen Freund in einer andern Gestalt wieder findest, und dein einsames Leben wird sicherer vor den Lockungen und Gefahren, im Genusse unsträflicher Freuden unbekümmerter vorüber gleiten. Glaube dann, wenn du in deinem Herzen die ersten süßen Unruhen der Liebe gegen ihn fühlest, glaube dann nicht, daß du an mir eine Untreue begehen würdest, wenn du diese neue Liebe nicht bekämpftest, und unterdrücktest. Nein, Themire, deine irdische Schönheit blühet für einen irdischen Liebhaber, und die Bande der Freundschaft und Liebe sind in dem Himmel so enge nicht, daß sie nur zwo Seelen vereinigten, wie auf der Erde. O! mit was für Freuden, schöne Themire, würde ich

dieser glücklichen Liebe zusehen, wenn eure reinen Seelen eine der andern ihre Tugend mittheilte, und wie würde ich den Ewigen für euch flehen, daß er eure Tage so glücklich machte, als die Tage der Sterblichen seyn können.

Wenn du aber auch keiner neuen Verbindung gedenkest, und alle deine Liebe gegen deinen verlornen Freund erschöpfet hast, so hoffe ich, die Zeit wird wenigstens, wo nicht mein Andenken, dennoch deinen Kummer lindern. Ich selbst will dir beystehen, ihn zu überwinden. Oft soll dein Auge, wenn es eben von Thränen überfließt, sanft sich schließen, und die traurigen Bilder deiner Seele sollen angenehme himmlische Träume in frohe Gesichter auflösen. Der Abend, wo du in der einsamen Laube, gestützt auf die weiße Hand schwermüthig sinnen und seufzen wirst, soll einen balsamischen Schlummer auf deine müde geweinten Augenlieder herabgießen. Da sollen diese irdischen Scenen vor dir hinwegschwimmen, goldene Gesichter, und glänzende Bilder von dem seligen Gefi de, wohin ich bald komme, sollen vor dir stehen. Da will ich deinen unschuldigen Busen, im Traume von göttlichen Entzückungen arbeiten, deine Rosenwangen glühen, und dein heitres Gesicht lächeln sehen. In Lauben von Amaranth, will ich dir da, wie ein Sterblicher, erscheinen, dich brünstig umarmen, und mich mit dir von der Tugend, Unsterblichkeit und von dem Himmel unterreden. Diese

Er-

Erscheinungen erlaubet der Himmel den Engeln, um die weinenden Sterblichen zu trösten, ihre Tugend zu stärken, und ihre Seelen zu den höhern Auftritten vorzubereiten, die sie erwarten.

So werde ich noch immer, selbst im Tode, mit dir vereiniget seyn; und wenn du dann, o meine Geliebte, des Lebens müde, deine sterbenden Augen schließest, so will ich alle Freuden des Himmels, alle Hoffnungen eines Christen, und den Vorschmack des Genusses der Seligkeit in dein Herz gießen, und mit dem letzten Seufzer deine Seele empfangen, und sie in das sturmlose Reich der Engel begleiten. O wie unaussprechlich wird unsere Entzückung und Liebe seyn, wenn wir uns einander nach einer kurzen Trennung wieder sehen! Keine Zeit, (denn Zeit ist da nicht mehr) wird unserer Liebe Gränzen setzen: keine Thräne, als die Thräne der Entzückung, wird da fließen! Nichts wird unerhört, nichts unvollkommen, nichts unentwickelt seyn, kein Wunsch, keine Begierde, keine von den Kräften der Seele!

So weit, meine **Themire**, sieh über das Leben hinaus, und über das Grab, wenn dich ein Unfall quälen sollte. Unter den Thränen wird diese Betrachtung dein Auge plötzlich wieder aufheitern; deine Seele wird sich, von der Gewißheit ihres künftigen seligern Zustandes mächtig getröstet, unter der Last irdischer Sorgen, die sie beugten, stark wieder aufheben; sie wird

das,

das, was du auf der Welt verlieren kannst, (außer der Tugend) gar zu klein finden, einmal darum zu seufzen, und fühlen, daß sie zu groß sey, auf dieser kleinen Erde, ihr wahres Glück zu finden.

Bald hoffe ich an dem Orte zu seyn, wohin du mir folgen wirst. Ach! Themire, meine Seele sehnet sich dahin, und erwartet nur mit Ungeduld die letzte Hülfe des Todes. Verschwinde nur, Licht der Sonne, vor meinen Augen! Zieht euren Vorhang nieder, ihr Schatten, und empfang mich, du stille Ruhe der letzten Nacht! — Ich höre schon die Harfen der Engel! Welche Hymnen, welche Melodien! — Weg mit der Erde! der Himmel öffnet sich mir. Ich komme, ihr heiligen Seelen meiner Freunde, ich komme! Empfanget euren Geliebten, der lange euch nachgeweinet hat! Nimm in dem letzten Seufzer meine Seele auf, o Himmel! Hier liegt die Hütte vom Staub; der Engel schwinge sich triumphirend zum Himmel!

Lebe glücklich, Themire, so lange du lebest; stirb, ohne das Leben zu bedauren, freue dich des bessern Auftrittes, und sey deiner künftigen Vereinigung mit deinem Freunde versichert!

XVI. Brief.

XVI. Brief.

Austerus an den Eucharius.

Nein, Eucharius, das System deiner Tugend wird mir nimmer gefallen. Deine Lehre ist viel zu kaltsinnig, und ich schätze mich verbunden, dir zu sagen, daß ein Herz gleichgültiger gegen das Gute und Böse seyn muß, als das meinige ist, um auf diese Menge von Einschränkungen, Ausnahmen und Unterscheidungen zu achten. Ich verachte den Mann, der durch eine beständige Gefälligkeit nach dem Namen eines Menschenfreundes strebet, und ein Schmeichler der Bösen wird. Durch ihn verliert das Gebiete der Tugend mehr, als durch den offenbaren Lehrer der Wollüste; vornehmlich wenn Thoren so unglücklich sind, ihn für tugendhaft zu halten. Seine Aussprüche werden alsdann Göttersprüche; und da er nicht männlich genug ist, und nie beleidigen will, indem er über Handlungen urtheilet, um strenge genug zu urtheilen; so lernet man Fehler und Laster durch ihn für gleichgültige Dinge ansehen; und dann ist die Tugend verrathen. Wer niemals beleidigen will, Eucharius, der wird oft ein Schmeichler, und ein Verräther der Tugend, er vergiebt ein Stück

ihres Gebietes nach dem andern, und läßt die Gränzen ihrer Herrschaft immer enger zusammenrücken: endlich muß das Laster alles gewinnen, und die Tugend wird nichts behalten.

Weg mit dieser Lehre! Wer sich für einen Lehrer der Tugend ausgeben will, der muß Herz genug haben, für diese Tugend zu beleidigen, und selbst beleidiget zu werden. Jeder Fleck, den ihr Gebiete verliert, ist Eroberung für das Laster. Er muß für ihre Gränzen stehen, und da ehe als ein Opfer fallen, als sie eines Haarsbreit verschieben lassen. Wenn die Tugend bestehen soll, **Eucharius**, so muß sie in aller ihrer Strenge bestehen. Gelinde Winde, und angenehme Tage schmelzen den Eisthron des Winters; mit Strenge muß er regieren, wenn er bestehen soll. Siehst du nicht, wie es die Könige der Erde machen, wenn sie ihre väterlichen Gränzen unverrückt besitzen, und den Umfang ihrer Majestät ungekränkt erhalten wollen? Ueber eine Spann Landes greifen sie zum Schwerte, und vergießen Blut. Ein entwischter Gedanke des Unterthans, der ihrer Majestät nachtheilig ist, kostet ein Leben. Und ist denn dieser Fleck von Koth wichtiger, als die Tugend, oder würde etwa die Welt untergehen, wenn ein König umkäme? Millionen sind erschlagen, das Meer hat Inseln verschlungen, und die Welt steht noch! Aber alsdann wäre es Zeit, daß die Gottheit ihren ver-

derbenden Arm über sie ausstreckte, wenn gar keine Tugend mehr wäre!

Ach Eucharius, sie ist nur schon gar zu selten! so selten, daß sie eine Bewunderung geworden ist! Man erstaunet, einen tugendhaften Mann zu finden; ein Erstaunen, das zwar ihre Majestät beweiset, aber uns zugleich anklaget! Ueber Laster sollten wir erstaunen, so, wie wir über jede Unordnung in der Natur zu erstaunen pflegen: denn Laster sind die Unordnungen in der moralischen Welt. Tugendhaft seyn, heißt ordentlich leben. Und wie viele halten wir für Tugendhafte, die es nicht sind! So freygebig sind wir mit diesem Namen, daß ihn jeder von uns erhält, der ihn fodert; indem wir mit den gleichgültigen Namen, Weltweise, Genie, Dichter oder Held so geizig, und Gewissenhaft sind. — O! verkehrte Menschen, wann werdet ihr anfangen, Kleinigkeiten zu verachten, und auf das Wichtige aufmerksam zu werden? Ihr zanket, und vergießt Blut, um Fürst, Philosoph, oder Dichter genannt zu werden, und seyd bereit, jedem Heuchler den vortrefflichen Namen eines Tugendhaften zu geben, wenn er ihn verlangt!

Also schläfern wir uns mit unerlaubten Gefälligkeiten ein, und vergeben die Gerechtsame der Tugend, durch unsere Kaltsinnigkeit. — Aber es mag, wer da will, ein Schmeichler werden: es mag wer da will, aus Bösewichtern

tern, die das Rad verdient haben, Heilige machen! Ich habe kein Recht, den Namen eines Tugendhaften auszutheilen, oder der Tugend das mindeste zu vergeben. Mir gefällt diese vergnügte Gesichtsbildung, diese angenehme Miene, und dieses lächelnde Gesicht nicht, womit die gefälligen Weltweisen, oder die üppigen Anakreons, sie schildern. Das mögen Schönheiten einer Buhlerinn seyn; die Tugend ist ernst, strenge, majestätisch: ihr Anblick erweckt mehr Bewunderung, als Entzücken, mehr Ehrfurcht, als Liebe; und diese süßen Sophisten zeigen, wie wenig sie ihre Züge kennen, indem sie sie, wie ihre Buhlerinn, ausschmücken, und rund um mit Blumenkränzen behängen! Ich verwundere mich nur, daß sie ihr nicht die Krone von der Stirn nehmen, und das Schwerd aus der Hand, um ihre Schläfe mit Rosen zu umgürten, und ihr den bekränzten Becher zu reichen!

Sind diese Grundlehren richtig; so sage, **Eucharius**, spotten wir nicht der Tugend, wenn wir so verschwenderisch mit ihrem Namen sind? Und können wir die Natur der Dinge verändern? Ist es nicht unsinnig, da wir einen Affen einen Affen, einen Tiger einen Tiger nennen, daß wir nur die Natur und die Namen bey den Menschen umkehren, und einen Narren einen Weisen, einen Lasterhaften einen Tugendhaften nennen sollen? — Und woher verstehen wir uns zu dieser Gefälligkeit? Die Handlung selbst ist sträflich;

aber

aber **Eucharius**, die Quelle, woraus sie fließt, macht sie noch sträflicher: sie fließt aus Menschenfurcht, oder aus Eigennutz. Welchen von beyden hältst du für den besten? Menschenfurcht? dann sind wir feige, verzagt, verächtlich! Eigennutz? dann sind wir niederträchtig, und kriechend! Ich weis es wohl, **Eucharius**, du wirst noch eine dritte Quelle hinzusetzen: eine gefällige Menschenliebe: aber diese gehöret mit unter die Empfindung der Sophisten, die die Kunst verstehen, den bösen Sachen eine Farbe zu geben, und uns selbst die Wollust schön zu malen.

Ach! sieh, wie elend, wie niedrig der hungrige Schmeichler um die Tafel eines großen Narren mit seinem Hunde kriecht, und aus dem Staub und Unrath die Bissen aufsammelt, die er ihm zuwirft, so oft er heulet! Sieh, wie er von der Thorheit dieses Götzen satt wird, dem er die Hände lecket! Wie er Lob und Namen für Geld verkauft, die er nicht austheilen kann, und wie ein Thor den andern betrügt, der giebt, und der, der empfängt! Oder wirf einen Blick in die Gemächer der Mächtigen. Was die Eitelkeit von der eigennützigen Schmeicheley eingeschlungen hat, das alles, und noch durch etwas von dem ihrigen vermehrt, speyet da die Menschenfurcht vor der Gewalt wieder aus. Die Großen käuen da vor den Fürsten das Lob wieder, was ihnen der Eigennutz gab. Der Gift der Schmeicheley fängt an, von dem untersten Sklaven sich zu er-

ergießen; und fließt bis zum Herzen des Monarchen. Das Bedürfniß treibt Handel mit dem Lobe; der allgemeinste und einträglichste Handel. Frage nicht, wann werden verdienstlose und schändliche, die in einer tugendhaftern Welt den Staub lecken würden, Männer von Ansehen und Range, Häupter über bessere Menschen und Gebieter ihrer Herren? Die Antwort ist leicht; wann Thoren Götter werden! Wenn wir durstig sind, so ist jedes Wasser süß, es mag fließen, aus welcher Quelle es wollte; hündischer Durst und Eitelkeit lecket den Speichel der Sklaven auf, und verschlingt das Lob des Pöbels. Wer bekümmert sich darum, ob das Lob falsch, oder wahr sey? Der Geber, oder der, der es empfängt? Beyde sind miteinander zufrieden.

Sollte ich mich unter diesen niederträchtigen Haufen mischen, **Eucharius**, und den Mächtigen, wie die Aegypter den Krokodillen Weihrauch opfern, daß sie mich nicht verschlingen; oder daß sie mir das, als eine Gnade, ins Gesicht schleudern, was sie mir zu geben schuldig sind? Sie haben sich in meine Güter getheilet, mich aus dem Besitze der Bequemlichkeiten in den Mangel hinab gestossen, mein väterliches Gut geraubet, mein Haus geplündert; muß die Gerechtigkeit sie nicht zwingen, mir allen diesen Raub wieder zu erstatten? und sollte ich erst ein Schmeichler werden, um das wieder zu erhalten, was mir gehöret? Was für eine Wahrheit kann ich ihnen

sagen, die nicht beleidigen sollte? Oder soll ich ihnen etwa Lügen sagen? Kann ich dem **Carinthes**, diesem allgemeinen Räuber der Stadt, über den die Thränen der Wittwen und Waisen fließen; der aus den Trümmern der niedergerissenen Hütten vieler Redlichen sich einen Pallast erbauet hat; der in den Festungen arbeiten würde, wenn er dein Richter wäre; sprich, kann ich dem sagen, er sey ein Menschenfreund, ein Beschützer der Unschuld, eine Zuflucht der Unterdrückten? Oder soll ich mich dem **Paris**, diesem weibischen Liebling seines betrogenen Herrn, zu Füßen werfen, und von einem Elenden Gnade und Schutz erflehen, der ohne Gewissen seinen Becher mit den Thränen der Unterdrückten füllet? Nein, ich will nichts, was die strengste Gerechtigkeit nicht geben sollte; und lieber will ich im Mangel umkommen, als eine solche Niederträchtigkeit begehen.

Du bedaurest mich, sagst du, weil du verzweifelst, daß ich jemals das Glück machen werde, was ich verdiene, und weil ich deinem Rathe nicht folgen will. Was für einem Rathe, **Eucharius**? Weißt du mir einen Rath zu geben, der mit der Tugend, und mit dem Charakter eines redlichen Mannes bestehen kann, so sey versichert, daß ich ihn begierig ergreifen werde. Aber fodere keine unanständige Schmeicheleyen von mir. Du magst diese Menschenliebe, Artigkeit, Gefälligkeit oder Sitten nennen:

der Name verändert nichts bey mir, wenn es im Grunde Schmeicheley und Lüge ist. Ich verstehe die Sprache der gesitteten Welt und der Höfe nicht, und bleibe bey den einfältigen und wahren Benennungen, die ich von meiner Kindheit an aus dem Munde meines redlichen Vaters gehöret habe. Pöbel nenne ich Pöbel, und Betrüger, Betrüger. Wenn ein **Verres** sich von dem Raube ganzer Provinzen bereichert, so bin ich nicht gesittet, oder artig genug, ihm sagen zu können, er sey der Vater der Bedürftigen, und der Schutzgott der Unterdrückten. Ich kann mich auch nicht stellen, als ob ich denjenigen bewunderte, den ich verachten muß. Und meine Empfindungen, und mein Gewissen lassen mich nicht eher in Ruhe, als bis ich einem jeden, der fehlet, oder ein Laster begeht, seinen Fehler und sein Laster vorgestellet habe. Hiezu achte ich mich verbunden, umd glaube, daß die Menschenliebe sich nicht besser zeigen kann, als wenn sie andere zu verbessern sucht.

Ich erfahre es, bey diesen Gesinnungen, und bey dieser Sprache geht man betteln; aber betteln ist doch weit besser, als kriechen, und sollte ich endlich unter beyden wählen müßen; (denn beynahe haben sich die großen Räuber in meinem Vermögen ganz getheilet,) so darfst du mich nicht lange fragen, was ich ergreifen werde. Der Bettelstab, den ich führe, wird das öffentliche Zeichen der Schande derer seyn, die mich entkleidet

haben.

haben. So oft ich ein Allmosen bedarf, werde ich es auf ihren Namen fodern; mich wird deswegen keine Schande treffen. Aber wer würde mich nicht verachten müßen, wenn ich mich diesen Elenden zu Füßen werfen, und von ihnen durch schändliche Schmeicheleyen einen Theil desjenigen wieder erbetteln wollte, was sie mir geraubet haben? Nein, **Eucharius**, nenne es eine Strenge der Tugend, oder nenne es Stolz, so werde ich mich doch niemals zu solchen Schmeicheleyen erniedrigen. Ich verlange nichts um solchen Preis von der Welt; und wer mich beraubet, dem kann ich mein Vermögen für den Namen eines Betrügers, wenn er diesen Kauf für vortheilhaft und wohlfeil hält, gönnen: aber dann muß er nicht von mir fodern, daß ich ihn anders, als unter diesem Namen der Welt nenne.

Die Sitten sind etwas rauh, aber nur in einer Welt, wie die unsrige ist; und dieser Welt zu gefallen, habe ich nicht Gaben genug. Es wird mir immer eine wahre Ehre seyn, wenn sie mich störrisch und menschenfeindlich nennet. Denn den Lastern habe ich einen eben so ewigen Haß geschworen, als **Hannibal** den **Römern**, und bin ich zu schwach, den Narren und Bösewichtern schrecklich zu seyn, so will ich sie doch wenigstens, mit meiner Stimme bekriegen. Ich will sie bey dem Namen nennen, welchen zu verdienen, sie sich so viele Mühe geben. Ich will ihre Thaten bekannt machen, ich will die Recht-

schaffenen vor ihnen warnen, ich will ihnen selbst, so oft ich Gelegenheit habe, ihre Niederträchtigkeiten ins Gesicht sagen; denn mit den Bösen und Thoren ist kein Friede zu machen, wenn wir der Tugend getreu bleiben wollen. Das sind meine Gesinnungen; in diesen Grundsätzen bin ich erzogen, ich habe sie als ein Kind ausüben gelernt, als ein Jüngling habe ich sie wahr und anständig befunden, und als Greis werde ich keine neue Lebensregeln wählen. Bedaure nicht mich, **Eucharius**, bedaure diejenigen, die mich unterdrücken: der Lasterhafte verdient Mitleid; der Redliche hat ehe ein Recht, auch wenn er am tiefsten niedergedrückt wird, Hochachtung zu fodern.

XVII. Brief.

XVII. Brief.

Eucharius an den Austerus.

Sey nicht so sehr dein eigner Feind, dich über die Laster der Menschen zu ärgern, und für ihre Besserung deine eigne Ruhe aufzusetzen. Es würde der Mühe werth seyn, ein Opfer für die Tugend zu werden, wenn es nur der Welt zu einigem Nutzen gereichete, Austerus: aber ist es der Mühe werth, ein Märtyrer zu werden, wenn niemand darauf achtet, kein einziger die Lehre eines Beyspieles annimmt, und wenn vielleicht die meisten den Leidenden als einen Thoren verspotten? Freund, das ist das gewöhnlichste Schicksal derer, die sich verpflichtet erachten, jedwedem die unangenehmsten Wahrheiten zu sagen, und alle Handlungen nach der äußersten Strenge zu beurtheilen. Nein, ich bin mit deiner Theorie der Tugend nicht zufrieden, Austerus, noch weniger mit deiner Ausübung. Es ist wahr, man darf der Tugend nichts vergeben; es ist wahr, so viel, als sie verliert, so viel gewinnt das Laster; aber es ist falsch, wenn du deswegen die Tugend mit der Geberde eines **Cato** schildern willst. Sie hält mit Strenge über ihre Gesetze, und beobachtet die Gränzen ihres Ge-

 bietes

bietes; aber sie ist deswegen nicht störrisch; so wenig, als ein Monarch, der über seine Rechte mit aller Strenge hält, deswegen ein Tyrann wird; beyde geben ihre Gesetze, um die Menschen glücklich zu machen; aber nach deinem Lehrgebäude sollte man glauben, ihre Gesetze wären nur deswegen gegeben, damit sie, wie Tyrannen, Gelegenheiten zu strafen haben möchten. Wenn du alle Pflichten untersuchest, **Austerus**, wozu uns das Gesetz der Natur verbindet; so wirst du sehen, daß sie alle den größten Einfluß auf die Glückseligkeit der Menschen haben, und daß keine einzige eine Ausnahme davon machet. Tyrannen geben Gesetze nach Willkühr, ohne Absicht auf die Ruhe, den Frieden, oder überhaupt auf die Glückseligkeit ihrer Unterthanen. Alle ihre Absichten gehen auf sie selbst zurück, ihre Macht zu vergrößern, freygebohrne Menschen zu Sklaven zu machen, und sich selbst zu Göttern, wider welche beynahe ein Gedanke sträflich wird; aber alle Pflichten, welche die Tugend uns vorschreibt, haben blos unsere Glückseligkeit zur Absicht, und ohne einen merklichen Verlust derselben könnte keine von diesen Pflichten in ihrem Gesetze ausgelassen seyn.

Wenn du dieses zugiebst, **Austerus**, wenn du alle diese Gesetze der Tugend für Mittel zur Beförderung der Glückseligkeit hältst, so wirst du sehen müßen, daß sie auf Menschenliebe ge-

gründet sind. Menschenliebe ist das allgemeine Grundgebot der Tugend, woraus alle gesellschaftlichen Pflichten sich herleiten lassen: und ohne Menschenliebe verlieren alle Tugenden ihre Seele, wenn ich so reden darf. Menschenliebe giebt ihnen das Leben, die Anmuth, die Schönheit. Aber die stoischen Lehrer scheinen sie dieser Schönheit zu berauben. Nach ihrem Verfahren sollte man glauben, daß bestrafen blos die Absicht ihrer Gesetze sey; denn sie sind immer begierig zu tadeln, und zu richten. Sie bestrafen mit Strenge und Eifer, und loben selten oder kaltsinnig. Sie urtheilen, und eben blos nach Grundsätzen, und scheinen die edlen Empfindungen gänzlich auszuschließen. Ihre Tugend ist vielmehr eine äußerliche Ordnung, woran das Herz wenigen Theil nimmt; und weil sie nicht auf die Empfindungen sehen, so sind sie strenge in Ansehung der äußerlichen Aufführung: daher ist iedes Laster in ihren Augen gleich, und so wenig das Böse, als das Gute hat seine Grade. Aber ein ganz anderes Ansehen gewinnet jede Handlung, sie mag von der Schnur der Gesetze abweichen, oder nicht, wenn wir die Empfindungen des Herzens dabey zu Hülfe nehmen. Wenn wir auf diese sehen und auf die Bewegungsgründe, so werden wir die Handlung gelinder beurtheilen, die oft der Stoiker verdammet, ohne der Tugend etwas zu vergeben.

Wenn eine unglückliche Mutter ihre eigene Geburt ums Leben bringt; so wird der stoische Weltweise diese Handlung verdammen, ohne die Empfindungen zu untersuchen, die in ihrem Herzen vorhergiengen. Er wird sie eine Beleidigung aller Pflichten einer Mutter nennen, und nicht Worte genug finden können, die Bosheit dieser That zu benennen. Aber nicht jeder Mord ist gleich sträflich; und derjenige, der gewohnt ist, auf die Empfindung des Herzens, und auf die Bewegungsgründe zu sehen, ehe er urtheilet, wird oft so gar eine solche Mörderinn mehr bedaurenswürdig, als boshaft finden. Die herrschende Neigung, **Austerus**, die wir bey den Menschen finden, verändert vieles. Setze, diese Unglückselige, deren That du so boshaft finden wirst, in die Umstände, worinn sie sich vielleicht befunden hat, zurück. Setze, die Ehrbegierde sey ihre herrschende Leidenschaft, und dann bedenke den Schimpf, womit die Welt eine verbotene Liebe bezeichnet hat, die Verachtung, und die Benennung, die derselben folget. Setze die Furcht dieser unglücklichen Mutter, daß ihre Verwandte sich ihrer schämen, und daß alle diejenigen die Hand von ihr ziehen werden, auf deren Hülf sie sich verlassen muß. Die mütterliche Liebe kann sich in ihrem Herzen gereget haben; sie kann mächtig gewesen seyn; aber die herrschende Leidenschaft, die Furcht vor Schande, und hundert andere Empfindungen, die an sich

unsträflich sind, sind mächtiger gewesen, oder haben vielmehr in einem verzweiflungsvollen Augenblicke den Verstand unfähig gemacht, richtiger zu wählen. Sage nun, ob sie so boshaft ist, als du sie schätzen wirst, wenn du blos die Handlung betrachtest? Ach Austerus, ich fürchte, daß sie mehr zu bedauren, als boshaft ist! Wenn eine Staatsverfassung Mittel fände, solche Unglückselige in den Stand zu setzen, daß ihr erstes Laster verborgen bleiben könnte; so glaube ich, das andere gröbere Laster würde dem ersten nicht folgen. Die Entfernung der Schande würde die Leidenschaften hinwegschaffen, die der mütterlichen Liebe entgegen streben; dann würde diese Liebe frey und ohne Hinderniß würken, und diese Gelindigkeit würde weit mehr ausrichten, als das Schwerd.

So müssen wir von allen Handlungen urtheilen, Austerus, wenn wir nicht oft die menschliche Natur kränken wollen. Die Strenge sollte die Gränzen des Gebietes der Tugend erhalten? Wie sehr irrest du, Austerus! Strenge macht Sklaven und Heuchler. Sie kann nur auf das Aeußerliche ihr Auge richten; und das ist gar zu oft Larve des Herzens. Die Tugend verliert durch Srenge, und gewinnt durch Gelindigkeit. Härte und Strafe kann nimmer Empfindungen für die Tugend erregen; so wenig, als Tyrannen sich die Liebe, und das Vertrauen derer erwerben können, welche sie

zu Sklaven gemacht haben: denn zwischen Herren und Sklaven findet in Ewigkeit keine Freundschaft statt. *) Die Tugend will auch nicht durch Strenge die Gränzen ihres Gebietes erhalten; was sie will, das will sie durch Güte und Liebe gewinnen, Ihre Majestät ist mit Sanftmuth verbunden; sie reizet mehr, als sie schrecket; sie bestrafet mit Gelindigkeit, tadelt mit Sanftmuth, und lobet mit Entzückung. Laß uns das menschliche Herz nicht für so boshaft ansehen, als es viele störrische Weltweisen wollen. Es ist weder vollkommen gut, noch vollkommen böse; und wenn es sich auf diese, oder jene Seite mehr lenket, Austerus, so geschieht es durch Bewegungsgründe. Heftiger Tadel und Strafen sind erst die äußersten Bewegungsgründe, wenn die übrigen alle vergebens erschöpfet sind. Und wie weit ist derjenige, der aus einer wahren Liebe zu der moralischen Schönheit das Gute thut, demjenigen vorzuziehen, der aus Furcht für Strafen das Böse unterläßt?

Dieses räumest du ein; aber willst du denn die Folge läugnen, daß Menschenliebe, und Gefälligkeit das Reich der Tugend mehr vergrößern, als Strenge und Härte? Wenn alle menschliche Tugend unvollkommen ist, und wenn sich kein Sterblicher von Fehlern lossagen kann;

sage

*) inter dominum & seruum nulla amicitia est. Curt L. VII.

sage, ist denn nicht die Sprache der Mäßigung die anständigste, die der Mensch führen kann? Entschuldige die stoischen Lehrer der Tugend nicht: es ist Stolz für einen Menschen, der genug eigne Fehler zu entschuldigen hat, wenn er gegen die Fehler seiner Mitbürger sich zu einem so strengen Richter aufwirft, der nichts verzeihen kann. O! wie kann es uns, die wir so gewissenhafte Lehrer der Menschen seyn wollen, wie kann es uns demüthigen, wenn sie uns mit gleicher Strenge in unsern eigenen Busen zurückweisen, und uns unsern Tadel von uns selbst anfangen heißen?

Glaube mir, Austerus, ein Herz, das von einer wahren Liebe für die Tugend, und für die Menschen durchdrungen ist, wird mehr bey dem Anblick eines Lasterhaften vom Mitleiden, als vom Eifer eingenommen. Es freuet sich über das moralische Schöne, und über die Glückseligkeit eines Nebenmenschen, und leidet bey dem Anblicke des Bösen, wie bey dem Anblicke des Unglücks. So sehr es von den Gegenständen der äußerlichen Noth, von einem Dürftigen, oder jedweden andern Elenden gerührt wird; so sehr wird es von einem Lasterhaften gerührt. Es bedauret die Blindheit dieser Menschen, die es nicht einsehen, wie glücklich sie durch die Tugend seyn könnten, und sucht sie davon zu überzeugen. Aber Ueberzeugung setzet Mäßigkeit voraus. Unsere freye

Natur

Natur hasset einmal den Zwang und die Gewalt; und unsre Freyheit empöret sich gegen Eifer und Strenge, wie sich freygebohrne Völker gegen den ersten Tyrannen empören. Die Gewohnheit an ihre Ketten und öftere Strafen machen sie nur hartnäckig und unbiegsam; aber wenn ein Volk überzeuget ist, daß aus der monarchischen Regierung tausend wesentliche Vortheile entspringen, wenn es sieht, daß alle Gesetze bloß ihre Absicht auf eine allgemeine Glückseligkeit haben; wenn es empfindet, daß sein Beherrscher sich bemühet, glückliche Unterthanen zu machen; so müßte es erst rasend seyn, wenn es sich nicht gern unterwerfen sollte.

Ein solches Herz voll Menschenliebe zeige, und laß alle deine Lehren Güte und Gefälligkeit begleiten; und wenn du dann nichts über ihr Herz gewinnest, so will ich glauben, daß die Strenge der Tugend dienlicher ist. Stelle ihnen die Bewegungsgründe der Tugend mit der Erinnerung vor, daß du auch ein Mensch bist, und daß du mit Menschen redest: zeige ihnen, wie schön, wie vortrefflich, wie reizend die Tugend sey; halte ihnen Exempel vor, die die Welt bewundert, und mit Entzückung angesehen hat, und halte solche dagegen, die Abscheu und Haß erregen müßten; vergleiche einen liebenswürdigen Titus, der den Tag für verloren schätzte, wo er nicht etwas Gutes thun konnte, mit einem Domitian, diesem Henker der Menschen; hal-

te einen Sokrates, der in der Armuth bewunderswürdig ist, mit einem Nero, der auf dem Throne Verachtung erwecket, zusammen; nimm alle Neigungen, Vorurtheile und Leidenschaften zu Hülfe, um aus denselben Bewegungsgründe zur Tugend zu ziehen. Ach! **Austerus**, wie sehr wirst du alsdann diese Tugend befördern, und ihr Gebiete erweitern!

Und diese Menschenliebe, diese Gefälligkeit wolltest du Schmeicheley nennen? Du irrest, **Austerus**, man ist kein Schmeichler, wenn man die Tugend auf eine sanfte Art, der menschlichen Natur gemäß, lehret. Dem Laster kannst du deswegen einen unversöhnlichen Haß geschworen haben; du liegst immer mit demselben in einem Kampfe, so oft du die Tugend anpreisest. Du hast es erfahren, wie wenig du ausrichtest, wenn du beständig die Wahrheit mit Härte lehrest, und wie du sagest, einer jeden Handlung ihren wahren Namen beylegest. Meynest du denn, daß Gelindigkeit die Natur der Wahrheit ändert, und daß sie Lüge wird, so bald sie nicht beleidiget? Schmeichler verrathen die Wahrheit und die Tugend, das ist wahr; aber schmeicheln, und Wahrheiten auf eine Art sagen, daß sie nicht beleidigen, wie sehr unterschieden ist dieses! Ein rechtschaffener Mann redet nie wider seine Grundsätze oder Gesinnungen; soll er deswegen seine Gesinnungen auf eine Art sagen, die beleidiget? Du siehst, **Austerus**, daß wir

nicht

nicht darüber streiten, ob man Wahrheit sagen soll, und ob man seine richtigen Gesinnungen öffentlich verläugnen dürfte; kein rechtschaffener Mann wird jenes läugnen, oder dieses bejahen. Wir streiten nur darüber, ob man sie nicht mit Bescheidenheit und Menschenliebe entdecken müsse. Glaube mir, **Austerus**, diese rauhe Tugend, die dir so sehr gefällt, stürzet dich in Unglück, und zieht dir allgemeinen Haß zu, ohne einem einzigen Menschen nützlich zu werden; und um deiner eignen Ruhe willen bitte ich dich, lege diese wilde Strenge ab, und sey bey deiner Tugend auch liebenswürdig.

XVIII. Brief.

Alcest an den Aedon.

Ob sich gleich Betrübniß und Zärtlichkeit in meinem Herzen regten, indem mein beleidigter Thales die Stadt verließ, so lobe ich doch, wenn ich seinen Entschluß genauer überlege, seine Wahl, und preise den Einsiedler, indem ich den Freund bedaure, der sich entschließt, fern von der Stadt und vom Laster, auf entlegenen Feldern eine reine Luft zu schöpfen. Denn wer würde nicht lieber das elendeste Dorf, oder die ödesten Felder bewohnen, als diese volle und gedrängte Stadt? Dort reißt kein plötzlicher Tod Menschen hinweg: sondern alle, die der Hunger verschonet, sterben vor Alter; hier aber verschwören sich Bosheit, und Räuberey und Zufall zusammen, und bald wütet der zusammengelaufene Pöbel, bald ein Feuer. Unbarmherzige Strassenräuber verstecken sich hier im Hinterhalte. Geschäfftige Betrüger streifen hier nach Beute umher; fallende Häuser donnern über unsern Häuptern, und ein weibischer Atheist schwäzet uns hier zu todt.

Indem Thales den Kahn erwartete, welcher den kleinen Rest seines zerstreuten Reichthums

einnehmen sollte; stand er an dem Ufer der Elbe stumm, und in Gedanken, und sah das Dorf an, wo ehemals*) **Grotius** auf seiner Flucht eine kurze Zuflucht fand. Diese Erinnerung brachte ihn auf sein eigenes Schicksal zurück, er wandte seine zornigen Augen auf die Stadt, die er verließ, und sprach noch also:

Weil in diesen ausgearteten Tagen Verdienste sogar den geringen Lohn eines bloßen Lobes nicht erhalten; weil in diesen verwünschten Mauern, die dem Laster und der Gewinnsucht geweiht sind, unbelohnte Wissenschaft vergebens arbeitet; weil die Hoffnung mich nur hinhält, um mein Unglück zu verdoppeln, und jeder Augenblick das Wenige, was ich habe, noch vermindert: so gieb mir, o Himmel! da noch kein Stab meine sichere Schritte unterstützen darf, und das Blut noch lebendig in meinen Adern fließt, einen glücklichern Ort, wo Rechtschaffenheit und Vernunft keine Schande sind. Zeige mir ein angenehmes Ufer, das grüne Weiden beschatten, ein ruhiges Thal, welches die Natur mit Blumen bemalet, wo irgend ein Eremit vormals seine Ruhe fand, und sicher in der Armuth seinen Feinden Troß bot. Zeige mir einen verborgenen Aufenthalt.

Laß

*) Man will, daß sich Hugo Grotius eine Zeitlang in einem Dorfe an der Elbe, Dockenhuden, aufgehalten haben soll.

Laß hier den Catulus leben, den Catulus verſteht die Kunſt, hier zu leben; laß hier diejenigen herrſchen, welche Schwarz in Weiß zu verwandeln wiſſen, welche die Rechte der Tugend, und ihr Lob für Geld verkaufen, und für Räuber öffentlich das Wort führen, mit ſklaviſchen Regeln die vergiftete Jugend anſtecken, und der Lügen den Schwur der Wahrheit leihen können.

Laß dieſe Palläſte bauen, Landgüter kaufen, eine Ausgabe nach der andern ſammeln, oder eine Lotterie pachten, mit verſchnittenen Sängern die Schaubühne anfüllen, und eine gedankenloſe Welt mit Spielen einſchläfern. Ihr Helden fahrt fort! Was für Gränzen ſollen euren Ehrgeiz einſchränken, was für ein Zaum ſoll euren Durſt, nach Gewalt und Gold aufhalten? Seht, die rebelliſche Tugend iſt überwunden; ſeht, unſere Ehre, unſere Reichthümer, unſer Leben gehören euch!

Solchen giebt der Himmel die Beute eines ſeufzenden Volkes preis, wenn öffentliche Laſter ſeinen Zorn entflammen; aber was für eine Hoffnung bleibt mir übrig, der ich vor einem Diebſtahle erſchrecke, und vor einem Meineide roth werde? Mir, der ich ohne Ueberzeugung die Vernunftlehre eines Staatsmannes höre, und über das Lob der Zeitungen einſchlaffen kann; mir, der ich einen Narren verachte, wenn er auch das Einkommen von zwanzig Gelehrten auf ei-

einem Aermel trägt, und mir umsonst Gewalt thue, über den Spaß eines Sejans zu lachen?

Andere können mit ungezwungnerm Lächeln und feinerer Kunst Grundsätze zu Schanden machen, und das Herz anstecken: sie können mit größerer Geschicklichkeit den Ton eines Verliebten anstimmen und die jungfräuliche Unschuld durch Geschenke vernichten. Diese kann man kaum hoch genug erheben, indem ich, dessen bäurische Zunge das Recht niemals zu verdrehen, oder das Unrecht zu schmücken verstand, als ein Bettler fortgestossen, und als ein Kundschafter gefürchtet, unbemerkt lebe, und unbeweint sterbe.

Denn was anders macht einen dem andern werth, als gemeinschaftliches Laster? Wer Theil an den Lastern des Orgilio nimmt, der hat Theil an seinem Vermögen. Aber ich kehre mit Verachtung mein Auge von dem glänzenden Geschenke weg, wenn mir auch die Betrügerey alles anbieten sollte, was bey dem Orgon schimmlicht wurde, und was Jokasto verschwendete; verkaufe das nicht für Gold, was das Gold niemals einkaufen kann, den ruhigen Schlaf, den unbefleckten Namen, und ein immer frohes Gewissen.

O! ihr unsre alten Väter, könntet ihr aus den Gräbern aufstehen! vergebens würdet ihr die Züge eurer edlen Einfalt und Tugend in dem Ge-

Geſichte der Kleidung, und in den Handlungen eurer jüngern Söhne ſuchen. Alle ſind ſie im gedankenloſen Müßiggange, im eitlen Putze verloren. Der Held iſt zu einem Stutzer herab verkleinert. Vernunft, Freyheit, Gottesfurcht ſind durch feinere Sitten vergangen, und eure deutſchen Söhne ſind Affen von Frankreich geworden. Ein jeder, der in ſeinem Vaterlande nicht mehr betteln, oder ſtehlen kann, ein jeder, der auf der Schaubühne ausgeziſcht, oder vom Hofe verjagt iſt, bringt ſeine Manieren, ſeine Kleidung, ſeine Staatsklugheit mit, und nähret ſich durch gefällige Liſt, von unſerer Leichtglaubigkeit. Ihr Fleiß läßt keinen Handel fahren, wobey zu gewinnen iſt; ſie ſingen, tanzen, reinigen Schuhe, und erwerben ſich ein Händeklatſchen. Alle Wiſſenſchaften beſitzen ſie, und wenn man ſie zur Hölle gehen heißt, ſo gehen ſie zur Hölle.

Für Gedichte, die frey von der Cenſur, und leer von Scham ſind, ſind alle Laſter hier ſicher, nur die verhaßte Armuth nicht. Dieſe, nur dieſe, verfolgt das ſtrenge Geſetz, dieſe, nur dieſe, bringt die Muſe in Zorn. Der vernünftige Weiſe im zerriſſenen Rock erwachet aus ſeinem Traume, und wird zum Gelächter, die ſeidenen Witzlinge ſchauen ihn mit loſen Augen an, und wenden den bunten Verächtlichen tauſendmal um. Von allem Herzeleid, das den Un-

Unglücklichen foltert, ist wahrhaftig ein spöttisches Gelächter das bitterste. Das Schicksal verwundet ein großmüthiges Herz niemals tiefer, als wenn ein Phantast durch seine Beleidigung den Pfeil schärfet.

Hat denn der Himmel den Armen zu gefallen, keine pfadlose Wüste, kein unentdecktes Ufer aufgehoben, keine unbekannte Inseln auf dem unumgränzten Meere? Laß uns geschwind einen so glücklichen Aufenthalt ausspähen, und den Stolz der Unterdrücker nicht länger erdulden!

Die traurige Wahrheit ist allenthalben bekannt: Verdienste kommen langsam auf, wenn Armuth sie niederhält; aber hier noch weit langsamer; wo alle Sklaven des Goldes, wo Blicke Waaren sind, und das Lächeln verkauft wird, wo durch Geschenke gewonnen, durch Schmeicheleyen erflehet, der Diener die Gnade seiner Herren stückweise verkaufet.

Aber höre! ein wüstes Geschrey des erschrockenen Pöbels läuft durch die Strassen, und schallet gen Himmel. Aus einem angenehmen Traume von Reichthümern, oder Macht, von einem prächtigen Pallaste, oder einem glückseligen Aufenthalte erweckt, fährst du auf, und kannst kaum mit verblendeten schmerzhaften Augen in das furchtbare Licht einer herannahenden Feuersbrunst sehen. Eile geschwind dem Schrecken zu entfliehen, und laß dein weniges Vermögen

den

den Flammen zur Beute zurück; dann durchstreiche, als ein elender Landstreicher, die Welt; denn wo kann das verhungernde Verdienst eine Heimat finden? Vergebens wirst du dein Unglück erzählen; kein einziger achtet auf deinen Kummer, und die meisten spotten desselben.

So bald ein verdienter Donnerkeil vom Himmel die Reichthümer des Orgilio in den Staub, und seinen flammenden Pallast in die Asche leget, so fliegt das traurige Gerüchte augenblicklich über das Land, und eine öffentliche Trauer versöhnet den Himmel, der Schwarm der Poeten erzählet in knechtischen Versen, wie sehr die Tugend mit dem Schicksale kämpfen muß. Sieh, indem er bauet, die frohen Vasallen herzukommen, und mit plötzlichen Reichthümern den aufsteigenden Pallast anfüllen, und seine Schätze größer machen, als sie vorher waren. Nun sieht Orgilio aus allen Pfennigen der Großen im Lande den polirten Marmor, und das schimmernde Kupferdach fertig stehen, und verdient bald von dem zornigen Himmel eine zweyte Feuersbrunst.

Könntest du diese prächtigen Spaziergänge und die Schauspiele hier mit dem Ufer eines kleinen unbekannten Baches vertauschen; so könntest du noch wohl einen frohen Aufenthalt finden, und dort eine angenehme Aussicht über das lachende Land haben; könntest deine Schattengänge beschneiden, deine Blumen begießen,

deine Bäche leiten, und deine Lauben flechten, und indem deine Gartenfelder eine wohlfeile Mahlzeit tragen, die kostbaren Gerichte eines feilen Herzens verachten. Da erklinget jedwedes Gebüsche von der Musik der Natur; da bringt jeder Westwind Gesundheit auf seinen Flügeln mit; in allen deinen Stunden wird die Sicherheit dich da anlachen, und am Abende auf deinem Spaziergange, am Morgen bey der Arbeit beglücken.

Aber bereite dich zum Tode, wenn du hier in der Nacht umhergehest, und mache dein Testament, ehe du außer deinem Hause speisest! Ein auffahrender Narr, der durch einen neuen Titel eitel geworden ist, und so lange auf Nesseln schläft, bis er seinen Mann getödtet hat; ein Betrunkener, der von einem Schmause daher schwanket, suchet Händel an dir, und ersticht dich zum Spaß. Doch auch diese Helden, die sich über Schaden freuen, diese Herren der Straßen, und das Schrecken der Wege, so rasend sie auch durch Thorheit, Jugend und Wein sind, bleiben doch mit ihren Beleidigungen nur bey dem Armen stehen; so bald sie eine große Laterne erblicken, so fliehen sie vor dem glänzenden Gefolge und vor der goldenen Kutsche.

Vergebens verschließest du, wenn diese Gefahr vorüber ist, deine Thür, und hoffest die balsamische Ruhe des Schlafes. Der mitter-

nächt-

nächtliche Mörder, den Sünde grauſam, und Verzweiflung verwegen macht, ſprengt das ungetreue Schloß, greift dich in den der ſtillen Ruhe geheiligten Stunden an, und pflanzet ungeſehen einen Dolch in die Bruſt. Glücklich waren die Tage unter unſern Vätern, wo ein einziges Gefängniß noch die Böſewichter einer ganzen Nation faſſen konnte! Da hielt noch die edle Gerechtigkeit, die man ohne Rang verehrte, die Wage beſtändig in die Höhe, und ſenkte das Schwert; man hielt keine Wächter, man kannte keine ſolche Menge von Richtern und Stadtbedienten. Glückliches Alter! Aber ach! wie unterſchieden iſt es von dem unſrigen!

Ich könnte noch vielmehr ſagen! — Aber ſieh, der Kahn nähert ſich, die Flut läuft ab, und rufet mich von dem Lande. Lebe wohl! — Wenn du Jugend, Geſundheit und Vermögen zugeſetzet haſt, und wenn du in jenem einſamen Dorfe deine Zuflucht ſucheſt; wenn du, wie ich, der Thorheiten und der Laſter überdrüßig biſt, und die folgende Welt durch bittere Straflehren der jetzigen warneſt; dann wird dein Freund noch einmal ſeinen Zorn für die Sache der Tugend auslaſſen, und du ſollſt der Welt erzählen, was er ſprach.

Nach dieſen Worten verließ er mich, der ich ihn ans Ufer begleitet hatte: und wir, o! Freund, ſage, was ſollen wir thun? Vielleicht

 wer-

werden wir seinem Beyspiele folgen, wenn wir aufhören über Thoren zu lachen, und wenn das herannahende Alter alles in Verdruß verwandelt. Doch so lange wollen wir uns den Aufenthalt in Städten durch Satyren erträglich machen.

XIX. Brief.

XIX. Brief.

Kleonikus an den Silvio.

Den Verführern deiner Jugend, Silvio, ist der Kunstgriff geglückt, dich aus den Armen deines zärtlichen Freundes zu reißen, und Feindschaft unter uns zu erregen. Ihre niedrigen Schmeicheleyen haben nun eine völlige Tyranney über dein Herz gewonnen. Du wurdest der redlichen Ermahnungen müde, womit ich dich beständig vor den Wegen des Lasters warnete, und folgst nun deinen Begierden ohne Zwang, wie ein muthiges Roß, das ohne Reiter, zügellos die Gefilde durchstreicht. Wie sich ein bekümmerter Vater bemühet, seinen Sohn aus dem gewaltsamen Strome herauszureißen, der ihn unvorsichtig ergriff; so habe ich mich bemühet, dich aus dem Schwarme dieser elenden Jünglinge zu ziehen, die dich mit sich fort in ein unausbleibliches Verderben schleppen; aber vergebens. Schon lange hast du mich mit Widerwillen gehört, und meine besorgte Zärtlichkeit mit Kaltsinnigkeit beantwortet. Jetzo bin ich in deinen Augen ein Feind deiner Glückseligkeit, der dir das Vergnügen mißgönnet, wozu deine Jahre, wie du glaubest, dich

berechtigen. Du entziehest dich meiner Gesellschaft, und belohnest meine uneigennützige Sorge für dich mit Verachtung. Ich will mich nicht über diese Undankbarkeit beklagen; nein, dein Herz ist zu edel, wenn es sich seblst gelassen wäre einen Freund zu beleidigen, der alle Bemühungen seiner Freundschaft, alle seine zärtliche Sorge für dich genugsam belohnet schätzen würde, wenn er dich nur so glücklich machen könnte, als du seyn könntest, wenn du dein Herz nach dem schönen Bilde deines Vaters bilden ließest. Aber Wollüstlinge reißen mir meinen geliebten Pflegsohn aus den Armen, und werden ihn endlich so elend machen, als sie selbst sind! Ach! mein geliebter Silvio, sage, womit hat dein redlicher Freund deine Feindschaft verdienet? Womit diese Verachtung? Du willst mich als den Freund deines Vates verehren, und mein Leben mir angenehm und ruhig machen; „Doch verschone „mich, sagest du, mit den ernsthaften Ermah„nungen.„ O! war dieses deine eigene Sprache, redete hier dein Herz, oder sagtest du nur nach, was deine Verführer dir eingegeben hatten? Als den Freund deines Vaters willst du mich verehren? — Nicht mehr als den deinen? Hast du bessere Freunde gefunden, die edler handeln, und zärtlicher lieben? Soll deine Freundschaft nichts mehr, als ein Vermächtniß von deinem würdigen Vater seyn? — Auch so ist mir diese Freundschaft schätzbar; als ein heiliges Andenken deines gütigen

Va=

Vaters, den dir der Himmel zu frühe entriß! Aber wenn dein Herz nicht mehr Theil an dieser Freundschaft nimmt, so höre nur auf mir wohl zu thun. Ich sage dich von Verbindlichkeit los, die mein sterbender Freund dir auferlegte, und die du so willig übernahmest; ich sage dich los von dem Versprechen, daß du von deinen väterlichen Mitteln mein künftiges Alter unterstützen wolltest. Ich mag nicht Gaben, welche die Redlichkeit, und eine uneigennützige Freundschaft in Verdacht setzen. Ohne dein Herz mag ich deine Hülfe nicht: und ich sage dir, Silvio, erwarte nimmer von mir, daß ich dir schmeichle.

Wie! ich sollte dich den Leidenschaften deiner Jugend, ich sollte dich den Klauen deiner Verführer überlassen, nicht mehr dein Freund, dein Rathgeber seyn, ich sollte, um mir das Leben bequemer zu machen, die wichtigsten Wahrheiten vor dir verbergen, und mit Gefälligkeit den Ausschweifungen zusehen, wozu dich niederträchtige Schmeichler verleiten? — Ich sollte zusehen, und schweigen, wenn du deinem Verderben in die Arme eilest, ohne dich mit Gewalt zurück zu reißen? Ich sollte Wohlthaten von deiner Jugend annehmen, und von deinem elenden Alter Vorwürfe und den Fluch erwarten? Nein, Silvio, wenn die Ermahnungen eines redlichen Freundes dir Verfolgungen dünken: so will es meine Freundschaft, daß ich dich ewig verfolge. Meine Bitten, meine Vorstellungen, meine Vorwürfe, meine

Thränen, werden dir in den Armen der Wollust nimmer Ruhe lassen. Deinem sterbenden Vater habe ich bey den redlichen Thränen, die ich in seiner letzten Umarmung vergoß, diese Sorge für dich geschworen. Kein Lebendiger kann mich von dem Eide lossagen, den ich einem Todten geschworen habe: und das Auge Gottes, das vom Himmel herunter auf unsere Handlungen sieht, wird Zeuge seyn, wenn wir uns nach diesem kindischen Leben wieder sehen, wie ich mein Versprechen gehalten habe! — Es wird auch Zeuge seyn, wie du das Deinige hieltest!

Deine Verführer überreden dich, daß ich blos aus Eigennutz deine Freundschaft suche; du glaubest ihnen, und hoffest meine Sorge von dir zu entfernen, wenn du meinen vermeinten Eigennutz befriedigst. Ich verzeihe dir diese Beleidigung; sie kränket mich nicht wegen meiner selbst, sie kränket mich deinetwegen. Eine edle Seele, die sich ihrer Unschuld bewußt ist, ist zu groß, sich über Beleidigungen zu bekümmern. Alles, was sie kann, ist, daß sie den bedauret, der fähig war, zu beleidigen, und daß sie es versuchet, ihm seinen Irrthum zu offenbaren. Dieses bin ich dir schuldig, ob ich gleich meinetwegen schweigen, und dich in deinem Irrthume lassen könnte: denn wisse, Silvio, unsere wahre Ehre hängt nicht von den Meynungen anderer in Ansehung unserer Tugend ab. Wenn wir uns redlicher Handlungen bewußt sind, so wird uns das allgemeine Gerüchte

nicht lasterhaft machen. Wir haben den falschen Zeugnissen einer ganzen Welt stärkere Zeugnisse entgegen zu stellen; das Zeugniß unsers Gewissens, aller Unsichtbaren, die um uns schweben; gegen Sterbliche können wir uns auf die Unsterblichen berufen, gegen die Welt auf ihren Schöpfer. Aber dein Irrthum könnte ein Schritt zu deinem Unglücke werden; er könnte dir den verhaßt machen, der mit einem wahrhaften Eifer einer uneigennützigen Freundschaft für dein Glück bekümmert ist, der dich als ein Freund liebet, und nur wünschet dich so glücklich zu sehen, als allein die Tugend den Erben einer Unsterblichkeit in diesem Insektenleben machen kann. Er könnte dich deinen Feinden, (denn das sind diejenigen, die sich deine Freunde nennen) in die Hände liefern, und durch Hülfe ihrer schmeichelhaften Lockungen in Schande und Verderben stürzen. Höre demnach meine Rechtfertigung, und untersuche sie unpartheyisch mit aller Sorgfalt: denn ich schwöre es dir bey der heiligen Asche deines Vaters, es ist eine Sache von der höchsten Wichtigkeit für dich, und zwar für dich allein, daß du wissest, wer von uns, deine neuen Freunde, oder ich, aus Eigennutz oder aus Freundschaft handeln.

Der Himmel hat mir kein ansehnliches Vermögen gegeben; aber eine genugsame Zufriedenheit, die allen Ueberfluß unnöthig macht, Liebe zur Tugend, Erfahrung, wie wenig Güter der Erde den Durst der Seele nach höherer Ruhe

und Vollkommenheit stillen, Vertrauen auf seine Güte, Geduld unter den rauhen Schicksalen der Erde, diese hat er mir gegeben, und mitten in meiner Armuth habe ich niemal so viel vermisset, als ein Reicher in seinem Ueberflusse. Wenn du jemals einen Wunsch von mir gehöret hast, den kindische Eitelkeit gebahr, oder einen Seufzer, der eine Unzufriedenheit mit meinem Schicksale verrieth; wenn ich je durch eine Klage über Mangel deine Großmuth zu erweichen gesucht habe, so nenne mich eigennützig; obgleich Seufzer in diesem Leben sehr natürlich sind, und nicht immer ein eitles, oder eigennütziges Herz verrathen. Wie leicht würde es mir geworden seyn, von deinem gütigen Vater, wie leicht, selbst von dir alles zu erhalten, was ich nur wünschen konnte! Ein einziger Seufzer würde mich in den Besitz eines Vermögens gesetzet haben, das für meine Mäßigkeit Ueberfluß gewesen seyn würde. Aber der Ueberfluß ist der Tugend gefährlich; Trägheit und Muße sind seine ersten Töchter. Ueberfluß gebieret selten Ruhe und Zufriedenheit; Durst gebieret er, wie der Wein, wenn er durch Ueberfluß berauschet hat. Wenn ich mir bey deinem Vater, wenn ich mir bey dir selbst, angebotene Güte verbat: so siehest du hier den Grund davon.

Glaubest du, daß ich seit der Zeit meine Grundsätze von einem beglückten Leben verändert habe? — O! die Erfahrung der Jahre, Silvio,

hat mich noch mehr überzeuget, daß sie richtig waren! meine Haare beginnen grau zu werden, und ich hoffe nicht, daß ich als ein Greis wieder in die Jahre der Kindheit zurückkehren werde. Für Kinder ist es in einer Welt, worinn sie noch so wenig kennen, alles zu begehren, was sie sehen. Greise kennen diese Dinge, die Kinder begehren, und wissen, daß es Spiele für Kinder sind, die nur einen Tag vergnügen. Sie wenden dem Vergnügen des Lebens schon den Rücken, und sehen auf das Grab hinaus, das vor ihnen liegt. Sollte ich meine Jahre noch mit neuen Sorgen beladen, und so thöricht seyn, zu glauben, daß ich noch Zufriedenheit in Gütern finden würde, die ich bald verlassen muß? Sage mir, was bedarf ich? Nichts, als was ich wünsche; nicht das, was ich nicht habe. Mein Fleiß erwirbt das, was die mäßige Natur fodert. Wenn du meine Lebensart kennest: so mußt du wissen, daß ich Unmäßigkeit hasse; du mußt es wissen, daß ich uneigennützig bin. Aber ich will dich unwidersprechlich überzeugen. Wenn ich auf meinen Vortheil dächte, würde ich dich durch Wahrheiten erzürnen, oder würde ich dir schmeicheln? Schmeichler sind eigennützig; sie verkaufen jedes Lob, das sie zu verschwenden scheinen. Sie leben von der Eitelkeit der Thoren, und sättigen ihre Unmäßigkeit durch theuer verkaufte Lügen. Sie schlingen sich um den unbedachtsamen Reichen, um zu seinem Scha-

den empor zu wachsen; wie der kriechende Epheu um junge Ulmen sich ausbreitet, und mit seinem Schatten oft den Baum erstickt, woran er aufwuchs. Ach! kennest du gar kein Beyspiel, das dir dieses Gleichniß erklären könnte? Wie befürchte ich, Silvio, ach! wie befürchte ich, daß du selbst die Menge derselben vergrößern wirst!

Aber was befürchtest du von einem Mann, der Herz genug hat, dir unangenehme Wahrheiten zu sagen? Wahrhaftigkeit ist eine der größten Tugenden; und ohne Tugend hat keine Freundschaft statt. Verlangst du denn von deinem Freunde, daß er ein Lügner sey? und kannst du den für keinen Lügner halten, der Unverschämtheit genug besitzt, wider dein eignes Gewissen zu zeugen? Ich kenne dein Herz, liebster Silvio; es ist von Natur edel, großmüthig und tugendhaft. Die Empfindungen der Tugend, die dir die Natur gab, und die heiligen Grundsätze, wodurch dein Vater sie stärkte, sind noch nicht bey dir wieder verlöscht. Sey aufrichtig, wenigstens gegen dich selbst, ich beschwöre dich bey deiner Glückseligkeit, die blos von dem Zeugnisse eines richtigen Gewissens abhängt; sage dir es selbst: haben diese Verräther, die um dich kriechen, dein Gewissen nicht oftmals mit frecher Stirn Lügen gestraft? Wenn sie dich in die Rosenlauben der Wollust führten,

wo dich, in dem weichen Arme an dem Busen einer Phryne, Bacchus und die Liebe berauschte; sage, bestrafte nicht eine tödtliche Unruhe, die warnende Stimme der Vernunft, die Wollust der vorigen Stunde? Aber welch ein Thor warest du in den Augen deiner Freunde, daß du Gewissen hattest! Sie lachten deiner Schwachheit, sie vertheidigten gegen deine eigene Empfindung, gegen die deutliche, heilige Stimme deines Gewissens, gegen dieses Orakel der Gottheit in unserm eigenen Herzen, (denn das ist das Gewissen, wenn es Laster bestraft) gegen die Stimme der Natur, gegen alles, was Wahrheit ist, die Sünde. — Sage mir, geliebter Silvio, sage mir, was ist Lüge, wenn Vertheidigung der Laster, wenn Reden wider unser empörtes Gewissen, gegen die Gesetze, die Natur, die Gottheit nicht Lügen sind? Was sagest du von diesen Freunden, die so frech alles, was heilig ist, alle offenbare Wahrheit unter die Füße treten? Was sind sie? Kannst du noch zweifeln, sie unter allen Schmeichlern, die schändlichsten zu nennen? Schmeichler, die wider unser und wider ihr eigenes Gewissen lügen? Die kein Laster zugeben wollen, und Tugend zu Träumereyen machen, nur damit sie jede unserer Handlungen mit Lobsprüchen erheben können?

Und von der Art sind deine Freunde — was entheilige ich diesen ehrwürdigen Namen, indem ich Verführer Freunde nenne? Mörder sind sie,

sträflichere Mörder, als diejenigen, die in Gebüschen verstecket auf den sichern Wanderer lauren, ihn ergreifen, erwürgen und plündern. Die öffentlichen Gesetze haben keine Strafe für diese Art von Straßenräubern bestimmt; denn der Himmel hat sie zu einem ernsthaftern Gerichte ersehen! Was sollten wir wohl für Strafen ersinnen können, die ein Verhältniß gegen ihr Verbrechen haben? Keine Silvio! Der Todtschläger kann mit seinem Blute bezahlen. Aber Seelen tödten, die Unschuld aus dem Schooße der Tugend und der Ruhe in die Tiefe der Laster hinabstürzen, und ihre Glückseligkeit dies- und jenseits des Lebens zerstören, ist Verbrechen, welches Blut nicht büßen kann; ist Mord, der noch nach dem Tode dauret.

Nun kennest du deine Freunde; bebe vor ihrer Umarmung, und eröffne endlich am Rande des Abgrundes, woran sie dich schon gestellt haben, die Augen, um deine verlarvten Mörder zu kennen. Jedes Lob, das sie dir sagen, jede angenehme Schmeicheley ist eine Lüge, die Almosen von deiner Eitelkeit bettelt; eine güldene Kette, worinn sie dich fesseln, um dich nach Gefallen zu plündern. Ihrentwegen werden sie dir das Leben angenehm machen, um es selbst besser zu genießen, als du. Sie werden deine Güter verschlingen, dich vergessen, deinem Elende überlassen, wenn du arm bist, und auf neuen Raub sinnen; gleich der Spinne, die von den Lebens-

säften der Fliege schwillt, und den blutlosen Körper, der sie gesättiget hat, aus ihrem Gewebe stößt, und eine andere Beute belauret.

Wenn dir deine Vernunft saget, daß ich Wahrheit rede; so denke nach, wer dein würdiger Freund seyn kann? Kann es wohl der seyn, der dich auf einer gefährlichen Bahn in gewisses Verderben führet? Ach Silvio, kannst du wohl Menschenliebe von dem erwarten, der bey der Gefahr eines andern nicht zittert? oder von dem Freundschaft, der dich ruhig in dein Verderben sinken sieht? Nein, bey dem Himmel, vor dessen Auge ich deinem Vater geschworen, dich in den Jahren zu bewachen, wo du in und außer dir zu mächtige Feinde deiner Glückseligkeit hast, bey dem sey der Schwur wiederholet, ich kann dich nicht verlassen! Mit Gewalt werde ich dich von dem Abgrunde zurückreißen, wenn die Bitte, die Thränen, die redlichsten Ermahnungen gegen die Gewalt der Verführer zu unmächtig sind. Mit Ernst und Härte werde ich mit dir reden, wenn die sanfte Stimme der Liebe zu schwach wird. Schande und Armuth, Tod und Ewigkeit will ich dir in den Weg stellen, wenn du zügellos auf der Straße des Verderbens fortrennest. Und wenn du nur einen Augenblick nachdenken willst, so soll mich deine Vernunft bey dir rechtfertigen.

Ich weiß es, Silvio, die Wahrheit ist unangenehm, so oft wir fühlen, daß sie uns bestraft.

Aber ich frage dich, ist sie deswegen minder Wahrheit? Und kann ich das Wesen der Dinge verändern? Laster sind die Quelle der Schande, und des Unglückes: wenn der Himmel diese Wahrheit umstossen kann, so sollst du mich Lügen strafen; so will ich aufhören, dich zur Tugend zu ermahnen. Aber sie ist so gewiß, und so ewig Wahrheit, als Gott ewig ist. Sage, wenn du dieses glaubest, wie soll ich dir wohl mit Träumen von einer Glückseligkeit in den Armen der Wollüste schmeicheln? Was kann ein Engel dir angenehmes sagen, Silvio, wenn du ohne Tugend lebest? Was für Lobsprüche kann er sagen, wenn du lasterhaft handelst, was für Hoffnung einer wahren zukünftigen Ruhe kann e dir machen? — Oder verlangst du, daß ich dich mit deinen eigenen Wissen betriegen soll? Sieh, so sehr bin ich gezwungen, dir etwas unangenehmes zu sagen, so oft du nicht so handelst, als du solltest, wenn ich den Namen eines Redlichen, und eines Freundes verdienen will. Ich berufe mich deswegen auf den Ausspruch deines künftigen Alters. O! wie wirst du, künftiger Greis, meine Asche segnen, wenn du alles Glück, alle Ruhe geniessest, die aus der Tugend quillt, und dann glaubest, daß ich an deinem Herzen nicht ohne Nutzen gearbeitet habe? Wie wirst du mich segnen, und dem Freunde noch im Grabe eine dankbare Thräne weinen!

Der Redliche zeigt mehr, als gemeine Freundschaft, der uns unsere Fehler entdeckt. Eine wahrhafte Liebe muß ihn beseelen; unsere Glückseligkeit muß der Gegenstand seiner Wünsche seyn. Wer aufrichtig genug ist, uns unsere Schwachheiten zu entdecken, der verdienet erst Glauben, wenn er unsere bessern Handlungen lobet. Er verdienet allein unser Vertrauen; er allein ist unser wahrhafter Freund. Solche Freunde, o Silvio, wirst du selten finden. Freunde, die der Eigennutz beherrschet, werden dir in allem gefällig seyn; sie werden sich deiner Schwachheit zu ihrem Vortheile bedienen, deine sträflichen Neigungen unterhalten, stärken und eilen, sie zu befriedigen. Von dem berauschenden Becher des **Bacchus** werden sie dich in die Arme der **Venus** führen. Sie werden deine Vertheidiger wider deine eigene Vernunft seyn, bis sie dich so lasterhaft machen, als sie selbst sind. Denn von deinen Thorheiten müßen sie leben, wie der Wurm vom Schlamme und Unrath. Aber der rechtschaffene Freund achtet nicht die Gefahr, dich zu erzürnen, wenn deine Glückseligkeit durch deine Fehler in Gefahr steht. Er vergißt seinen eignen Vortheil, um dich zu retten; fest ergreift er dich, wenn du von seiner Seite von dem engen Wege der Tugend, und Glückseligkeit hinabstürzen willst, wenn dich auch die Gewalt, womit er dich ergreift, schmerzen sollte. Wenn du von dem Ufer in den vorüberbrausenden Strom gestürzet wärest,

würdest du den nicht als deinen Freund umarmen, der dich herausgezogen; und sollte er dich auch bey den Haaren ergriffen, und dem Tode entrissen haben? O! es wäre thöricht, dich über Gewalt und Schmerz zu beklagen, wenn dir diese schmerzhafte Gewalt allein das Leben erhalten könnte, das wäre thöricht und undankbar!

Das saget dir deine eigene Vernunft; aber glaubest du denn nicht, daß Glückseligkeit mehr werth ist, als das Leben? Was ist Leben ohne Glückseligkeit? — Eine fortdaurende Plage, eine Qual, aus welcher die Verzweiflung tausend in die Arme des Todes gestürzet hat, die den Tod noch für ein Glück hielten. Doch dieses glaubest du leicht, aber was Glückseligkeit sey, darinn sind unsere Begriffe vielleicht unterschieden, Silvio. Vormals zittertest du vor der Unseligkeit, die aus dem Laster entspringt. Könntest du dich nur noch der himmlischen Beruhigung erinnern, die deine noch unschuldige Seele in dem Bewußtseyn ihrer Tugend genoß; so würdest du den Unterschied unter diesem und deinem jetzigen unruhigen Zustande empfinden. Ein beständiger Rausch umnebelt jetzo deinen müßigen Verstand; wollen, begehren und genießen wechselt bey dir ab: dein Herz ist niemals ruhig; in der Einsamkeit bist du dir unerträglich; denn da will deine Vernunft reden, diese Vernunft, die dir eben so beschwerlich ist, als dein redlicher Freund. Daher suchst du das Geräusch, und schwärmende

Freu-

Freuden, um die Gedanken zu zerstreuen, die dich peinigen. Du hast nicht Herz, dich der Handlungen des vorigen Tages noch einmal zu erinnern, und liegst beständig mit dir selbst in einem tödtlichen Kampfe. Unangenehme Erinnerungen mit Reue, Scham und Sorgen begleitet, verjagen den Schlaf von deinen Augen. —— Ach Silvio, ist dieses nicht dein wahrer Zustand? Belüge dich selbst nicht, und laß dir dein eignes Bewußtseyn sagen, ob ich wahr rede! Wofern ich deinen Zustand recht getroffen habe; so sage mir doch, wie kannst du glauben, daß man im Schooße der Laster glückselig seyn könne? Eben so leicht kannst du behaupten, daß Ruhe in der Hölle wohne.

O wie gern wollte ich dir diese selige Ruhe wieder zurück geben, worinn du dich vormals so glücklich fühltest! Erkenne es doch endlich, Silvio, daß ich ein Freund deiner Glückseligkeit bin. Sieh doch ein, daß diese Elenden, die sich deine Freunde nennen, dich schon zu sehr verwundet haben, und kehre in die offenen Arme eines alten Freundes zurück, der dich mit Thränen der Freude und der Zärtlichkeit empfangen wird! Sie reißen dich von meinem Herzen hinweg, diese Räuber, und machen dich zugleich unglücklich, und undankbar gegen deinen redlichen Freund. Ich verlange nichts, als dein Herz, als deine Glückseligkeit, bey der ewigen Gerechtigkeit, deren Auge die Gedanken und Empfindungen der Seele lieset, nichts, als deine Glückseligkeit wünsche ich fest zu gründen,

den, ehe ich dieses Leben verlasse, und jenseits des Grabes deinen seligen Vater umarme. Entreisse dich den Klauen deiner Verführer und Räuber. Und wenn dich die Ermahnungen eines Freundes nicht rühren: so erinnere dich an den Fluch deines sterbenden Vaters. Er wird dich treffen, wenn du seine Asche im Grabe beschimpfest; der Segen tugendhafter Aeltern bringt Glückseligkeit über ihre Nachwelt, aber ihr Fluch rufet Weh über sie.

XX. Brief.

XX. Brief.

Geli an den Silvi.

Wenn du noch durch Warnung, und durch die Bewegungsgründe, welche schreckliche Exempel lehren, von deinem Verderben zu retten bist: so beschwöre ich dich, mein geliebter Silvi, bey unserer brüderlichen Liebe, und bey dem Unglücke, worinn ich mich befinde, stehe auf dem Wege still, den wir zusammen wandelten! Mein Beyspiel ist erschrecklich; und ich weiß nicht Worte zu finden, dir meinen Abscheu für meinen Handlungen, und die Furcht auszudrücken, die ich deinetwegen empfinde. Ach! Silvi, du bist auf demselben Wege, der mich ins Verderben geführet hat; wie wünsche ich, wenigstens dich von dem Unglücke zurückzuhalten, wovon ich mich selbst nicht mehr zu retten weiß. Vielleicht habe ich nur noch einige Stunden zu leben; wenigstens nur noch wenige Stunden, worinn ich meiner Freyheit genießen, und mein brüderliches Herz vor dir ausgießen kann. Laß mich diese Augenblicke dazu anwenden, daß ich versuche, meinen Bruder zu erhalten, den ich vielleicht verführet habe, und laß mich ein schandenvolles Leben wenigstens mit einer Handlung beschließen, die eines Tugendhaften würdig wäre. Diese Erinnerung wird ein mächtiger Trost für

mich

mich im Sterben seyn. Ach! wenn du meine Ermahnung hörtest, mein liebster Silvi, was für eine Beruhigung für mich im Tode würde es seyn, wenn ich mir noch einer tugendhaften Handlung bewußt wäre, da mein übriges Leben ein Zusammenhang von Lastern ist!

Ach! Silvi, ich wußte nicht, daß ich so lasterhaft war, als ich mich jeẓo finde! Meine Leichtsinnigkeit war zu groß, den Werth der Handlungen zu unterscheiden, und richtig zu wählen. Ich schmeichelte mir; da die menschliche Natur keiner Vollkommenheit fähig ist, daß ein Fehler gleichgültig sey, und Laster schienen mir oftmals nur Fehler zu seyn. Wie hat der Stand, worinn ich mich jeẓo befinde, da ich vom Grabe aus auf meine Handlungen zurücksehe, alles dieses verändert! Ich sehe auf eine Kette von Lastern hinaus, wie eines aus dem andern fließt! Ein Fehler, mein Bruder, macht den andern nothwendig; und das geringste Vergehen, welches anfangs so unbedeutend zu seyn scheint, führet endlich unvermerkt zu Bosheiten, wobey wir erstaunen, wie wir sie begehen können!

Du weißt es, daß das Herz deines Bruders nicht boshaft, daß es zärtlich, mitleidig, menschenliebend war: solltest du wohl glauben, daß ich einen Mord begehen könnte? Sieh die Tücke des Lasters, wie es uns mit Gewalt, gleich einem Strom, ins Verderben hinabreißt, wenn

wir ihm einmal nur eine Hand gereichet haben. — Ja, mein Silvi, ich, dein zärtlicher Bruder, ich, der so oft erstaunte, wie Menschen Menschen beleidigen können! Ich, der niemals den Elenden weder Thränen noch Hülfe versagte, ich bin jetzo derjenige, den ich sonst verfluchte, ein Beleidiger, ein Mörder! — Ach ich kann ohne Schauer nicht an mich denken, und ich verfluche die Leichtsinnigkeit, die mich zu dem ersten Fehler verleitete.

Erinnere dich unserer vorigen Lebensart: sie war ohne Bosheit; aber voll Fehler, und in diesen Fehlern lag schon die künftige Bosheit verborgen. Wir erlaubten uns eine freye Lebensart, und der Umgang mit Wollüstlingen gewöhnte uns, Fehler mit Gleichgültigkeit zu begehen. Anfänglich redete noch in uns eine Stimme, der wir oft gehorchten; das erste Vergehen geschah nicht ohne Reue, und Scham! Aber bald schwieg diese Stimme, oder wenn sie redete, so merkten wir weniger auf ihre Bestrafung. Unvermerkt wurde unser Herz empfindungsloser; und wir fehlten, ohne zu erröthen. Die Wohllust zog uns in ihre Arme; und wir, die wir sonst so gewissenhaft waren, niemanden zu beleidigen, wir hielten es bald für keine Beleidigung, die Unschuld zu verführen.

Also nahte ich mich der höchsten Stufe des Lasters, und zugleich meinem Verderben. Erst verführet, dann selbst Verführer, gieng ich aus-

den

den Armen einer Lais, die sich selbst feil bot, zu einer Unschuldigen, die ich betrog. Ach! Bosheit genug, wenigstens hier hätte ich still stehen sollen. Die Unschuld verführen ist wahrhafter Mord. — Aber die heiligsten Bande hielten mich nun nicht mehr zurück. Ich entheiligte die Verbindungen, die mir Ehrfurcht hätten erwecken sollen, und stieß einem Freunde den Dolch ins Herz, dessen Geliebte ich entehret hatte. — O! ich verfluche meine unselige Liebe und die Stunde, wo sie anfieng! Wenn diese erste Regung sich noch entschuldigen ließe; so könnte das eine geringe Entschuldigung für mich seyn, daß ich verführet wurde! — Aber nein, ich fühle, daß mein Herz diese Entschuldigung verwirft, und mich mit den grausamsten Vorwürfen anklagt! — Ach! mein Zenio, mein Freund, mein Wohlthäter, wie quälest du mich! Wie erschrecklich ist mir die Vorstellung, dich erst in die Seele verwundet, und hernach von der Hand deines Freundes im Blute schwimmen zu sehen! War das dein Freund? — Was hätte dein Feind thun können.

Höre die traurige Geschichte, mein Silvi; und wenn du schauderst, so fürchte, daß du eben so unglücklich seyn kannst, als dein Bruder! Eben so unglücklich, sagte ich! — Eben so lasterhaft, sollte ich sagen! — eine strafbare, Liebe kam den Lockungen einer buhlerischen Syrene zu Hülfe, um mich in die Verzweiflung

zu stürzen, worinn ich mich jetzo befinde. Zenio liebte mich; und unsere Freundschaft wurde eine der zärtlichsten. Er hat mich mit Wohlthaten überhäuft, ich habe ihm mit Beleidigungen vergolten. Ich besuchte ihn täglich, und die Stunden, wo er mich nicht sahe, waren beynahe freudenleer für ihn. Vielleicht war ich, nach seiner schönen Gemahlinn, der angenehmste Gegenstand, den er um sich haben konnte. Er liebte sie innig, und schmeichelte sich, eben so zärtlich und getreu von ihr geliebet zu seyn. Wir wurden bekannt, und ich hatte oft Gelegenheit, **Cephanen** allein zu sprechen; weil ihr redlicher Gemahl sich auf ihre Liebe, und auf die Tugend seines Freundes gänzlich verließ. Ich merkte bald, daß Cephane vertraulicher war, wenn wir uns außer der Gesellschaft des Zenio befanden; und diese Entdeckung machte mir ein geheimes Vergnügen; — Ach! ich hätte dieses Vergnügen verfluchen sollen! — **Cephane** sandte oft zu mir, wenn ihr Gemahl abwesend war, und ich ergriff diese Gelegenheiten, wodurch meine sträfliche Liebe immer heftiger wurde. Vielleicht merkte Zenio unsern unerlaubten Umgang. Die Liebe gegen seine Gemahlin, die er so schlecht vergolten glaubte, und seine Freundschaft gegen mich, die ich durch die empfindlichste Beschimpfung erwiederte, brachten ihn zur Eifersucht auf. Doch wollte er keiner blinden Muthmaßung folgen; und um allen Verdacht von sich zu entfernen, und um

seine

seine geliebte Cephane nicht zu beleidigen, wenn er sich irren sollte, rief er mich allein. Mein Freund, sagte er, indem er mich umarmte, der Himmel weiß es, wie angenehm mir deine Gesellschaft ist! Aber verzeihe mir eine Bitte, die ich meiner Ehre schuldig bin. Man suchet dich bey mir zu verleumden, und unsere Freundschaft zu stören. Frage mich nicht, worinn diese Verleumdung besteht, und glaube nicht, daß irgend eine falsche Zunge fähig sey, deinen Freund kaltsinnig zu machen. Nein, ich liebe dich, Geli, und werde niemals aufhören, dich zu lieben. Was ich von dir bitte, das bin ich meiner Ehre schuldig. Ich werde täglich Gelegenheit suchen, den Umgang, den ich angefangen habe, mit dir fortzusetzen, und nichts soll unsere Freundschaft unterbrechen; aber erlaube mir, daß es außer meinem Hause geschehe. Eine kurze Zeit wird alle Verleumdung stumm machen, und alles wieder herstellen.

Ich versprach ihm, zu thun, was er verlangte. Cephane, die nichts von dem erfahren hatte, was vorgefallen war, sandte mir Briefe, mich zu sich zu fodern. Einer davon fiel in die Hände des Zenio; er war noch mit diesem Zeugnisse von unserer Untreu nicht zufrieden; er wollte alles erfahren. Er laß den Brief, worinn sie mir eine Stunde bestimmte, und sandte mir denselben versiegelt zu. Ich fiel in das Netz,

das

das mir geleget war. Zenio war durch eine so niederträchtige Undankbarkeit in die äußerste Wuth gerathen, und erwartete mich mit bewaffneter Hand. Ich wurde in das Zimmer seiner Gemahlinn geführet, und kaum erblickte ich sie, als wir uns einander in die Arme fielen. Noch hieng ich wollüstig an ihren Lippen, als Zenio im Augenblicke ohne ein Wort zu reden, mit funkelnden Augen ins Zimmer trat, und uns mit jedem Blicke tödtete. Zum Unglück war ich bewaffnet; ich zog meinen Degen; und **Silvi**, derjenige redliche Freund, der mich liebte, so aufrichtig, redlich und großmüthig gegen mich gewesen war, sank durch einen Stoß in seinem Blute zu Boden. — Kaum sah ich ihn vor mir liegen, als mein Gewissen in mir, wie eine ganze Hölle erwachte! Ich rasete, ich warf das verfluchte Schwert zu Boden, ich fiel auf seinen Leichnam, ich umarmte, ich küßte ihn, ich rief ihn oft bey Namen; ach! mein Zenio, geliebter Unglücklicher, durch einen Verräther, durch einen Meuchelmörder verwundeter Freund, ach! schließe noch einmal deine Augen auf, öffne noch einmal deine blassen Lippen, um mir zu sagen, daß du mich nicht verfluchest! — Aber er öffnete diese Augen nicht wieder. Voll Wut ergriff ich mein Schwert, um es in mein boshaftes Herz zu stossen, als **Cephane** mir in die Arme fiel, und mir mit Gewalt ein Leben erhielt, welches mir eine Last war. Weib, rief ich, laß mich! Es ist an dir, mir ein

Leben zu erhalten, das du mir unerträglich gemacht hast? Unglückliche! sieh hin zu meinen Füßen; kennest du dieses Blut? Es ist das Blut deines Gemahls, das Blut meines Freundes, das du durch meine Hand vergoßest; erwecke ihn vom Tode, wenn du kannst, dann heiß mich leben! Ich verfluche die Stunde, wo ich dich kennen lernte. Sie ist kostbar; sie kostet zwey Leben! mit diesen Worten habe ich sie ihrer Verzweiflung überlassen.

Meine Verwirrung hielt mich zu lange auf, ehe sich meine Gedanken aus ihrer Zerstreuung sammlen konnten; und meine Freunde schleppten mich mit Gewalt aus einem Orte, wo ich bleiben wollte, und entzogen mein Leben den Händen der Gerechtigkeit. Jetzo befinde ich mich in einem abgelegenen Dorfe; aber ich kann mich nicht entschließen, der Strafe, die ich verdient habe, zu entfliehen. Mein Leben ist mir verhaßt, und ich weiß, daß ich hier nicht sicher bin; doch befürchte ich nichts. Diesen letzten Augenblick habe ich noch angewandt, dich, mein geliebter Silvi, zu warnen, und durch das Beyspiel eines Bruders vor dem Abgrunde zurück zu schrecken, worinn er gestürzt ist. Ach! laß meine Bitten, und meine Warnung nicht umsonst seyn! Um das Blut meines Freundes flehe ich dich, das ich vergossen habe, und um das Blut, welches die Rache bald von mir fodern wird!

Sie wird uns bald auf ewig trennen, mein Silvi! Ich würde mich selbst strafen, wenn ich

mich nicht scheuete, mein Verbrechen noch durch einen Selbstmord zu vergrößern; das Leben ist mir verhaßt, und ich verdiene es nicht länger. Aber wenn die Gerechtigkeit ihre Hände nach mir ausstrecket: so werde ich dieses für einen Befehl halten, daß ich sterben soll: und mich dünkt, es ist gleichgültig, wenn einmal mein Todesurtheil gesprochen ist, von welcher Hand es ausgeführet wird, ob von der Hand der Richter, oder von der meinigen. Nur den Schimpf wollte ich mir ersparen, ein öffentliches Beyspiel der Rache zu eyn. Der Gedanke ist mir unerträglich. Mit Blut muß ich bezahlen; das weiß ich, und ich verlange dieses Blut denen nicht zu versagen, die es fodern werden. Eine Hütte verbirgt mich vielleicht noch einige Stunden vor denen, die mich suchen; eine Pflicht habe ich in dieser Zeit befriediget, ich habe meinen geliebten Silvi gewarnet; die andern Augenblicke sollen ganz der Reue geweihet seyn. Da ich den Tod nicht fürchte; so kann ich ihn ruhiger erwarten, und für die Schande eines öffentlichen Todes schützet mich der Stahl, den ich bey mir trage, mein Retter, und meine Strafe! Der verfluchte Stahl, der meinen Freund durchbohrte, ist eingeweihet, auch das Blut seines Mörders zu vergießen. —

O! mein Silvi, glaube mir, die letzten Minuten des Lebens sind schrecklicher, als der Tod selbst. — Mein Freund, mein Zenio! beweinter Schatten! Warum schwebst du mir immer

vor Augen, und zeigst mir deine blutende Brust? — Nur noch einige Augenblicke gedulde dich, wenn du Blut foderst; dann sollst du Blut haben, dann wird dein Mörder dir nachfliehen, dich unter den Todten aufsuchen, und um Gnade flehen. — Ach! wie verfolgt er mich, dieser Gewürgte — und ich, ein Mörder! ein Mörder! So weit vom Laster verführet? Ach! daß ich jemal der Wollust Gehör gab! — Könnte ich doch das ganze Gedächtniß aller meiner Handlungen austilgen! Könnte ich nicht gelebet haben, und wäre diese Stunde, mit allen den Empfindungen und tugendhaften Entschlüßen, die ich jetzo in mir fühle, die erste meines Lebens! Ach! Silvi, wie unschuldig, wie ruhig, wie glücklich würde ich seyn! Ganz andere — — — aber welch ein Geräusch! — — Ich höre leise Stimmen — Vielleicht — — Ich unglücklicher! muß jetzo bey jedem Winde zittern, der ein Blat bewegt! Nein, noch soll ich leben; aber jeden Augenblick den Tod fürchten.

Lebe wohl, mein Geliebter! höre meine Ermahnung, lerne aus dem Beyspiele deines Bruders, wie glückselig der Tugendhafte ist! Liebe mich; und wenn ich es verdiene, so weine eine Thräne über mein Schicksal. — In diesem Leben sehen wir uns nicht wieder; aber jenseits des Grabes — Vielleicht, wenn mir der Himmel verzeihet, werde ich dich wieder umarmen!

XXI. Brief.

Medon an den Hakem.

Freund, denn noch immer nenne ich dich so, und folge der Empfindung meines Herzens, ob ich dich gleich nach den verabscheuungswürdigen Vorschriften einer falschen Ehre und Mode hassen sollte; ich sollte zwar nicht mehr an dich schreiben, da ich vielleicht nicht erwarten kann, daß du meinen Brief beantworten wirst, wenn ich diese verkehrten Gesetze, die ein falscher Wohlstand, ein verderbter Begriff von Ehre und Schande, und mit einem Worte, die die Tyrannen den Menschenfreunden, und die Rasenden den Vernünftigen aufdringen wollen, höher achtete, als die Stimme meines Herzens, das Gebot der Natur, die sanften Empfindungen der Eintracht und der göttlichen Freundschaft. Aber ich fühle mich zu zärtlich, den mindesten Wink meines Gewissens einer falschen Ehre aufzuopfern, und nach den Reden des Pöbels zu fragen, wenn die Stimme der Natur rufet. Es soll mich auch die üble Furcht nicht abschrecken, daß du mich einer Feigheit beschuldigen möchtest, wenn ich dir noch einmal, ehe wir den entscheidenden Schritt thun, einer von dem andern Blut zu fodern, den Grund unsers Zwistes vorstelle, dich, meinen Freund,

noch mit eben dem Herzen nenne, und von die statt Haß Freundschaft wieder fodere. Solltest du glauben, Sackem, daß es Furcht sey, so laß den Gedanken fahren; ich fürchte mich, meine Hand mit dem Blute meines Freundes zu beflecken; ich fürchte mich, ein Mörder zu werden; aber ich fürchte nicht den Tod von der Hand eines andern; ob ich gleich nicht sagen kann, daß i h dem wünsche, mein Mörder zu werden, der mein Freund war. Nein, Sakem, erinnere dich nur an die Zeiten, wo wir beyde für eine bessere Sache, für die Sache des Vaterlandes, dem Tode mit gleichem Muthe entgegen giengen, und wenn du glaubest, daß mein Herz heimlich vor ihm erbebet; so komm, und zähle die Narben auf meiner Brust. Mehr als ein Zeichen wirst du hier finden, daß ich sie dem Tode entgegen gekehret habe, und nicht der Gefahr, noch dem wütenden Kriege den Rücken wandte. — Führe mich wieder auf den Kampfplatz, wo ich einen Feind des Vaterlandes, nicht einen Freund vor mir finde, und halte mich alsdann in dem Verdachte eines Verzagten, wenn du kannst.

Den Tod sollte ich fürchten? — Und was ist denn wohl dieses Leben, daß man wünschen sollte einige Jahre, für eine Schande, von dem Grabe zurück zu kaufen? Du, der du es für die Ehre zu verachten scheinest, sage, was ist es? Wer wohl gelebet hat, Sakem, der hat genug gelebt; und hat gelernet, alle Augenblicke sterben zu können;

nen; denn das ist die größte Regel, die wir im Leben lernen müßen. Meine Haare sind zwar noch nicht grau, und vielleicht kann ich von der Natur noch eine Folge von Jahren erwarten, aber alle diese Jahre, wenn ich sie erleben sollte, werde ich doch nicht anders anwenden als die Kunst zu sterben noch besser zu lernen, die ich schon jetzo genugsam zu verstehen glaube, daß ich vor dem Tode nicht, wie ein Niederträchtiger, zittere. — Ich würde dir dieses vielleicht mit dem Degen in der Hand morgen besser bewiesen haben, wenn es da, wohin du mich beschieden hast, Ehre wäre, zu siegen, oder zu sterben: aber eine ruhigere Betrachtung überzeugt mich, daß dieser Beweis der allerschlechteste ist, wo nicht vielleicht der schändlichste. Ich habe alles genauer überleget, und empfinde, daß mein Gewissen, (eine Stimme, die ich allen andern vorziehe) mich verbindet, wenigstens vorher einige Worte mit dir zu reden. Ich hoffe, daß dein Zorn, so wie der meinige, kalt genug seit gestern geworden ist, meine Gedanken zu überlegen. Wenigstens will ich alles gethan haben, was ich noch konnte; du überlege es, und thue das Deinige.

Wir waren Freunde, zärtliche Freunde waren wir, Hakem, und schätzten uns glücklich, daß wir uns einander gefunden hatten. Gleiche Neigungen, gleiche Empfindungen, gleiche Grundsätze schienen das Band unserer Freundschaft unzertrennlich eng zu befestigen; wie ist es möglich,

daß eine unglückliche Minute alles umstürzte, was Jahre erbauet, und alle Bande zerriß, die ein halbes Leben befestiget hatte! — O! wenn solche zärtliche Freunde Feinde werden: so leidet selbst die Natur! — Freunde, die ihr Leben für keinen zu hohen Preis gehalten haben würden, einer den andern aus einer Gefahr zu erreten; die ihre Trennung mehr, als den Tod fürchteten, solche Freunde fodern jetzo Blut von einander, zerreißen alle die zärtlichsten Bande, hassen sich, und jeder suchet die Brust des andern zu durchbohren; die Brust, woran er sonst so sanft ruhte, worinn er alle seine Sorgen, und Freuden verwahrte! —

O! der Himmel verhüte diesen Bruch! Kann es etwas anders seyn, als eine Raserey, Sakem, die uns treibt, das auszuführen, was wir in Raserey beschlossen hatten? Und wenn es Raserey ist, so sage mir, müßen wir uns schämen, wenn wir uns besinnen, oder schämen, wenn wir sie vollends ausüben? Was wir in einer auffahrenden Wut beschlossen, können wir das mit kaltem Blute ausüben, oder wird dieselbe Wut dazu erfodert? Wenn das letzte ist, so muß ich dir sagen, du wirst einen Freund, oder das Größte zu sagen, einen kaltsinnigen Gegner vor dir finden: denn ich sage es dir, ich kann nicht mehr hassen. Ist das erste; so frage ich dich, sollen wir das mit Vernunft ausführen, was wir ohne Vernunft beschlossen? — Wohlan! laß uns dieses thun; Vernunft

be-

befiehlt, daß wir uns versöhnen. — Und o! Schimpf genug für Freunde, daß sie noch einer Versöhnung bedürfen! Ihre Herzen sollten sich entgegen kommen, eine Lippe sollte der andern zuvoreilen, ihr zu begegnen, und ein Kuß sollte die Entscheidung ihres Zwistes seyn! —

Dich, der du mich mit dem Degen foderst, dich meinen Freund, der mein Feind seyn will, lade ich auf diesen Kampf ein; einen Kampf, worinn ich allein zu siegen, und allein mit Ehre zu siegen hoffen kann! Wenn ich mit dem Degen erscheinen soll: so mache wenigstens erst, daß ich vergesse, daß ich ihn auf einen Freund ziehe. Meine Hand wird mir sonst die Dienste versagen; ich werde lieben, wenn ich hassen, und zärtlich seyn, wenn ich wüten soll. Siegen sollte ich hier?— Den Sieg verfluche ich, und wenn der Kampf geschehen muß, so sey es bey dem Himmel geschworen, daß ich nichts anders, als der Besiegte seyn will! — Also bist du deines Sieges gewiß, Hakem; und wolltest du wohl Ehre in einem Kampfe suchen, worinn keine Gefahr ist? Fodere nur, sey gewiß, daß ich erscheine! Ja so wahr: als eine wahre Ehre ist, so wahrhaft, als Freundschaft, Menschenliebe und Großmuth die höchsten Tugenden sind, und das Sterben leicht ist, wenn man diese Tugenden besitzt und ausübt, ich erscheine; dann will ich sehen, wer von uns Herz hat, zu sterben, oder Herz, zu ermorden!

Aber vergieb mir, vielleicht rede ich zu heftig! Laß uns sehen, ob unser Zwist so groß war, daß er nicht anders, als durch Blut entschieden werden könnte. Ich befürchte! Freund, daß wir für die Ehre des Bacchus fechten werden, für einige Worte, die mehr der Wein, als der Zorn ausstieß; aber setze, die Beleidigung war die allergrausamste, die man denken kann; wird sie aufhören, wenn nur Blut fließt? Ist der Schimpf getilgt, wenn wir noch einmal beleidiget haben; und wird da die Ehre wieder hergestellet, wo unser Feind und unser Gewissen zugleich die tiefste Wunde empfangen? Wenn eine halbe Welt Zeugen unsers Zwistes gewesen wäre: so laß eine ganze Welt Zeuge seyn, wie wir uns versöhnen; laß sie von uns lernen zu lieben, wenn sie erwartet, zu sehen, wie wir hassen werden; laß sie sehen, daß wir einen Zwist durch eine Umarmung endigen, die sie durch Blut und Todtschlag geendiget zu sehen erwartete; und wenn sie mit Vernunft und Gerechtigkeit kann; so laß sie uns sagen, daß wir wider die Ehre gehandelt haben! Das laß sie uns sagen, wenn sie kann; und kann sie, — so laß uns diese Welt verachten, und uns unserer Ehre selbst bewußt seyn!

Aber eine Kleinigkeit hat uns entzweyet; einige Worte, die im Scherze gesagt, und im Ernste aufgenommen wurden. — Eine so große Kleinigkeit, daß ich Mühe habe, mich derselben zu erinnern. Ist es möglich, Sakem, wir können

nen

nen hassen? Unsere Freunde sollten glauben, daß unsere Ehre einen ewigen Schandfleck empfangen hätte, den nichts als Blut wieder auslöschen könnte; sie sollten glauben, daß wir uns der größten Bubenstücke und schändlicher Thaten beschuldiget, daß einer den Namen des andern auf ewig entweihet hätte; aber einige freye Worte im Scherze — — — O Hakem, wir haben uns betrogen, wenn wir glaubeten, daß unsere Freundschaft so genau, und so fest war! Wenn wir allen unsern eigenen Versicherungen, aller Bereitwilligkeit, uns zu dienen, diesem Wunsche, einer des andern Glück zu befördern, dieser Begierde mit Wohlthaten zu eifern, unsern Umarmungen, unserer Freude, wenn wir nach einer Trennung zusammen kamen, unserer Sehnsucht, wenn wir getrennet waren, unsern Empfindungen und unserm eigenen Herzen glaubten, daß wir Freunde waren! Ein Augenblick straft diese alle Lügen! Eine Minute lehret uns, daß wir uns zehn Jahre lang betrogen. —

Ach! im Herzen thut mirs weh, es dringt bis an meine Seele, daß eine Minute, ein Wort, ein Athem, eine Mine über unsere besten Empfindungen, über Freundschaft, Liebe und Tugend eine so tyrannische Gewalt haben soll! Ich weiß nicht, wo ich bin, wenn ich denke, daß der Hakem, der zehn Jahre lang mein Freund, mein Bruder, die Hälfte meines Herzens war; der mir trübe Stunden heiter machte, alle meine

Sor-

Sorgen in seinem freundschaftlichen Busen auffaßte, mit dem ich lebte, froh war und weinte; dessen Gesellschaft mir jeden Ort so gesellig und angenehm machte, daß dieser Hakem nach einer unseligen Minute mein Feind ist! Ich soll nicht mehr an seiner getreuen Brust liegen, ich soll sie durchbohren! Alles ist mir jetzo leer, wüste, öde! — Die Sonne ist über unsere Feindschaft untergegangen, Hakem, als Feinde rissen wir uns gestern am Mittage von einander; die Sonne ist wieder aufgegangen; ist es möglich, daß wir noch nicht wieder Freunde sind? — Ich erstaune über uns! Aber nicht über mich: denn in dieser Brust ist alle Freundschaft, mit aller ihrer Empfindung, schon wieder zurück gekehret!

Aber was sage ich von Freundschaft; von Blut soll ich reden! Wohl! und wer fodert dieses Blut? Ein Feind? — Aber doch ein Feind einer Minute, der zehn Jahre ein Freund war. Ist denn, o Himmel! ist denn eine Tugend, die zehn Jahre alt geworden, nicht mächtiger, als ein Laster einiger Augenblicke! O! Natur! — Oder worüber soll ich mich am ersten beklagen, o Vernunft! Wie schwach seyd ihr? Wie viel Vortheil haben die Empfindungen und Leidenschaften, die der Tugend entgegen arbeiten, vor denen voraus, welche für sie arbeiten? — Laß uns denn fechten, wenn wir dürfen; aber nicht, wenn es ein Laster ist; denn wenn wir wirklich beleidiget sind, wenn wirklich unsere Ehre gekränkt

wäre,

wäre Hakem, so kann sie doch unmöglich durch ein Laster wieder hergestellt werden. Der Beleidigte kann unmöglich Recht erlangen, er mag sterben, oder siegen: als Sieger wird er ein Mörder, schändlicher als der Beleidiger; als Ueberwundener, vergießt er sein Blut, weil er einmal beleidiget war. Und was kann der Beleidiger fodern? Den zu tödten, den er kränkte? Nichts kann er fodern! Laß ihn diejenige Ehre wieder herstellen, die er beleidiget, oder geraubet hat.

Wenn unser Blut auch uns selbst, und nicht dem Vaterlande gehörete: so würde es doch eine unmäßige Foderung seyn, Blut für eine kleine Beleidigung zu verlangen! Blut zu fodern, und statt dessen oft sein eigenes zu vergießen. Soll das blinde Schicksal des Stahls, eine elende Geschicklichkeit, oder vielmehr ein dummes Ungefähr über die Ehre entscheiden? Was für Ehre wird denn der haben, der fällt? Vielleicht ist er der Unschuldige, der Beleidigte: und der Beleidiger wird nun sein Mörder; und dennoch soll er von dieser That Ehre erwarten? Was entscheidet der Kampf? Nichts kann er entscheiden. Aber der, der beleidiget hatte, kann ein Mörder werden; und wenn der Beleidigte sieget, wie kann man sagen, daß ein Mord das Mittel sey, eine gekränkte Ehre wieder herzustellen.

Unser Blut, Hakem, gehört nicht uns; es ist des Vaterlandes, es ist unserer Nebenbürger. Niemand kann von mir ein Leben fodern, das

ich einem ganzen Staate, einer Welt schuldig bin. Die Natur hat es mir gegeben, um meine Rolle in der Welt zu spielen, und zu den Absichten zu dienen, wozu mich die Vorsehung ersehen hat. Wenn ich es in andern Absichten verschwende; so werde ich ihr Schuldner, und sie wird Rechenschaft von mir fodern. Wenn die Natur, der Staat und meine Nebenbürger, denen ich nützen, dienen und in ihren Absichten behülflich seyn kann, ihre rechtmäßigen Ansprüche auf mich fahren lassen, dann erst kannst du von mir fodern, daß ich mein Leben gegen das Deine wage; erst dann bin ich Herr meines Willens. Ehe fodere es nicht von mir; denn was nicht mir gehöret, kann ich nicht vergeben; und das, auf dessen Nutzen tausend mehr Ansprüche haben, kannst du allein von mir nicht fodern. Vielleicht kann dieses Leben, was du foderst, meinem Vaterlande einen Sieg mit erkaufen, oder den Sieg seines Feindes schwerer machen: vielleicht kann es Freunden nützlich werden, die alle Dienste der Menschenliebe von mir verlangen können, ja vielleicht kann es noch einem Unglücklichen seine Noth erleichtern, oder einem Unschuldigen das Leben retten; und du wolltest es von mir fodern?

Endlich, Hakem, wenn du die Wichtigkeit aller dieser Betrachtungen noch nicht genugsam empfindest, so wie ich sie empfinde: so bedenke noch diese, daß wir beyde nothwendig unglück-

lich

lich werden müßen; und ich weiß nicht, wen ich für den unglücklichsten halten soll, den Sterbenden, oder den Mörder? Vielleicht erhält dieser noch in dem Augenblicke (wenn ihm der erzürnte Himmel noch einen Augenblick des Lebens erlaubt,) Vergebung; und er ist nach seinem Tode sicher für der Folter des Gewissens; aber die Strafe des Mörders hebet da erst an, wo er sieget, und sein Schicksal, wofern er ein Mensch ist, ist tausendmal elender, als des Besiegten. Von der menschlichen Gerechtigkeit verfolgt, von seinen Freunden gefürchtet, von seinen Feinden verflucht, und von gleichgültigen Leuten verabscheuet, jagt ihn seine eigene innerliche Unruhe, und die Gestalt des Entleibten durch die Gürtel der Erde, denn kein Winkel der Erde hat Ruhe für dem, der seinen Feind in seinem Busen trägt. — Ach! und was für Thränen und Flüche hat er auf sich geladen, wenn ein Vater, oder eine Mutter, oder Brüder des Getödteten ihre Hoffnung, ihre Stütze, ihre Freunde beweinen, und mit jeder Thräne den Himmel um Rache bitten! —

Je mehr ich dieser Raserey nachdenke, je schrecklicher dünkt sie mir, Hakem, und je weniger kann ich mich entschließen, dir mein Wort zu halten. Nennest du es Verzagtheit; so werde ich glauben müßen, daß du noch nicht Zeit gehabt hast, in deiner Hitze der Sache nachzudenken: oder daß du nicht menschlich genug bist,

Bewegungsgründe zu empfinden, die so dringend sind. Im ersten Falle bin ich Bürge für dich selbst, daß du mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen wirst, wenn du in einem kältern, oder soll ich sagen, einem vernünftigern Augenblick nachgedacht hast: und dann können wir unsern Entschluß bis dahin verschieben; eine Raserey, Sakem, kann man nie zu spät begehen; sie ist allezeit noch unzeitig. In dem andern Falle ist die Sache nicht auf beyden Seiten gleich: denn wenn du dich nicht scheuest, Blut zu vergießen, so hast du gar zu große Vortheile vor deinem Gegner, der sich scheuet, ein Mörder zu werden; dieser wird eher sein Leben preis geben, als seine Hand mit Blut beflecken; du wirst den Sieg nicht gewinnen, er wird ihn dir schenken: und das würde der Fall unter uns seyn. — Einen solchen Sieg solltest du wünschen? Dazu schätze ich dich zu edel!

XXII. Brief.

XXII. Brief.

Sophronia an den Phädon.

Kann ich ohne Scham deinen Namen noch nennen, Ungetreuer! diesen vormals so süßen, so geliebten Namen? Du willst mich verlassen! — Ach! niemals hätte ich dich für so unedel gehalten. Hätte ich glauben können, daß dein schlechtes Herz unter so vielen Schmeicheleyen, wovon dein vergiftender Mund überfloß, so viel Niederträchtigkeit verbergen könnte; so würde meine Unschuld für dir sicher gewesen seyn: ich würde den als einen Nichtswürdigen verachtet haben, den ich Betrogene, als einen Redlichen zu lieben anfieng. Aber du siegtest, wie alle Heuchler, unter der schönen Larve der Tugend; siegtest eben so schändlich, als du dich deines Sieges bedientest. Doch schmeichle dir nicht, ob ich dich gleich liebte, — zum letztenmal gehe dieses Wort von meinen Lippen! — daß ich schwach genug sey, dich um Gegenliebe zu bitten. Vollende deinen Entschluß: deine Untreue wird mich rächen. Du wirst dich durch alle Verstellung nimmer von der Schande losmachen, für einen Verräther angesehen zu werder, der die heiligsten Versicherungen gebrochen,

der Treue, Unschuld, Liebe, Dankbarkeit, der die Gesetze der Ehre, der den Himmel beleidigt hat. Diese Schande wird mich rächen.

Rühme dich nur deines schändlichen Sieges, und verbreite deine Bosheit! Lache meiner Thränen, und freue dich deiner Vortheile: dein Gewissen wird bald erwachen, um meine Rache über dich zu vollenden. — Oder glaubest du, daß ich zu Thränen und Bitten meine Zuflucht nehmen soll, um dich zurück zu ziehen? Ich verlange dein schlechtes Herz nicht wieder: ich will kein Herz, das niederträchtig seyn konnte: wenn ich dich liebte, so war deine Tugend eine Rechtfertigung für meine Schwachheit; diese Tugend, die ich bey dir zu finden glaubte, und die du jetzo so sehr verleugnest. Verlaß mich also, verlaß mich: aber höre noch erst, wie unedel du bist. Ich will dich, ich muß dich an deine Eide, an deine Niederträchtigkeiten erinnern; und dir, indem du mich fliehest, noch eine Wunde versetzen: du must dich selbsten kennen, und dich selbst verabscheuen. Es ist Menschenliebe, einen Lasterhaften bis ins Herz zu verwunden, und ihn durch sein erwecktes Gewissen zu quälen. Der Himmel erlaubte diese Rache der Tugend. Wo du meinen Namen hörest, da müße eine Röthe deine Treulosigkeit verrathen; eine beständige Unruhe müße dich verfolgen, und immer müßest du die Seufzer einer Unschuldigen hören, die durch dich ihre Ruhe verlor; bis dich die

Reue

Reue in deinem Triumphe so elend macht, — als ich seyn werde! oder bis sie dich gewiß zu der Tugend zurück führet, die bisher nur, vielleicht, bey dir Verstellung war. O! wie angenehm würde mir der Anblick seyn, dich wieder um diese Liebe bitten zu sehen, die du verachtest! Dann wollte ich meine erste Schwachheit durch eine edle Rache vergüten, meine Liebe durch Vernunft überwinden, und selbst unser Bündniß zerreißen! —

Aber wie kann ich mir mit diesen Gedanken schmeicheln? Rache! ein leeres Wort in dem Munde derer, die lieben! Kehrtest du wieder zurück; ach! Phädon, so befürchte ich, daß ich dir — vergäbe. Eine Thräne, die vielleicht mehr die Verstellung, als die wiederkehrende Liebe, aus deinen Augen erzwünge, würde mich überwinden, und einen Vorsatz zernichten, der mich nur quälen kann. Mein eigenes Herz würde dir, geliebter Treuloser, wider meine Vernunft zu Hülfe kommen. Meine Zärtlichkeit würde Entschuldigungen für dich ersinnen, und dich so unschuldig denken, als ich dich wünschete, und als du seyn solltest. Ich würde bald aufhören zu glauben, daß du hättest treulos seyn können. Ich würde anfangen nach meiner Liebe, die deinige zu beurtheilen; die verstrichenen glückseligen Stunden unserer Liebe würden mir wieder erscheinen. — Wie zärtlich war er da! Wie zärtlich wußte er alle meine Zweifel zu entkräften, alle meine Einwürfe zu widerlegen! Sophro-

nia war der einzige Gegenstand aller seiner Wünsche. — Mit was für Geduld und Eifer überwandest du alle Schwierigkeiten, mich zu sehen? Welche Entzückung breitete sich in deinem Gesichte aus, wenn ich erschien? Du vergaßest alle andere um dich, und warst zu schwach, das Geheimniß unsers Herzens den Augen der Gesellschaft zu verbergen. — Ach! wie sehr freute sich mein Herz über diese angenehme Schwachheit, ob sie mich gleich manche Röthe kostete! Oft bat ich dich zwar, deine Liebe zu zwingen, und bestrafte die Schwachheit, die mich eine Röthe gekostet hatte; aber ich that mehr, als ich wünschte; und du warest zu zärtlich, diese Verbrechen nicht zu wiederholen! Verbrechen, die ich ungern bestrafte, und immer wiederholet wünschte! Wenn du zuweilen dich mehr zwangest, die Liebe zu verbergen, was für Unruhe empörte mein Herz! Wie tadelte ich meine Furcht, und den verhaßten Wohlstand! — Liebe, sagte ich oftmals zu mir, tugendhafte, unschuldige Liebe, darf die sich schämen, sich zu entdecken? Verflucht sey die Verstellung und der Zwang, der unschuldige Herzen gewöhnt, anders zu scheinen, als sie sind. — Nein, ich will meinen Geliebten nicht mehr bestrafen, daß er zu zärtlich ist, diesen Zwang zu ertragen! Seine Verstellung kostet mein Herz zu viel Unruhe, zu viele Sorgen! Ich kann auf seinem Gesichte diese Gleichgültigkeit nicht ertragen, ob sie

gleich

gleich nur erzwungen ist. Ich kann nicht leiden, ohne daß mein Herz blutet, wenn er die Augen mit Gewalt von mir hinweg kehret. Lieber will ich der Gesellschaft entsagen, als sehen, daß er auch mit der erzwungenen Zärtlichkeit eine andere unterhält. Mich allein soll er sehen, mit mir allein sich unterhalten, mir allein seine Liebe durch Blicke verrathen. — Ich vergab dir gern die Röthe, die du mir verursachtest. Du weißt es noch, (ob du dich gleich jetzo mir kaltsinnig daran erinnern wirst) wie zärtlich meine Verweise waren; Verweise, die die Liebe für Ermahnungen hält, ferner zu sündigen; aber nie vergab ich es dir, wenn du meine Bestrafung so übel verstandest, und dich zwingen konntest, meinem Befehl zu gehorchen. — Ja, Phädon, damals liebtest du noch, da du so ungehorsam warest. — Ach! wie war es dir möglich aufzuhören? Kann sich die Liebe so bald verändern? Warum empfinde ich denn, daß es mir unmöglich ist, dich nicht mehr zu lieben?

Nein, du kannst dich nicht entschließen, mich zu verlassen, wenn du mich jemals geliebet hast: mein eigenes Herz ist mir Bürge dafür, du kannst mich nicht verlassen! Und welchen Versicherungen, o Himmel! soll ich glauben, wenn die Sprache der Natur betrügen kann? Deine Augen, deine Blicke, jeder Gesichtszug, jede Bewegung hat mir gesagt, daß du mich liebtest; wenn ich auch deine Versicherungen, deine Bitten, deine

Seufzer, deine Betheurungen für verdächtig halten wollte. Oder ist sich die Liebe selbst nicht gleich? Beherrschet sie nicht ein Herz, wie das andere, und hat sie verschiedene Gesetze, wornach sie unsere verschiedene Geschlechter regieret? Ach! es war eben die angenehme Empfindung, die du fühltest, wenn du mich umarmtest, und die ich in deiner Umarmung empfand! Eben dieselbe Sehnsucht, mich zu sehen, womit ich deinen Augen entgegen eilte. Deine Augen waren auf mich gewandt, und meine Blicke hiengen auf deinem Gesichte. Ich fühlte, wenn du mich umfiengest, und wenn dein Herz an meiner Brust lag, dann fühlte ich, wie es dem meinen entgegen klopfte. Ein Seufzer beantwortete den andern, eine Freudenthräne vor Entzückung geweinet, lockte eine andere Freudenthräne aus dem Auge des andern. Unsere Seelen empfanden, dachten, wünschten gleich: gleiche Hoffnungen güldener künftiger Stunden schmeichelten uns, gleiche Freuden versammelten sich um uns her, wenn wir beysammen waren, gleiche Schwermuth beunruhigte uns getrennet. Eine Liebe war es, **Phädon**, eine einzige Liebe, die uns beyde beherrschte; soll sie allein in der Dauer unterschieden seyn, da sie gleich zärtlich, gleich heftig war? Die meinige soll keine Zeit vertilgen können; denn ich empfinde es, keine Zeit hat Gewalt über sie; und die deinige sollte — Nein, **Phädon**, du bist nicht ungetreu, du liebest mich, du mußt mich lieben! —

Ach!

Ach! quäle mich nicht länger, liebster Jüngling, quäle deine Sophronia nicht länger mit deiner erzwungenen Kaltsinnigkeit! Du willst vielleicht ihre Liebe prüfen: schließe sie aus ihrer Unruhe, aus ihren Thränen, aus ihrer Qual!

Schwache, betrogene Sophronia! ach! es ist nur zu gewiß, daß du betrogen wirst, zu gewiß, daß du einen Treulosen liebtest! Alles überzeuget dich davon, jeder Umstand ist wider ihn, kein Schein entschuldiget ihn: und dennoch schmeichelst du dir, daß er noch getreu seyn könne! Blinde Liebe! Sie schließt die Augen gegen das zu, was sie sehen kann, und ersinnet unwahrscheinliche Zeugnisse, sich in ihrem liebsten Betruge zu bestärken! — Entschuldige dich wenigstens, ich bitte dich, entschuldige dich, Phädon, wenn du mich noch so viel liebest, daß du mir eine eingebildete Ruhe gönnest! Sie wird doch von keiner Dauer seyn, und nur gar zu bald, wie ein unwesentlicher Schatten, verschwinden! Sollte es dir zu schwer seyn, dich zu verstellen, dir, dem es nicht schwer war, mich durch eine erdichtete Zärtlichkeit zu betrügen? Ach! es kann dir nicht schwer seyn; fahre nur so fort, wie du angefangen hast! Du darfst keine neue Kunst lernen; Liebe zu erdichten, das ist die ganze Kunst; wie leicht muß dir eine Kunst seyn, die du schon so lange ausgeübet hast!

Nein, betrüge mich nicht, fliehe mich, und wenn du noch edel genug bist; so komm mir selbst

zu Hülfe, daß ich den mit minderer Qual vergessen lerne, den ich vergessen muß. Die erste Pein ist schon überstanden; sey nicht so lieblos, mein betrogenes Herz noch einmal zu überreden, und mich in den Stand zurück zu reißen, wo ich diese Pein noch einmal überstehen müßte. Sage mir, daß du nicht mehr liebest, damit mein Herz nichts übrig behalte, sich von neuem zu schmeicheln; damit ich meine Liebe mit Vernunft und Gewalt bekämpfe, und in der Vergessenheit dessen, den ich über alles liebte, endlich einige Ruhe wieder finde.

XXIII. Brief.

Zarine an den Zemes.

Vielleicht hast du die Unglückliche schon vergessen, die du der Liebe eines edlern Freundes, den Armen zärtlicher Aeltern, ihrer eigenen Ruhe und der Unschuld entrissest, und mitten in ihrem Elende verließest. Meine Zärtlichkeit, meine Thränen, meine Seufzer, alle Versuche der Liebe, von der Erniedrigung zu unanständigen Bitten bis zur Verzweiflung haben dein boshaftes Herz, Verräther! nicht rühren können. Du lachtest vielleicht, und spottetest unter deinen Freunden, die eben so niedrig denken, als du, meines Unglückes, worein du mich gestürzet hast. Wohl an! höre jetzo deinen ganzen Triumph, und sey so glücklich, als du zu seyn verdienst — O! möchte dich dieser Brief in deiner größten Glückseligkeit finden, in den Armen einer andern Unschuldigen, die du eben so elend zu machen entschlossen bist, als du mich gemacht hast; möchte er dich mitten in der Hoffnung des Sieges, in deinem Himmel, antreffen, den rund um dich her die Wollust zäubert! Welch ein Vergnügen, Treuloser! sollte es mir seyn, dich aus diesen Freuden, tief in einen Abgrund von Qual, aus

deinem erdichteten Himmel in eine wahrhafte Hölle hinunter zu stürzen! Welch ein Vergnügen sollte dieses mir seyn, ehe ich sterbe! Lies, lies; und wenn du noch Gewissen hast; so räche mich dein tobendes Gewissen!

Meine Verzweiflung hat mich stark genug gemacht, der Schande zuvor zu kommen, der du mich nicht wieder entreißen wolltest. Wenn du die zärtliche Stimme einer Lebendigen verspottet hast: so will ich am Rande des Grabes, denn da stehe ich jetzo, ernsthafter mir dir reden. Komm, wenn du Herz hast, komm, und sieh noch einmal diejenige Zarine, deren Thränen umsonst vor dir flossen; die auf den Knien ihre Hände rang, und von dir umsonst die Ehre wieder foderte, welche du ihr entrissen hattest, wenn sie dein Herz nicht wieder haben sollte! Du sollst sie nicht mehr in Thränen gebadet, nicht mehr erniedriget, und flehend finden: keinen Seufzer sollst du von ihr hören; nein, sterben sollst du sie sehen und dich verfluchen hören, Niederträchtigster unter den Verräthern! O! welch ein Vergnügen, wenn meine Seele, ehe sie zu den Schatten hinabsteigt (und zu welchen? das mag ich nicht bestimmen!) ihren Durst, sich zu rächen, erst an dir löschen; wenn meine erblassende Lippen dich erst ins Angesicht verfluchen, und meine sterbende Hände, mit dem Blute, das sie vergossen, dich zum Tode einweihen könnten! Eile, von mir sterben zu lernen, Mörder der Unschuld,

der

der du so unerschrocken Unschuldige in Schmach und Unglück reißen kannst, eile von mir sterben zu lernen; denn sterben ist schwerer, als Tugend zu Grunde richten! Der Dolch liegt fertig, das Opfer ist bereit, die schreckliche Stunde rücket heran. —! Wahrhaftig eine schreckliche Stunde! Aber bey dem Gott, der die Bösewichter zeichnet, sie ist schrecklicher für dich, als für mich! Mit Verlangen erwarte ich dich, mein Herz vor deinen Augen zu bestrafen, daß es einen Lasterhaften lieben konnte; den Dolch in eine Brust zu stossen, die für einen Nichtswürdigen brannte, und dich mit meinem Blute zum Gerichte Gottes einzuweihen. Glaube nicht, daß eine vorüberrauschende Wut diese leere Worte vor dir ausgießt. Die Ehre will dies Opfer; ich mag, ich kann, ich will die Sonne nicht wieder sehen, der mein Schimpf offenbar ist. Ich verfluche ein Daseyn ohne Ehre, Unschuld und Tugend, bin mir selbst unerträglich, noch unerträglicher, als du mir bist, und hasse den kleinsten Gedanken vom Leben — Leben ohne Ehre? Leben zum Schauspiele, zum Gelächter des Pöbels; und solcher Elenden, als mein Verführer war; und was noch mehr ist, zum Erbarmen der Rechtschaffenen? — So leben? o! der Gedanke tödtet schon! Meine ganze Seele zittert, und ich möchte aus der Zahl der Lebendigen unter der Sonne hinweg versinken!

Nein,

Nein, schmeichle dir nicht! So wahr ich diese entheiligte Ehre nicht unbefleckt wieder erlangen, so wahr ich mit den Thränen eines ganzen Lebens meine Ruhe, meine Unschuld, meine Glückseligkeit nicht wieder erkaufen kann; so wahrhaftig ist die Stunde beschlossen, die ich nicht überleben will! Es ist ein Verbrechen, sein Mörder zu werden; ein Verbrechen, wovor ich zittre; aber der Himmel wird dieses Verbrechen dem zurechnen, der es nothwendig gemacht hat. Auf dich, auf dich wird alles Blut fließen, wenn ich noch Gnade hoffen kann. Ueber dich, Verführer, rufen meine Seufzer, Weh, Weh vom Himmel! Du hast mich in den unseligen Stand gesetzt, wo ich von Schande und Tod eines wählen muß: dulde du die Strafe, wenn ich wähle. Der Himmel war ein Zeuge meiner heißen Liebe, Tugend und Ehre, und er ist Zeuge des Kampfes, der meinen Busen bey dieser schrecklichen Wahl zerrissen hat!

Sollte ich die Schande ertragen, von meiner Familie, die ich entehret habe, verstossen, von meinem Geschlechte verachtet, im Staub und Armuth zu kriechen, und vor jeglichem Auge zu erröthen, das mich mit Verachtung oder Erbarmen ansieht? Verachtung und Erbarmen, euer Gegenstand sollte ich seyn? — Ist das Leben heiliger als die Ehre? Dörfen wir wünschen jenes zu erhalten, wenn diese verloren ist? — Was würdest du wählen, sage Verräther! Was

würdest du zwischen Tod und Schande wählen? — Doch wie kann ich einen Niederträchtigen fragen, der die Unschuld, der Tugend und Ehre für Erdichtungen hält. Das Leben mußt du wählen, wenn es edel seyn soll, zu sterben: und sterben will ich!

Du siehst meine verzweiflungsvolle Unruhe, mein geängstigtes Herz, mein ganzes Elend, o Gott! siehst du: du warest Zeuge der heiligsten Versicherungen, wodurch sich meine verdachtlose Unschuld betrügen ließ. Du hast die Betheurungen gehört, die meine Aufrichtigkeit einschläferten. Konnte ich ach! konnte ich glauben, daß ein Mensch frech genug war, sich deines heiligsten Namens zu mißbrauchen, um mich elend zu machen? Konnte ich glauben, wenn der auf seine Stirn herabgerufene Donner der Gerechtigkeit zauderte, daß er dir lästerte und Meineide schwur? Er rufte dich zum Zeugen einer unveränderlichen Liebe, zum Zeugen, daß uns bald andere Bande unauflöslich vereinigen sollten! Bey seinen Hoffnungen eines künftigen Lebens schwur er! — Ihr Himmel, habt diesen schrecklichen Schwur gehöret! — Darf ein Wurm den Allmächtigen also lästern? Wenn auch mein Herz seinen Schwüren zu Hülfe kam, wenn ich ihn liebte; so ist doch eine tugendhafte Liebe kein Verbrechen. Aber niemals würde er ohne diese Thränen, die er zu meinen Füßen vergoß, ohne die Seufzer, womit er

mich

mich verfolgte, ohne diese schreckliche Schwüre, ohne den Himmel zum Zeugen der Wahrheit zu rufen, und ohne sich der Rache einzuweihen: wenn er nicht alle Versprechungen erfüllete, niemals würde er mich ohne diese so sehr erniedriget haben, als ich jetzo bin.

Was ist heilig, ihr Himmel, wenn der Name Gottes nicht mehr heilig ist? — Ach! vergieb mir, gütige Gottheit, die du mit Langmuth diese Lästerungen eines Bösewichts erduldest, ohne auf sein schändliches Haupt Flammen vom Himmel herabzusenden; vergieb mir die Schwachheit! oder war es Laster; so vergieb es, daß ich meine Unschuld dem Treulosen zu sicher anvertraute! Meine Sünde war doch gegen die seine noch Unschuld: und ich, ich leide alle Qual, alle Schande, in dem der Stifter derselben ungestraft von einer Bosheit zur andern fortgeht, und mit gleichem Betrug eine andere Unschuld verwundet, und in eben die Tiefe des Elendes hinabstürzt, worinn ich vergehe? — Soll ich unter der ganzen Last der Strafe sinken, indem mein Mörder ungezeichnet von der Rache die Reue seiner Bosheiten voll macht? Welche Bosheit bestraft der Himmel, wenn er solche Meuchelmorder der Tugend verschonet? — Aber verschonet? Nein, es ist wahrhaftig ein anders Leben nach diesem: so wahrhaftig als deine Bosheit, Verräther

der

der Gottheit und der Unschuld! der Strafe der Gerechtigkeit nicht entgehen wird!

Da werden wir uns wieder finden! Dahin fodere ich dich in dem Augenblicke, wo ich sterbe! Da sollst du von den Thränen Rechenschaft geben, die ich vergossen habe, von allen Seufzern, die ich über dich seufze, und von dem Blute, das ich der Ehre opfern muß!

Gott! was leide ich! ist jemals eine Sterbliche, die tugendhaft war, unglücklicher gewesen! Hat jemals eine Liebe, eine unschuldige Liebe elender gemacht! — Liebe, die unerschöpfliche Quelle immerwährender Hoffnungen und Zärtlichkeit, die lauter Entzückungen und Glückseligkeiten verspricht! — O! Natur, wie bist du verrathen! Wie mißbrauchet das Sklavengeschlecht der Männer deiner heiligen Waffen, unsere Tugend zu stürzen, und bedienet sich der Empfindung, wodurch du uns so glücklich machen wolltest, um uns ganz elend zu machen! — Ihr Mörder, was ist Haß, wenn unglücklich zu machen, Liebe ist? Was ist Feindschaft, wenn alle diese Qualen, die ich leide, von der Zärtlichkeit herfließen? —

Er lag wie ein Wurm, zu meinen Füßen, wälzte sich vor mir im Staube, betete mich an, nahm Seufzer, Thränen, Eide zu Hülfe, meine kämpfende Tugend zu überwinden. Seine Hoffnung, der Gegenstand aller seiner Wünsche, seine ganze Glückseligkeit, das alles war ich. —

Mit

Mit was für einem hämischen verfluchten Lächeln wendet er mir nun den Rücken, und bestrafet meine Einfalt, daß ich ihm mehr Ehre zutraute, als er besaß! Wie jauchzet er über seinen Triumph, und über meinen Jammer! — Jauchze nur Verstockter, die Hölle jauchzet mit dir! Bald soll dein Triumph vollkommen werden: dann will ich aus ihrer Verdammniß die Verfluchten zu dem Schauspiele einladen, daß sie sich mit dir über mein Blut erfreuen! Dieses Blut, dieses elende Leben ist noch das einzige, was du mir gelassen hast. Aber alles sollst du haben; nach der Tugend, die du zerstöret, nach der Ehre, die du mir geraubt hast; auch das Leben, das du mir liessest. Hättest du nur noch Gewissen; um der Rache willen wünsche ich es, damit eben der Dolch, der mich der Qual entreißen wird, dein Herz zugleich durchbohren möchte: damit ich alle meine Pein, meinen Unsinn, meine Schande, meine Verzweiflung mit meinem Blute über dich ausgießen könnte!

Zwar du warest das Opfer, das meine Rache sich zuerst ausersehen hatte; aber ich schämte mich, das Blut eines Elenden zu vergießen. Es war zu wenig, dich fühllos aus einem Leben weg zu stossen, dessen grausamste Foltern und Qualen du noch nicht empfunden hattest, zu wenig Rache wär es, wenn ich dich mit mir zugleich von der Höhe des Lebens hinunter stürzte; deine eigene Verzweiflung mag aus meiner Brust den

Dolch

Dolch reißen, um ihn in die deinige zu stossen; erst aber fühle die künftige Qual im Leben vorher, die dich nach dem Tode erwartet! Alles müße Hölle für dich seyn; Hölle das Leben, Hölle die Zukunft!

Mit diesem Segen verlasse ich dich, meinen Verführer, und bald meinen Mörder. An dem Rande des Grabes schreye ich Rache über dich: meine Sünde und meine verlorne Unschuld ruhen auf dir, und wenn du diese zu verantworten denkest; so verantworte auch das Blut, das nun bald vergossen seyn wird. Ewig müße mein Schatten dir vor Augen stehen; und die Gestalt derjenigen, die du im Leben elend machtest, und verachtetest, müße dich nach ihrem Tode zittern lehren!

XXIV. Brief.

Epicharmus an seine Tochter Eucharia.

Mit eilfertigen Schritten, Eucharia, rückt meine Stunde heran. Rüste dich, meinen Tod so standhaft zu hören, als ich schon bin, ihn zu empfangen. Schmeichle dir nicht mit der Hoffnung, deine Gebete würden dir noch von der Gnade des Schöpfers deinen Vater erbitten; ich fühle zu sehr, daß die Sonne, die itzo sinkt, nie über mir wieder aufgehen wird. Eine unbekannte Stimme, vielleicht die Stimme meines Engels, leise, wie der Seufzer eines Frommen, der in sich gekehrt still zum Schöpfer betet, lispelte mir im Traume zu: „Die mitternächtliche Stunde wird alle Fesseln auflösen, die dich noch an der Erde halten. Dann wirst du mit einem tiefen letzten Seufzer die entfesselte Seele dem Himmel zusenden, und in einer andern Welt deine große Bestimmung antretten.„ So sagte die Stimme; eine weißagende Ruhe floß in meine Seele, und süßere Stärkung als aus dem Becher des Arztes, ergoß sich in meine kraftlosen Glieder, die nun schon ein langes Jahr unter der Hand des Todes gerungen haben.

Auf

Auf einige Stunden kehre ich noch einmal aus einem stärkenden Schlafe ins Leben zurück, und sehe meine letzte Sonne untergehen. Vielleicht erwachte ich noch einmal für dich, meine Tochter! Denn was lasse ich sonst noch unter der Sonne zurück, was mich von dem letzten Schlummer erwecken, was eine Minute meine schon beflügelte Seele zurückhalten könnte! O! du einzigste meiner Sorgen, für die ich in den Armen des Todes, an der Schwelle des Himmels, noch seufze, deren Liebe, so stark, als die Natur, die an meiner Auflösung arbeitet, meine Seele, indem sie entfliehen will, noch einmal so mächtig zurückhält: glaube, mein Geist, der satt vom Genusse der irrdischen Freuden, satt der mühsamen Vergnügen, seiner letzten Bestimmung entgegen eilt, kehrt noch einmal um dich von dem Wege zum Himmel zurück. Mitten in den feyerlichsten Gebeten, unter den Schauren des Todes strömen seine Gedanken nach dir zur Erde hinab, und machen ihm die Trennung von seiner irrdischen Schaale schwerer. — Noch ein Herz voll väterlicher Empfindungen habe ich vor dir auszugießen; denn wenn es leer von den Sorgen der Welt, ganz leer ist, wird meine Seele leichter in einem Seufzer, zum Himmel steigen. Den letzten Segen des Vaters, mein Kind! hast du von mir schon empfangen. Mit entkräfteten Armen, die kaum noch umfangen konnten, schloß ich dich an mein matt klopfendes Herz. Ich versuchte zu reden, vieles zu reden,

und in diesen feyerlichen Augenblicken Reden in dein weiches Herz zu gießen, die man erst am Ufer des Grabes lernet; aber eine unaussprechliche Wehmuth übermächtigte die bebende Sprache, und ich blieb stumm an deinen Lippen hängen. Mit Thränen, die ich verbergen wollte, hatte ich zu ringen; denn die deinigen strömten von den blühenden Wangen herab. Da, Eucharia, wenn meine Seele nicht ohne Kampf ihre Wohnung verlassen sollte, da habe ich meinen Todeskampf überstanden! Du hülltest dein Antlitz in einen Schleyer, und eiltest aus meiner Umarmung hinweg, einsam dich auszuweinen, und ich glaubte nun sterben zu können. Meine Augen wurden des Lichtes müder und müder, und ich sank in die Arme eines stärkenden Schlummers.

Itzo erwache ich, wie von den Todten erweckt, und vom Himmel gestärkt; und da deine Gegenwart die Ruhe meiner Gedanken zerstören würde; so soll sich mein väterliches Herz auf dieses Blatt ergießen. Das ist mein letztes Vermächtniß für dich, meine Geliebte! mein bestes Vermächtniß, wenn du es annimmst!

Unter den Händen meiner zärtlichsten Liebe habe ich dich, o du Hoffnung meines Alters! der mich itzo der Tod entzieht, sorgfältig erzogen; unter meinen Augen blühtest du auf, wie eine kostbare Blume unter der Sorgfalt des Pflanzers. Alle Sorgen meiner einsamen, meiner traurigen Stunden, dieses schwere Vermächtniß deiner sterben-

benden Mutter, das sie mir in allen meinen Schmerzen um sie hinterlies, fielen auf dich, und mein ganzes Herz gehörte nun ungetheilt dir. — Ach! wie glücklich war ich in dir, du geliebtes Bild einer blühenden Mutter, deren Seele noch schöner war, als der Leib, den sie bewohnte! Du warest noch ein Kind; zu jung den Verlust der besten Mutter zu empfinden, als sie in meinen Armen entschlief. Aber dein gutes Herz offenbarte sich schon in dieser Jugend. Oft, wenn ich einsam mein Haupt auf meine Hand gestützt, saß, wenn Thränen, dem Gedächtnisse deiner holdseligen Mutter geweihte Thränen, still über meine Wangen flossen, sahest du unter kindischen Spielen von sympathetischen Kummer gerührt, mich mitleidig an, standest, wie die Unschuld, vergaßest das Spiel, und erzwangst ein unschuldiges Lächeln in deinem Gesichte, das alle Freude verleugnete, von liebenswürdigem Gram umwölkt, und eiltest mit offenen Armen in die meinigen, die sich für dich öffneten. Ich verbarg meine Thränen für dir, drückte dich an mein blutendes Herz, und du horchtest alle Lehren die ich dir gab, von meinen Lippen herab. —

Der Himmel hat meine Gebete erhört, und meine Sorgen, dich zu erziehen, mit Gedeihen gesegnet. Du stehst in der Blüthe der Jahre: aber er hat nicht gewollt, daß ich die Freuden ärndten sollte, die das Alter aus der Tugend der Kinder genießt, die es mit Mühe erzo-

gen hat. Die Blume, die ich gepflanzet, und mit meinen Sorgen gewartet habe, soll mir nicht düften; — möchte sie nur einem Würdigen düften, der werth ist, eine tugendhafte Gehülfinn zu besitzen!

Bald werde ich dich, meine Tochter, verlassen; ach! in gefährlichen Jahren wirst du deines Führers beraubt, wo die Leidenschaften stärker sind, als der unreife Verstand. Siebzehn Sommer zählet erst deine blühende Jugend: ein unmündiges Alter gegen die Verführung der Welt! Mein väterliches Herz bebet für dich! O! hätte der Himmel mir noch diese Glückseligkeit im Leben geschenkt! dich den Armen eines Rechtschaffenen, für dich erwählten Geliebten, anvertrauet zu sehen; wie ruhig würde mein Tod seyn! wie ruhig! —— Doch so hat nicht sein Wille beschlossen. Meine Thränen sollen indeß mit meinen Gebeten für dich flehen. Mein Auge wird noch vom Himmel herab auf dich sehen, und die Flügel des Engels, den er der Unschuld zum Schutze giebt, werden dich decken. —— Aber um alle die Sorgen, die ein redliches Vaterherz trägt, und die für dich das meinige trug, um diese Thränen, die ich bey unserer Trennung vergieße, bey meinem Segen, den ich dir lasse, bitte ich dich, meine einzig Geliebte, in der ich mein Herz auf der Welt hinterlasse, vergiß nicht der heiligen Lehren, die ich dir gab. Erinnere dich immer meiner Ermahnungen, die ich wiederhole, und

glaube,

glaube, daß es Wahrheit sey, was ein Sterbender lehret.

Wage nicht einen unsichern Schritt in der Welt; jeder falsche Tritt leitet auf Nebenwege, Nebenwege führen ins Verderben. Ueberlege jegliche Handlung, und fasse ein Herz, zu kämpfen. Kämpfen ist das Schicksal der Menschen, auf dem Throne, und in Hütten: hier mit dem Unglücke, dort mit dem Glücke: in beyden mit unserm eigenen Herzen. Tugend sey ewig deine Regel; ihrem Fußsteige folge beständig, wenn er auch durch Dornen, über Klippen und Sandwüsten führet, so folge ihm beständig! Der Himmel hat meine Arbeit gesegnet, und dir bleibt ein reiches Vermögen. Aber die Schätze der Erde sind vergänglich, mein Kind! Ein Raub der Schicksale, der Flammen, der Zeit und der Bosheit der Menschen, die oft noch grausamer sind. Verlaß dich nicht auf die flüchtigen Güter; ohne sie, und außer dem Pallast des Reichen, wohnet auch unter Hütten von Stroh der wahre Friede, das Glück des Lebens; und mitten unter dem Ueberfluße herrschet zu oft das Elend. Zwar das Vermögen, was ich dir lasse, ist rein von Sünden. Kein Fluch ruht darauf, keine Thräne beraubter Wittwen und Waisen haftet daran. Alles ist durch meinem Fleiß erworben, oder durch den Segen des Himmels beschehrt; du darfst nicht zittern, es zu genießen, und was dir die Vorsicht beschieden, das möge sie dir,

 künftige

künftige Waise, erhalten. — Aber vielleicht hat sie dir Prüfungen aufbehalten! Und was würdest du seyn, elendes Kind! wenn sie dir das wieder nähme, was sie dir gab, wofern du alle Hoffnung deines Lebens darauf gegründet hättest? Dann würde die Armuth dir unerträglicher werden, als die Schande. Dein eigner Stolz würde dann dein schrecklichster Feind; und der Verlust der Unschuld und Tugend würde dir kein zu hoher Preis dünken, das zu erwerben, was der Himmel zur Prüfung dir nahm. Ach! zu viele sind schon unter dieser Prüfung ersunken! Die Furcht vor Armuth hat schon manche Unschuld verkauft! — Mache dich zeitig mit der Armuth bekannt, und denke richtig von der Ehre. Sie begleitet nicht immer die Pracht. Ihr Aufenthalt ist ein tugendhaft Herz. Dieses bewahre, und setze allen Stolz darinn, unschuldig und tugendhaft zu seyn; dann wirst du die Armuth kaum empfinden. — Armuth zwar ist dem menschlichen Stolz ein schrecklicher Gedanke: aber ein Tugendhafter macht den Kittel ehrwürdig, den er trägt. Tugend stralt unter dem Schutze eines dürftigen Lebens, wie unter dem Staube ein Demant. Auf den Throne erwecket sie Ehrfurcht, in dem Kittel Bewunderung. Einer **Pamela** ist der vortrefflichste Name eines Frauenzimmers weit herrlicher, als der Name einer Königinn. Sollte der Himmel dieser Prüfung dich zu unterwerfen beschließen, o! so würde noch im

Schoo-

Schooße der Erde meine Asche eine Freude empfinden, und im Himmel meine entwichene Seele noch eine Entzückung mehr fühlen, wo das möglich ist, wenn ich dich in der Armuth tugendhaft sähe.

Aber wenn dir die Güte des Himmels dieses Vermögen läßt, so gebrauche es dazu, wozu er es gab. Laß dein wohlthätiges Herz sich auf diese ergießen, die unter der Last des Lebens seufzen. Armuth giebt ein wahrhaftes Recht, Mitleid zu fodern: Mitleid verpflichtet zur Hülfe. Laß keine Thräne rinnen, die du vertrocknen könntest; Thränen, die wir nicht abwischen, wenn wir können, sind so gut, als Thränen, die wir selbst erzwingen. Eile der Nothdurft willig zu Hülfe, ehe sie noch fleht, und komm mit der Güte der Bitte zuvor. Die Güte ist bezahlet; ach! sie ist theuer bezahlt, wenn sie erst durch Seufzer erkauft wird, und hat im Himmel kein Verdienst mehr. Streue milde Wohlthaten um dich aus, und schäme dich nicht der Thräne, die beym Anblicke der Noth in dein Auge tritt, sie ist ein Ausfluß einer göttlichen Seele, und quillt mit Entzückung und himmlischer Ruhe begleitet aus der Güte und Tugend. Das Auge des Gebers, das nicht schwimmt, wenn er giebt, verräth oft ein fühlloses Herz. Ihm ist die Wollust verborgen, die aus Wohlthun entspringt. Wie süß ist der Seele die Erinnerung, die Noth der Menschen entfernt, ein bekümmertes Herz

erleichtert, und das ehrwürdig leitende Alter erquicket zu haben! Wie beruhiget dieses Bewußtseyn, und versetzt uns in einen Stand von sanfter Entzückung! Ausgestreute Wohlthaten, **Eucharia**, sind der Samen einer künftigen reichen Aerndte von wahren Freuden. Schon im Leben ärndtet man sie; aber am Rande des Todes, o! welch ein unbeschreiblicher Vorrath von Trost und Beruhigung! — Glaube es mir, der ich sie jezo empfinde.

Die Jugend ist zu wenig geneigt, sich wahren und ernsthaften Betrachtungen zu überlassen; sie dünket sich zu Vergnügen berechtiget, ehe ihre Zeit dahin ist, und glaubet, mit den besten Betrachtungen ihre schönsten Stunden verdrüßlich zu machen. Aber, meine Tochter, laß dich nicht durch das allgemeine Vorurtheil verleiten, ein gedankenloses Leben in lauter Zerstreuungen zu führen, und ernsthafte Gedanken für Finsterkeit zu halten. Denken ist das Leben der Seele, und ihre höchste Freude besteht im Betrachten. Wir haben eine gefährliche lange Reise durch die Welt! Ungewitter und Stürme kehren ohne Unterlaß das klippenvolle Meer um, worüber wir segeln sollen! Der Weg ist gefährlich, die Straße unsicher; zur Rechten und Linken liegen verborgene Klippen und Sandbänke. Es ist Zeit, daran zu denken, ehe wir die Segel den Winden preis geben. Es ist Zeit, die Karte wohl zu studieren, und alle gefährliche Oerter kennen zu lernen,

die Klippen und Sandhügel zu merken, die Stürme vorher zu sehen, und sich auf alle Zufälle zu schicken, die uns zustossen könnten! Dann werden wir gegen jede Gefahr gerüstet, gegen jeden Feind bewaffnet, gegen alle Zufälle versehen seyn. Nichts, wenigstens keiner von den gemeinsten Zufällen, wird uns unvermuthet kommen; und wer das Uebel voraus siehet, der hat es schon halb überwunden. Ach es bleiben noch genug Zufälle übrig, worauf wir nicht gedacht haben, und vielleicht nicht denken konnten! — Dann werden wir aber doch den meisten zu begegnen wissen; und in den meisten Stunden unsers Lebens ruhig seyn.

Dann aber laß das nicht deinen letzten Gedanken seyn, die Absicht deiner Reise zu betrachten, und — wäre es gleich anfänglich eine ängstliche Betrachtung — das Ende derselben! Denke, du lebest, um zu sterben; diesen großen wichtigen Ausgang laß nicht aus deinen Augen. Er wird für dich eine Quelle von vortrefflichen Regeln werden. Er wird dich mehr lehren, als alle Schulen lehren können: nur diese einzige Regel ist mehr, als ganze Bücher enthalten, lerne sterben! Nur der kann sterben, der beherzt genug ist, dem Tode ins Gesicht zu sehen, und der nur kann ihn ansehen, der mit ihm vertraulich geworden ist. Sieh da den Nutzen der Betrachtung: sterben lernen! O! eine große Kunst! Was uns unvermuthet überrascht, ein plötzlicher Don-

Donnerschlag, der vor uns niederschlägt, das Erdbeben, das unter unsern Füßen den Abgrund öffnet, setzet in Schrecken; aber der Tod gehöret nicht unter diese unvermutheten Zufälle: er ist bestimmet, so gewiß, wie das Leben: und sollte er uns schrecken? Wenn er schrecket! o! so ist er das fürchterlichste und doch gewissestе Uebel! Aber sieh ihn an, und gewöhne dich zu gedenken, daß du sterben mußt; so wird er seine Schrecken verlieren. Was ist nicht furchtbar, wenn es wider unser Vermuthen kömmt? Die Sonne selbst, dieses fröhliche Licht, das den Tag über die schöne junge Welt ausbreitet, dieser helle Glanz, der die Schrecken der Nacht verjagt, würde einem Blindgebornen gewissermaßen schrecklich seyn, wenn das Schicksal ihm auf einmal die Augen aufschlöße. Der Donner, den wir ohne Furcht rollen hören, weil er uns gewohnt ist, würde den in Schrecken zu Boden schlagen, der ihn zum erstenmal über seinem Haupte krachen hörte. Aber man fürchtet das nicht, mit dem man bekannt ist; und wer sich oft erinnert, daß er sterben muß, gewöhnet sich endlich, seinen blaßen Leichnam leblos ausgestreckt, die Augen geschlossen zu sehen, wenn das Herz nicht mehr schlägt, und das Blut still steht, wie er empfindungslos und taub, wie der Baum da liegt, den die Axt von der Wurzel gefällt hat: er gewöhnt sich, die Zeit zu denken, wo er von der Welt Abschied nimmt, und unter

den

den Sternen verschwindet: er gewöhnt sich im Leben, dann sterben zu können, wenn seine Tage voll sind; und wie ruhig wird er den Tod erleiden können, den er längst zu fürchten aufgehöret hat!

Diese Betrachtung, meine **Eucharia**, wird fruchtbar an vortrefflichen Lehren seyn: sie wird dich lehren, dich immer mehr von den Ketten los zu machen, womit dich viele irrdische Begierden an die Welt fesseln; sie wird deine Aussichten weit über dieses Leben hinaus erweitern, deine Hoffnungen auf ewige Gegenstände richten, und dein Leben unschuldig erhalten. Du wirst lernen, daß du für nichts, nicht für Schätze oder Ehre, oder andere Gegenstände, worauf die irrdischen Begierden fallen, sondern allein für dein Gewissen sorgen mußt. Wer ruhig sterben will, der muß mit sich selbst im Frieden stehen; er darf keinen Feind in sich haben, sein Gewissen muß sein Freund seyn: er muß, wenn er am Ende des Grabes in sein Leben zurück schauet, auf eine Reihe von schönen Gegenständen, auf edle Thaten und glänzende Tugenden zurück sehen. Dann kann er Ruhe im Sterben erwarten. Aber erschrecklich ist der Tod eines Lasterhaften; und wäre auch sein ganzes Leben eine aneinander hangende Glückseligkeit gewesen, (ob gleich Laster und Glückseligkeit Begriffe sind, die sich einander aufheben) wäre jede güldene Stunde seiner frohen Tage unter den Rosen des Vergnügens hingeflossen;

sen; so würde doch eine Minute voll Todesangst schrecklicher seyn, als ein ganzes Leben voll solcher Freuden angenehm war.

Aber, o! der sanften Beruhigung der sich selbst bewußten Tugend, mitten in dem Kampfe, der Geist und Körper trennen soll! Keine Worte, meine Tochter, können genug sagen, wie viel diese werth ist; die Sprache ist zu schwach, dir alles auszudrücken, was ich empfinde! Sogar Träume sind ermunternd. Rund um mich stehen glänzende Gesichter, englische Gestalten und Aussichten in ein Land der Wonne und langen Glückseligkeit! Könntest du sehen, was ich sehe, empfinden, was ich empfinde, hoffen, was ich hoffe! Könntest du diese Beruhigungen empfinden, und diese Stille, die jetzo in meiner Brust herrschet, o meine Tochter! so könnte ich versichert seyn, daß die Tugend dich in ihren sanften Fesseln ewig festhalten, daß dein Herz die Erde vergessen, und das Laster verabscheuen würde! — Doch ich hoffe es von dir, denn zur Tugend und zum Himmel habe ich dich erzogen; ich hoffe es und beschwöre dich in der Stunde meines Todes, bey der Stunde, worinn du mir folgen wirst; so zu leben, daß du so sterben kannst, wie ich. — Meine Kräfte sind erschöpfet, ich habe das meinige gethan, nimm noch meinen Segen an, und lebe glücklich — lebe tugendhaft!

Verzeichniß der Briefe.

I. Kleone an den Cyneas. S. 21
II. Cyneas an die Kleone. 38
III. Sophron an den Charidemus. 51
IV. Stirius an Glycera. 69
V. Sichem an seinen Vater. 82
VI. Zunim an Aemilien. 95
VII. Klito an den Parmenides. 105
VIII. Parmenides an den Klito. 125
IX. Kleonikus an den Tirius. 129
X. Charites an den Aristodemon. 139
XI. Climene an ihren Vater. 151
XII. Junius vom Schlachtfelde an den Decius. 161
XIII. Aedon an Narcissa. 181
XIV. Andronikus an den Hermes. 193
XV. Melidor an Themiren. 205
XVI. Austerus an den Eucharius. 221
XVII. Eucharius an den Austerus. 231

XVIII.

XVIII. Alceſt an den Aedon. 241
XIX. Kleonikus an den Silvio. 251
XX. Geli an den Silvi. 267
XXI. Medon an den Hakem. 277
XXII. Sophronio an den Phädon, 289
XXIII. Zarine an den Zemes. 297
XXIV. Epicharmus an ſeine Tochter Eucharia. 306

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dusch, Johann Jacob,

Moralische Briefe zur Bildung des Herzens

Bd.: 1

Wien (1778)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.414
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11109276-1
VD18 12500097-001